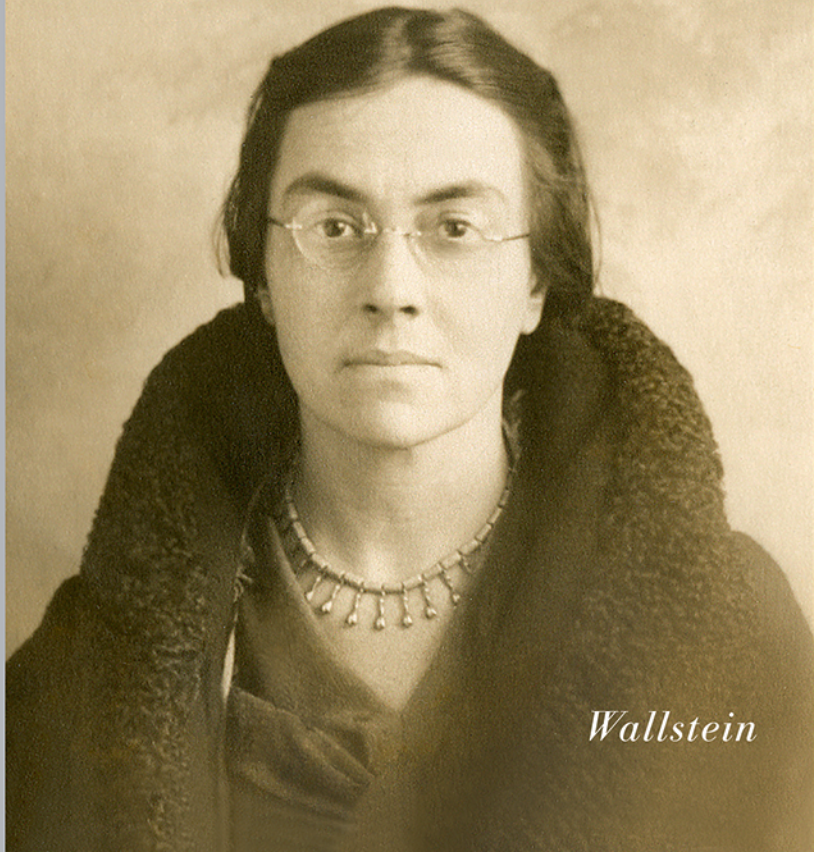


Herausgegeben von
Dorothee Gelhard / Thomas Roider

Gertrud Bing
Gertrud Bing
im Warburg-
Cassirer-Kreis



Wallstein

Dorothee Gelhard und Thomas Roider (Hg.)

Gertrud Bing im Warburg-Cassirer-Kreis

Mit dem Text ihrer Dissertation von 1921

Wissenschaftler in Hamburg
Band 8
Herausgegeben von
Ekkehard Nümann



Dorothee Gelhard
und Thomas Roider (Hg.)

Gertrud Bing
im Warburg-Cassirer-Kreis

Mit dem Text ihrer Dissertation von 1921

WALLSTEIN VERLAG

Gefördert von der



HERBERT UND ELSBETH
WEICHMANN-STIFTUNG

ZEIT
STIFTUNG
BUCERIUS

 **Haspa**
Hamburger Sparkasse

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Vorwort des Herausgebers | 7 |
| Herzlich willkommen, »Fräulein Bing«! Geleitwort von Birgit Recki | 9 |
| Dorothee Gelhard: Gertrud Bing im Warburg-Cassirer-Kreis | 12 |
| Eintritt in die Bibliothek Warburg: Begegnung mit Fritz Saxl | 17 |
| Die Jahre mit Aby Warburg und der Aufbau der K.B.W. (1921-1933) | 25 |
| »Hermia schwimmt!« | 38 |
| Die Londoner Jahre: Aufbau des Warburg Institutes (1933-1964) | 45 |
| Die Warburg-Biografie | 51 |
| Die Dissertation | 62 |
| Dank | 78 |
| Anmerkungen | 79 |
| Thomas Roider: Editorischer Bericht | 113 |
| Textzeugen | 113 |
| Textprobleme und Textgestaltung | 115 |
| Benutzung der Edition | 122 |
| Anmerkungen | 124 |
| Gertrud Bing: »Der Begriff des Notwendigen bei Lessing. Ein Beitrag zum geistesgeschichtlichen Problem Leibniz-Lessing« (1921) | 131 |
| Leibniz | 133 |
| Lessings Aesthetik | 147 |
| Geschichts- und Religionsphilosophie | 164 |
| Emilia Galotti | 203 |
| Nathan | 219 |
| Verzeichnis der benutzten Literatur | 226 |
| Editorische Anmerkungen | 232 |
| Gertrud Bing: »Auszug aus der Inaugural-Dissertation« | 309 |
| Editorische Anmerkungen | 318 |

Weitere Dokumente

| | |
|---|-----|
| Dissertationsgutachten | 320 |
| Berichte zur mündlichen Prüfung | 324 |
| Editorische Anmerkungen | 326 |

Anhang

| | |
|---|-----|
| Verzeichnis der Schriften Gertrud Bings | 332 |
| Stammtafel (Auszug) | 335 |
| Gertrud Bing – Lebensdaten im Überblick | 336 |
| Literaturverzeichnis und Quellen | 337 |
| Abkürzungen | 337 |
| Dokumente aus Archiven | 337 |
| Internetquellen | 337 |
| Literatur | 337 |
| Bildnachweis | 342 |
| Personenregister | 343 |

Vorwort des Herausgebers

Mit der Schriftenreihe »Wissenschaftler in Hamburg« würdigt die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung jene Persönlichkeiten, die sich um die Forschung, Lehre und Bildung in der Hansestadt besonders verdient gemacht haben.

Die zuletzt herausgegebene Biografie der Reihe widmete sich dem Kunsthistoriker Martin Warnke und dessen herausragenden Verdiensten: Er hat das Gebäude in der Heilwigstraße 116, in dem von 1926 bis 1933 die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg untergebracht war, für das wissenschaftliche Leben Hamburgs zurückgewonnen und in den 1990er-Jahren als interdisziplinäres Forum für Kunst- und Kulturwissenschaften etabliert.

In diesem Band geht es um die Kunsthistorikerin und Philosophin Gertrud Bing und ihre Arbeit für die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg. Nach ihrer Promotion 1921 wurde sie dort – auf Empfehlung Ernst Cassirers – als Bibliothekarin eingestellt und avancierte drei Jahre später zur persönlichen Assistentin und engsten Mitarbeiterin Aby Warburgs. Als stellvertretende Direktorin der Bibliothek rettete sie die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg 1933 zusammen mit Fritz Saxl vor dem Zugriff der Nationalsozialisten, organisierte den Umzug nach London und sorgte für ihre Angliederung an die University of London als Warburg Institute, das sie von 1955 bis 1959 als Direktorin leitete.

Mit der erstmaligen Edition der bislang unveröffentlichten Dissertation Gertrud Bings (»Der Begriff des Notwendigen bei Lessing. Ein Beitrag zum geistesgeschichtlichen Problem Leibniz-Lessing«) soll ihre Bedeutung als Wissenschaftlerin gewürdigt werden.

Der Aufbau des vorliegenden Bandes unterscheidet sich insofern von den bisher erschienenen Lebensbildern der Reihe »Wissenschaftler in Hamburg«, als er in verschiedene Abschnitte gegliedert ist, die zwei Autoren bearbeitet haben: Dorothee Gelhard schrieb die Einleitung, die Gertrud Bing im Warburg-Cassirer-Kreis darstellt, und verfasste das Verzeichnis der Schriften Bings, den Lebensüberblick und die Ahnentafel. Thomas Roeder wiederum war verantwortlich für die Erstellung und Kommentierung der Textedition sowie den dazugehörigen Bericht.

Allen, die neben den beiden Autoren zum Gelingen der vorliegenden Publikation beigetragen haben, gebührt der Dank der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung. Drei Namen seien an dieser Stelle besonders hervorgehoben: die Herbert und Elsbeth Weichmann-Stiftung, die Zeit Stiftung Bucerius und die Hamburger Sparkasse, ohne deren finanzielle Unterstützung dieses Buchprojekt nicht hätte realisiert werden können.

Dr. Ekkehard Nümann

Herzlich willkommen, »Fräulein Bing«!

Die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg in Hamburg, 1926 in ihr eigenes, von Gerhard Langmaack gebautes Domizil in der Heilwigstraße 116 eingezogen, war mit ihren 65.000 Bänden so viel mehr als bloß eine reichbestückte Bibliothek. Sie war ein Unternehmen, das mit normalen Maßstäben nicht zu erfassen ist. Aus den Berichten der befreundeten Gelehrten, die das Glück hatten, dort forschen zu dürfen, wissen wir ebenso wie aus dem *Tagebuch der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg*, den Gesprächsprotokollen der regelmäßigen Arbeitsbesprechungen Aby Warburgs mit den Bibliothekaren, dass dort nicht nur in unablässigem Einsatz Bücher angeschafft und verwaltet wurden. Da wurden theoretischen Texten aussagekräftige Bilder zugeordnet und deren Reproduktionen in Auftrag gegeben, Publikationsprojekte und Editionen betreut, im Entstehen und Erscheinen begriffene Texte redigiert, Dissertationen angeregt und vermittelt und überhaupt in jedem nur denkbaren Ausmaß wissenschaftliche Kontakte gestiftet und Beziehungen gepflegt. Und im Herbst 1933 wurden dort die Bücher reisefertig gemacht für den Schiffsweg nach London, wo sie im eigens gegründeten Warburg Institute vor dem Übergriff der Nationalsozialisten sicher waren.

Immer wieder haben wir in biographischen und wissenschaftlich-essayistischen Texten über die K.B.W., den Kreis um Aby Warburg und die Hamburger Schule der Kunstgeschichte neben den Namen der ruhmreichen Gelehrten jener Zeit auch die der beiden für den Betrieb verantwortlichen Bibliothekare gelesen. Fast immer stand dabei das »Fräulein Bing« oder »Frl. Bing«, wie die 1921 von Robert Petsch und Ernst Cassirer promovierte Gertrud Bing dem Geist der Zeit entsprechend angesprochen wurde, im Schatten ihres älteren Kollegen und lange Zeit heimlichen Lebensgefährten Fritz Saxl. Dass Gertrud Bing tüchtig war und von Anfang an Verständnis für den besonderen Charakter der K.B.W. mitbrachte, geht aus mancher wertschätzenden Erwähnung der Zeitgenossen hervor, die mit ihr zu tun hatten. Der Edition ihrer Dissertation durch Dorothee Gelhard und Thomas Roeder kommt das große Verdienst zu, dem Leser vor Augen zu führen, dass sie auch als selbstständige Wissenschaftlerin mit ihren sachlichen

und methodischen Intuitionen einen genuinen Zugang zum geistesgeschichtlichen und philosophischen Ansatz Aby Warburgs und Ernst Cassirers hatte.

Die ausführliche Einleitung von Dorothee Gelhard schildert in markanten Strichen die Stationen eines Lebens im Dienst der Wissenschaft und macht in der urteilssicheren Auswertung zeitgenössischer Dokumente die Leistungen Gertrud Bings anschaulich – von ihrem Studium in München in den Jahren 1916 bis 1918 und dessen Fortsetzung in Hamburg mit Promotion bei dem Literaturwissenschaftler Robert Petsch und dem Philosophen Ernst Cassirer 1921, über ihren Eintritt in den Arbeitsbereich der K.B.W. auf Cassirers Empfehlung, ihre Zusammenarbeit mit deren erstem Leiter Fritz Saxl, ihre exklusive Zusammenarbeit mit Aby Warburg ab 1926 bis zu dessen Tod 1929, über ihre arbeits- und sorgenreichen, aber auch von akademischer Anerkennung gekrönten Jahre im Londoner Exil – bis hin zur Fortsetzung ihrer Forschungs- und Publikationspläne unter prekären Bedingungen im Spagat zwischen London und Hamburg.

Für ihre These, dass das weitgehend unauffällige Wirken Gertrud Bings nicht verwechselt werden darf mit dem Status des Opfers männlicher Missachtung und Verdrängung, führt Gelhard überzeugende Befunde in deren institutionellem Engagement an; ihre eindrucksvollste Bestätigung findet diese Position durch die Edition der bislang unveröffentlichten Dissertation *Der Begriff des Notwendigen bei Lessing. Ein Beitrag zum geistesgeschichtlichen Problem Leibniz-Lessing*. Von Bings Befähigung zu produktivem wissenschaftlichem Denken können sich die Leser nun endlich selbst einen Eindruck verschaffen.

Dabei hat der Zeitpunkt der Veröffentlichung dieses Buches einen hochwillkommenen Nebeneffekt. Gehört zu den Jubiläen, die wir im Jahr 2024 begehen, doch der 150. Geburtstag Ernst Cassirers, der am 28. Juli 1874 geboren wurde. Die Edition von Gertrud Bings Hamburger Dissertation beschert uns aber nicht allein die Bekanntschaft einer bemerkenswerten Gelehrten – sie darf auch als ein Beitrag zur Cassirer-Forschung gelten. Mit der systematischen Frage nach dem Verhältnis von individueller Freiheit und Determination, das sie im Spannungsfeld des Denkens von Lessing und Leibniz bearbeitet, trifft die junge Autorin, die mit dieser von ihren Gutachtern für ihre Selbstständigkeit gelobten Arbeit den Doktorgrad erwarb, das grundlegende

Problem, das Cassirer in seinem Werk beschäftigt hat: Seine *Philosophie der symbolischen Formen* ist als eine Theorie der Kultur angelegt, die in allen ihren Hervorbringungen – vom mythischen Bild über den artikulierten Laut der Sprache bis hin zu den Werken der Kunst wie der Wissenschaft – als Ort und Prozess der Freiheit begriffen werden soll. Bemerkenswert ist ebenso, dass Bings Arbeit schon in ihrem Format zwischen Literaturwissenschaft und Philosophie auf das gleiche interdisziplinäre Ethos hinweist, dem Cassirers gesamtes philosophisches Werk verpflichtet ist. – Zu untersuchen, ob sie auch spezifisch in ihrem Zugriff auf Leibniz von seiner preisgekrönten Schrift über *Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen* (1902) profitiert, dürfte zu den reizvollen Aufgaben gehören, die sich im Anschluss an dieses Buch für die Forschung stellen.

Prof. Dr. Birgit Recki

Gertrud Bing im Warburg-Cassirer-Kreis

Gertrud Bing, die eigentlich Gertrude hieß, wurde am 7. Juni 1892 in Hamburg geboren und starb am 3. Juli 1964 in London. Sie war das dritte Kind des jüdischen Kaufmanns Moritz Bing und seiner Frau Emma, geb. Jonas.¹ Nach dem Abitur am Heinrich-Hertz-Realgymnasium schloss sie 1912 das Lehrerinnenexamen am Kloster St. Johannis in Hamburg ab. Bis 1915 war sie als Lehrerin an der Vorschule in Altrahlstedt tätig. Ein Jahr später nahm sie das Studium der Philosophie, Psychologie und der Germanistik in München auf, das sie aufgrund des Ersten Weltkrieges, den sie als Vertretungslehrerin an der Knabenschule in Eimsbüttel erlebte, hatte unterbrechen müssen. Nach dem Krieg setzte sie ihr Studium in Hamburg bei Ernst Cassirer fort, der sie an die Bibliothek Warburg in der Heilwigstraße vermittelte.²

Als Bing am 4. Juni 1921 ihre Dissertationsschrift verteidigte, gehörte sie zu den ersten Doktorandinnen, die an der 1919 gegründeten Hamburgischen Universität promoviert wurden. Das Protokoll der Promotionsprüfung dokumentiert, dass Bing die Promotion im Hauptfach »Deutsche Literaturgeschichte« bei Robert Petsch ablegte und in den Nebenfächern Psychologie bei Wilhelm Stern und Philosophie bei Ernst Cassirer, der auch der Zweitgutachter ihrer Arbeit gewesen ist. Sie war damit zugleich die erste Schülerin, die bei Ernst Cassirer ihre Disputation hatte. Gertrud Bings Promotionsakte, die in den 1990er-Jahren von Rainer Nicolaysen und Eckart Krause gefunden und dem Staatsarchiv Hamburg zur Aufbewahrung übergeben wurde, ist vollständig erhalten. In der Akte finden sich, neben den Protokollen der mündlichen Prüfung der Prüfer Stern, Petsch und Cassirer, auch die beiden Gutachten zu Bings Dissertationsschrift, ihr handschriftlicher und maschinengeschriebener Lebenslauf, der Antrag auf Zulassung zur Promotion vom 3. Mai 1921, eine Kurzfassung der Arbeit für die Disputation und die Promotionsurkunde vom 18. Oktober 1922, die belegt, dass sie die Promotion mit »sehr gut« bestanden hat, und außerdem eine Empfangsbescheinigung der Universitätskasse vom 20. April 1922 über die erste Rate von 20 Mark der damals fälligen Promotions-

gebühren von insgesamt 200 Mark. Am 17. Juni 1921 bestätigt Bing der Universität Hamburg, die Arbeit sowie ihre Abschlusszeugnisse zurückerhalten zu haben. Eine Mitteilung der Philosophischen Fakultät vom 18. Oktober 1922 enthält schließlich die Bitte an die Herren Lütcke und Wulff um Drucklegung des Doktorbriefes in sieben Exemplaren. Bings Arbeit selbst blieb unpubliziert und lag bis jetzt nur als Typoskript auf dünnem Durchschlagpapier mit handschriftlichen Ergänzungen beziehungsweise Streichungen vor. Das originale Handexemplar aus dem Nachlass Gertrud Bings befindet sich heute im Warburg Institute in London. Die vorhandenen Durchschläge der Arbeit unterscheiden sich durch handschriftlich eingefügte Korrekturen.³

Die Arbeit war allerdings ausleihbar. So weist beispielsweise ein für die Einsichtnahme eingefügtes Ausleihformular der Staatsbibliothek Hamburg als zweiten Eintrag von 1926 Erwin Panofsky als Leser aus, der zusammen mit Aby Warburg und Fritz Saxl an der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg (K.B.W.) die neue Kunstwissenschaft lehrte. Zuletzt wurde Bings Arbeit in Hamburg 2003 eingesehen, davor vereinzelt in den 1970er-, 80er- und 90er-Jahren. Viel Beachtung fand ihre Dissertation bisher somit nicht. Das verwundert ein wenig, ist Gertrud Bing doch nach der mit »sehr lobenswert« benoteten Promotion durch Ernst Cassirer und den Germanisten Robert Petsch sofort von Cassirer als Mitarbeiterin für die Bibliothek Warburg empfohlen worden. Saxl hat sie daraufhin offenbar aus eigener Entscheidung eingestellt, wie aus einem Schreiben an Max Warburg hervorgeht: »Mit Hilfe von Fräulein Dr. Bing, von deren Einstellung ich zufällig Professor Warburg noch nicht berichtet hatte, werden nun die gesamten Zettel nochmals bibliographisch überprüft [...]«.«⁴ Zusammen mit Fritz Saxl und Edgar Wind wird Bing 1933 maßgeblich an der Rettung der Bibliothek Warburg beteiligt sein.

Es ist zudem in einem ganz erheblichen Maße auch Bings Verdienst, dass aus der K.W.B. in Hamburg das Warburg Institute in London wurde, das seit 1944 Teil der University of London ist. Bis zu seinem Tod 1948 war Fritz Saxl der Institutsdirektor. Ihm folgte Henri Frankfort nach, der das Institut die nächsten fünf Jahre von 1949 bis 1954 leitete. Erst nach dessen überraschend frühem Tod übernahm Bing schließlich selbst von 1955 bis 1959 die Leitung.

Phil. Ges. u. Hamb. 17. 12. 1921
L. Exemplar

DER BERICHT DES NOTWENDIGEN BEI LESSING
EIN BEITRAG ZUM GEISTIGEN U. ETHISCHEN PROBLEM LEIBNIZ/LESSING

A - 0 8321

Dissertation
Zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät
der Hamburgischen Universität
vorgelegt
von
Gertrud Bing aus
Hamburg
Hamburg 1921

2. Ex.

Hamburg
Disc. phil. 523
Mars.

Titelblatt des Hamburger Exemplars (H²) der Dissertation Gertrud Bings

Über die Frau, die sich in so außergewöhnlicher Weise in den Dienst Warburgs und seiner Bibliothek stellte, der wir es in erheblichem Maße zu verdanken haben, dass die Sammlung gerettet, erhalten und fortgeführt wurde und die dafür gesorgt hat, dass das Warburg Institute in London bis heute ein international anerkanntes und angesehenes Forschungsinstitut geblieben ist, ist jedoch auffallend wenig bekannt. Sie, die anderen Forschern bei ihren Arbeiten stets mit Rat und Kritik unermüdlich zur Seite stand, hat selbst wenig publiziert, und wenn sie doch einmal etwas zur Veröffentlichung freigab, versuchte sie stets als Person zurückzutreten. Außer biografischen Publikationen zu Warburg und Saxl sind von ihr noch zwei Aufsätze in den Warburg-»Journals« erschienen.⁵ Dass das jedoch nicht aus mangelndem Selbstbewusstsein geschah, sondern vielmehr einer gewissen Ethik der Darstellung geschuldet war, die sie sehr bewusst gewählt hat, wird unter anderem in einem Brief deutlich, den sie an den Romanisten Ernst Robert Curtius schrieb:

[...] Ich habe Ihnen, lieber Herr Curtius, ja eigentlich noch immer einen Vortrag halten wollen »über die rechte Art, Warburg zu lesen«, denn ich war doch ein bisschen enttäuscht über die Tatsache, dass Sie offenbar in den vorliegenden Bänden der Gesammelten Schriften den sprechenden Warburg, so wie Sie ihn erinnern, nicht haben wiederfinden können. Ich glaube auch nach wie vor, dass im Grunde trotz seiner Art, prinzipielle und umfassende Dinge nicht auszusprechen, in den veröffentlichten Schriften alles Wesentliche drin steht und herauszulesen sein müsste, aber ich habe gerade im Gespräch mit Kaegi gemerkt, dass wir uns bei den künftigen Bänden vielleicht doch bemühen müssen, ihn etwas leichter verständlich zu machen. Ich habe mich ja damals auf den Standpunkt gestellt, nur ihn sprechen zu lassen und nichts zu kommentieren.⁶

Die geplante Biografie über Warburg konnte sie jedoch krankheitsbedingt nicht mehr schreiben, und ihre eigene philosophische Arbeit, die sie unter Cassirer begonnen hatte, setzte sie nicht mehr fort. Stattdessen widmete sie ab 1921 ihre gesamte Arbeitskraft dem Werk Warburgs und dem Nachleben seiner Ideen, so dass ihr Leben, das so eng mit ihm und seiner Bibliothek verbunden war, wie die Sammlung selbst in zwei Teile zerfällt: die Hamburger Jahre *mit* Warburg und der Auf-

bau der K.B.W. als öffentliche Wissenschaftseinrichtung (bei Warburgs Tod umfasste die Bibliothek 65.000 Bände) und die Londoner Jahre *im Geiste* Warburgs, in denen aus der K.B.W. schließlich das Warburg Institute am Woburn Square wurde. Unter dem Rektorat Bings war die Sammlung bereits auf über 140.000 Bände angewachsen.⁷ Gertrud Bing ist mit der Warburg Bibliothek aufs Engste verbunden. Ihre Spuren zeigen sich in der Systematik der Sammlung, die niemand so wie sie verinnerlicht hatte, aber auch in den von ihr erstellten Indices⁸ zu Publikationen, die im Umkreis der K.B.W. entstanden sind. So wandte sich Cassirer nach Erscheinen seiner Studie *Individuum und Kosmos* in einem Brief, den er an Warburg, Saxl und Bing schrieb, voll Dankbarkeit explizit an seine ehemalige Doktorandin:

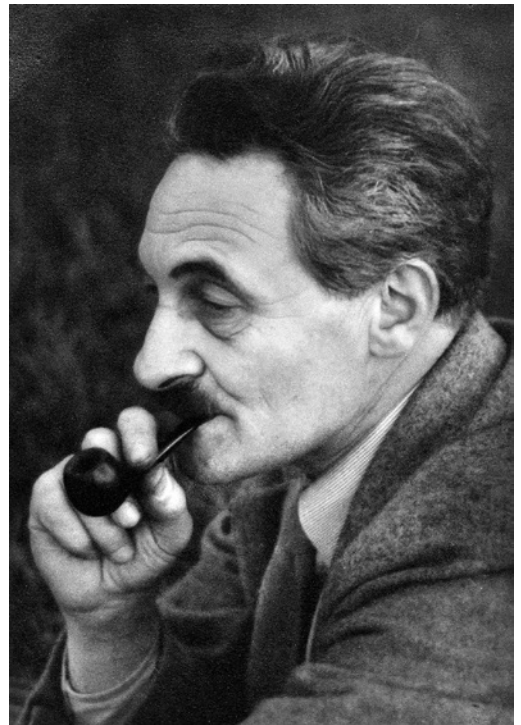
Und was Sie, liebes Frl. Bing betrifft, so muß ich seit gestern den Spott meiner Frau über mich ergehen lassen, weil ich ständig in Ihrem Index – lese. Und diese Lektüre bereitet mir auch noch etwas anderes als eine bloß sachliche Freude und Befriedigung – ich spüre in ihr immer von neuem welches freundschaftliche Verständnis und wie viel persönliche Arbeit einen solchen Index allein zu schaffen verursacht hat. Zugleich enthält er die feinste und diskreteste Form der Kritik: denn man erfährt durch ihn nicht nur, was in dem Buch steht, sondern auch was eigentlich in ihm hätte stehen sollen, aber leider übergangen worden ist. Dies alles wollte ich Ihnen doch mit einem Worte sagen, noch ehe meine Frau und ich Ihnen unseren persönlichen Dank abstatten können.⁹

Eintritt in die Bibliothek Warburg: Begegnung mit Fritz Saxl

Als Gertrud Bing ihre Dissertation 1921 einreichte, befand sich Ernst Cassirer selbst erst kurze Zeit in Hamburg. Nach der Gründung der Universität im März 1919, an der sich neben Aby Warburg auch das Bankhaus Warburg unter der Leitung seines Bruders Max maßgeblich beteiligt hatte, war Cassirer am 18. Juni desselben Jahres auf den Lehrstuhl für Philosophie berufen worden und hatte dort seit dem Wintersemester 1919/20 seine Lehrtätigkeit aufgenommen. Warburg hielt sich in jenen Jahren im Sanatorium Ludwig Binswangers in Kreuzlingen auf. Er hatte für die Dauer seiner Abwesenheit eine Kommission beauftragt, die befugt war, Entscheidungen über die Zukunft der Bibliothek zu treffen. Die Familie beschloss, die Bibliothek nicht zu verkaufen, sondern berief im Winter 1919/20 Fritz Saxl an die Bibliothek Warburg (B.W.), der von 1913 bis zu seiner Einberufung 1914 bereits als »wissenschaftlicher Hilfsarbeiter« beschäftigt gewesen war und mit Warburg das große Interesse für Astrologie und Planetendarstellungen teilte.

Bing hat in ihren Erinnerungen Saxls erste Begegnung mit Warburg beschrieben, die den Grundstein für die spätere Beziehung der beiden Männer legte:

Warburg showed Saxl his *Wanderkarte*, a map of the routes along which the tradition had travelled; it charted the places from India to Northern Germany where



Fritz Saxl, ca. 1927, WIA

evidence of the migration of pictures or descriptions of the star figures had been found, and included the dates, from the end of antiquity down to the early sixteenth century, to which the records referred. It was a historical geography of image-making which fascinated Saxl by its visual presentation of a vast problem conceived in minute detail. Here the history of »art« as he had known it was no longer an end in itself. He was also shown the library, which Warburg had built up with the single purpose of opening ways of inquiry into the questions of which he had become aware in the course of his work. Saxl realized that he was in the presence of one whose experience was far deeper and more exacting than his own, and his small efforts appeared very superficial to him. But when he said, »May I not leave all my material to you? – you can deal with it so much better than I«, Warburg gave him an answer which he did not forget: »One does not solve problems by giving them away«. Here was a hint of Warburg's sense of personal dedication to his research, but also, Saxl felt, a promise »to share the burden which he imposed«. It was this attitude, as much as the common interest in astrology, that sealed the *synastria* between them.¹⁰

Nach Kriegsende arbeitete Saxl im Heeresmuseum in Wien. Als er 1918 von Warburgs schwerer Erkrankung erfuhr, ließ er dessen Frau Mary umgehend wissen, dass er jederzeit nach Hamburg kommen könne, falls man seine Arbeit benötige. Ein Jahr später fragte Max Warburg offiziell bei ihm an, ob er bereit sei, als Mitarbeiter an die Bibliothek zu kommen.¹¹ Saxl sagte sofort zu und trat seine Stelle im April 1920 an. Zwar war verabredet worden, dass er alle Entscheidungen, Initiativen und Vorschläge mit Warburg absprechen sollte, doch ist die Umwandlung von der Privatbibliothek in ein öffentliches Forschungsinstitut im Wesentlichen sein Verdienst. Bing zufolge war Saxl zum ersten Mal dieser Gedanke gekommen, als er und Warburg im Frühling 1914 in Florenz vor Masaccios Fresko *Der Zinsgroschen* in der Brancacci-Kapelle in Santa Maria del Carmine standen.¹² Allerdings hatte sich Warburg schon seit 1909 beim Hamburger Senat immer wieder für die Gründung eines Forschungsinstituts eingesetzt. Der Senat teilte Warburgs Sicht jedoch nicht, und so musste Saxl zehn

Jahre später mehrfach aktiv werden, bis aus der Privatbibliothek eine öffentliche Einrichtung werden konnte.

Bing war also in einem sehr entscheidenden Augenblick zum Warburg-Kreis gestoßen. Ihre Aufgabe war nicht nur die Verwaltung eines Buchbestandes, sondern sie sollte insbesondere mithelfen, die B. W. an die Universität Hamburg anzubinden. Den gleichen Prozess haben Bing und Saxl ein Vierteljahrhundert später in London wiederholen müssen, wobei der zweite Versuch von Erfolg gekrönt war.

Karin Hellwig hat den mühsamen Weg und die verschiedenen Initiativen, die Saxl in den 1920er-Jahren ergriffen hat, um die Bibliothek in die Öffentlichkeit zu bringen, genau untersucht. Als Saxl nämlich 1920 kommissarisch die Leitung der B. W. übernahm, stellte er schnell fest, dass die Buchbestände bisher ausschließlich auf »die Bedürfnisse Warburgs zugeschnitten [waren], weshalb Standardwerke und Zeitschriften fehlten, die Forscher in einer öffentlichen wissenschaftlichen kunsthistorischen Bibliothek durchaus erwarten konnten«. ¹³ Saxl musste nicht nur den Buch- und Zeitschriftenbestand erweitern, er stand vor allem auch vor der Aufgabe, die Vorbereitung, Herstellung und wissenschaftliche Auswertung der Kataloge der Buchbestände, Handschriften und Fotografien vorzunehmen. Sein Vertrag sah außerdem verlegerische Aufgaben vor, wie etwa die Schriften Warburgs herauszubringen – das hat später Bing selbstständig übernommen – und auch noch seine eigene Forschungstätigkeit fortzusetzen sowie die Anbindung an die Universität voranzubringen. In der ersten Zeit seiner Anstellung in Hamburg fiel ihm zunächst die Aufgabe zu, Franz Boll – Warburgs langjährigem Freund und Gewährsmann in Fragen der »astrologica« – bei der Herausgabe der Warburg'schen Luther-Studie¹⁴ zu helfen. Saxl brauchte somit in der Tat sachkundige und kompetente Unterstützung für all die vielfältigen Aufgaben, die er von Bing schließlich auch erhielt.

Sie hat später erzählt, wie hilflos sie sich zunächst vorkam, als ihr der junge Direktor Fritz Saxl einen Stoß Bücher über arabische Naturwissenschaft im Mittelalter zur Katalogisierung und chronologischen Einordnung auf den Tisch legte. Damals schienen diese Gebiete noch ferner von dem gewohnten Forschungskreis des Geisteswissenschaftlers abzuliegen als heute. Und doch wußte sie sich so schnell in diese neuartige Forschungsrichtung einzuarbei-

ten, in der es immer um die konkreten historischen Zusammenhänge der Überlieferungsgeschichte ging, dass die Welt der Bücher ihre eigene Welt wurde.¹⁵

Nach ihrer Einstellung berichtet Saxl an Max Warburg:

So weit ich die Sache nach dem Bisherigen beurteilen kann, scheint sich Fräulein Bing zu bewähren. Sie ist vor allem fleißig, was für diese Riesenarbeit Hauptbedingung ist, und sie hat Verständnis für die in der Aufstellung der Bibliothek liegenden Gedanken, die klar hervortreten zu lassen, ja die erste und wichtigste Aufgabe des Katalogs sein wird.¹⁶

Bing war zunächst nicht festangestellt, sondern wurde nur für vier Stunden täglich in der Bibliothek beschäftigt.¹⁷ Wann sie eine Festanstellung bekam, geht aus der Korrespondenz Saxls mit Warburg nicht hervor. Sie übernahm die Katalogisierungsarbeiten und war für die systematische Einordnung und Signierung der Bücher verantwortlich, die in ihrer Aufstellung bereits das Programm der K.B.W. widerspiegeln sollten. »[...] there existed a rule-of-thumb catalogue fit only to refresh the memory of those who already knew the books«, erinnerte sie sich.¹⁸ Es dauerte mehr als 30 Jahre, bis endgültig alle anfänglichen Katalogisierungsfehler beseitigt waren.¹⁹ Warburgs neue kulturwissenschaftliche Methode sollte nicht nur eine abstrakte Idee sein, sondern den Benutzern bereits durch die besondere Art der Bücheraufstellung Antworten geben sowie zu immer neuen Fragestellungen inspirieren. Wie anregend diese Aufstellung war, berichtet Toni Cassirer, die Ehefrau Ernsts:

Ich erinnere mich, wie Ernst nach dem ersten Besuch der Bibliothek in einer für ihn sehr ungewöhnlichen Erregung nach Hause kam und mir erzählte, dass diese Bibliothek etwas unerhört Einmaliges und Großartiges wäre, und Dr. Saxl, der sie ihm gezeigt hatte, ein äußerst merkwürdiger, origineller Mann zu sein schien, dass Ernst ihm aber nach der Führung durch die langen Bücherreihen gesagt habe, dass er nie wiederkommen würde, da er sonst ganz sicherlich in diesem Labyrinth verloren gehen würde. [...] Die

Entdeckung der Bibliothek Warburg glich der Entdeckung einer Fundgrube, in der Ernst einen Schatz nach dem anderen zu Tage förderte. Saxl war glücklich, dass er jemanden gefunden hatte, der die Fragestellung, auf der die ganze Sammlung aufgebaut war, sofort erfaßt hatte.²⁰

Die kulturwissenschaftliche Methode Warburgs wollte die »geschichtlichen Tatsachen der Überlieferung untersuchen, die Wanderstraßen der Tradition aufzeigen, und zwar so allseitig als möglich, dann aber aus solcher Erkenntnis allgemeine Schlüsse auf die Funktion des sozialen Gedächtnisses der Menschheit ziehen«.²¹ Warburg hatte deshalb Gegenstände des täglichen Bedarfs in seine Betrachtung einbezogen. Er analysierte nicht nur die großen literarischen Zeugnisse, sondern vor allem auch Privatdokumente.

[...] zu Warburgs Zeit hätte sich kein Kunsthistoriker für die Geschäftskontrakte der Medici interessiert, oder für das Testament eines ihrer Teilhaber, in dem von Kunst nichts vorkommt, oder für die Briefe ihrer Verehrer, die über schlechte Geschäfte klagen; derartiges wurde den Historikern der Nationalökonomie überlassen. Was die Gegenstände des Hausrats anbelangt, so gehörten sie nach damaliger Auffassung zum Kunstgewerbe, und ihr Bilderschmuck schien nach Stil und Inhalt zu weit entfernt von den Erzeugnissen der sogenannten »freien« Kunst, als dass man sich gefragt hätte, wie Warburg es tat, ob nicht vielleicht in beiden Fällen die Wahl des Bildinhalts durch den Gebrauch mitbestimmt war.²²

Diese Methodologie spiegelte die Bibliotheksstruktur wider. Infolgedessen unterlag das Ordnungsprinzip der Bücher nicht dem gängigen Bibliotheksreglement, sondern einem durchdachten begrifflichen System. Den vier Magazingeschossen des Hauses waren vier große Themenbereiche zugeordnet, die ein grobes Klassifikationssystem bildeten: Das erste Geschoss war dem menschlichen Handeln, »Dromenon«, gewidmet, das zweite dem Wort, das dritte der Orientierung, das vierte dem Bild. »Sie repräsentieren Warburgs Vorstellung von der Entwicklung des menschlichen Geistes: vom reflexhaften Tun über die Ausbildung der Sprache und die Orientierungsversuche in Raum und Zeit

zum symbolischen Handeln.«²³ Nach dem gleichen Prinzip ist auch Cassirers philosophisches Hauptwerk *Die Philosophie der symbolischen Formen* aufgebaut, das in jenen Jahren im engen Austausch mit der Bibliothek Warburg entstanden ist. Warburgs Methodologie prägte aber nicht nur die einzelnen Magazingeschosse, sondern auch die Anordnung innerhalb der Regale. Die Bücher waren nicht alphabetisch, sondern nach inhaltlichen Kriterien geordnet: nach dem – oft zitierten – »Gesetz der guten Nachbarschaft«. Aus dieser eigenwilligen Struktur ergaben sich zwangsläufig immer wieder neue Zuordnungen und aufwendige Umstellungen, worüber die Aufzeichnungen des Tagebuchs der Bibliothek beredete Auskunft geben.

Um die Bücher überhaupt auffindbar zu machen, hatte man ein flexibles Signierungssystem mittels Farbstreifen entworfen. Es sollte die Beweglichkeit des Buches innerhalb verschiedener Kontexte ermöglichen, ohne dass man Gefahr lief, es für immer zu verstellen. Jedes Buch wurde mit drei Farben gekennzeichnet, mit der sogenannten Trikolore. Die erste Farbe unterschied die Wissenschaftsgebiete – Philosophie etwa wurde dunkelgrün, Kunstgeschichte weinrot, Naturwissenschaft gelb markiert. Die zweite Farbe bezeichnete den methodischen Stellenwert eines Buches: Handbuch, Quellentext oder historisches Werk. Die dritte Farbe schließlich betraf die Unterabteilungen: Hellenistische Mysterienreligion, Orientalisches Mittelalter, Italienische Renaissance. [...] Das Buch muß reversibel bleiben. Warburg erreichte das mühsam durch ein kompliziertes Netz aus Karteien und Verweisen. [...] Das Wandern der Bücher hatte zwar für die Angestellten beschwerliche Umräumaktionen zur Folge; es zeichnete aber unmittelbar die Denkbewegungen Warburgs nach.²⁴

Gertrud Bing übernahm nicht nur die komplizierten Katalogisierungsarbeiten, sondern beteiligte sich auch an der Drucklegung des Katalogs der Bibliothek und war für die bibliografische Überprüfung des Kataloges zuständig.²⁵ Beides war unverzichtbar hinsichtlich der auch von der Familie gewünschten Umwandlung der B.W. in ein öffentliches Institut. Sehr bald schon war Bing für Saxl unentbehrlich geworden, wovon ein Brief Zeugnis gibt, den er schrieb, als sie sich zwecks neuer

Buchankäufe in London aufhielt: »Sie sind doch die einzige menschliche Seele, die die Formel zur Deutung der mystischen bunten Zettel kennt. Es liegen 1000 Bücher für Sie bereit, die der Signierung harren.«²⁶

Als Bing und Saxl an der Institutionalisierung der Bibliothek arbeiteten, gab es noch kein Kunsthistorisches Seminar an der Universität Hamburg, weshalb das Kuratorium zunächst überlegte, die B.W. und das neuzugründende Kunsthistorische Seminar räumlich zusammenzulegen.²⁷ Die Villa des Unternehmers und Kunsthändlers Siegfried Wedell in der Rabenstraße schien dafür sehr geeignet. Doch es war Warburg selbst, der diese Pläne durchkreuzte. Er lehnte den Vorschlag vehement ab, weil er die Bibliothek als selbstständige Institution unbedingt erhalten wissen wollte.²⁸ Angesichts der Tatsache, dass Warburg nach seiner Rückkehr aus Kreuzlingen dem Kunsthistoriker Gustav Pauli schrieb, dass er ernsthaft überlege, die B.W. nach Rom zu verlegen, stellt sich die Frage, ob Saxls Bemühungen einer Anbindung an die Universität in Hamburg respektive später in London wirklich in Warburgs Sinne waren.

In Rom hätte es die Verbindung zum archäologischen Institut und zur Hertziana gegeben, die beide für Warburgs Forschungsmethode von grundlegender Bedeutung waren, während eine Universitätsanbindung durchaus die Gefahr einer gewissen methodischen Beliebigkeit barg.

Saxl änderte nach Warburgs Veto denn auch seine Bemühungen und konzentrierte sich auf die inhaltliche Arbeit: Um die Bedeutung der Bibliothek als Arbeitsmittel bekannt zu machen, forcierte er Vortragsreihen und Publikationen wie unter anderem die »Studien aus der Bibliothek Warburg«. Seit 1921 gab er die ungefähr alle vier Wochen stattfindenden Vorträge heraus, wobei er sich – in Absprache mit Warburg – bemühte, Referenten einzuladen, die in ihren Vorträgen Antworten auf ihn selbst bedrängende Fragen gaben. »The result shows that he channelled an interest which had lain dormant or been dispersed; its extent was disclosed only in the process of making it explicit.«²⁹ Der erste Band der neuen Reihe enthielt die zu Artikeln erweiterten Vorträge von Fritz Saxl, Ernst Cassirer, Adolph Goldschmidt, Gustav Pauli, Eduard Wechßler, Hellmut Ritter und Heinrich Junker. Saxl ergänzte wenig später das editorische Projekt noch mit der Reihe »Studien«, in der Abhandlungen erschienen, die länger als Artikel waren.

Die Reihe wurde 1923 mit Ernst Cassirers Band *Die Begriffsform im mythischen Denken* eröffnet.

Durch diese Publikationstätigkeiten wurden die Bibliothek und ihr Forschungsgegenstand, *Das Nachleben der Antike*, in weiten Kreisen bekannt. Besonders der Vorlesungszyklus war eine wichtige Methode, um in einer Zeit der größten finanziellen Schwierigkeiten einigen wenigen Wissenschaftlern die Möglichkeit zum Gedankenaustausch und dann auch zur Veröffentlichung ihrer Arbeiten zu bieten.

Ein weiterer Pfeiler war, die Universität in die Bibliothek zu holen. Erwin Panofsky hatte am 3. Juli 1920 die *Venia Legendi* für Kunstgeschichte in Hamburg erworben³⁰ und bot nun als Privatdozent Vorlesungen und Seminare an der Universität an, die er in den Räumen der B. W. hielt, so dass zahlreiche Studenten Benutzer der Bibliothek wurden und somit eine erste engere Verbindung zur Universität hergestellt worden war, auch wenn Panofsky ab Sommer 1921 – nach Gründung des Kunsthistorischen Seminars nämlich – seine Lehrveranstaltungen nicht mehr in Warburgs Räumlichkeiten hielt. Saxls eigene Habilitation, die schließlich 1922 erfolgte, und seine sich anschließende Lehr-tätigkeit waren die nächsten Bausteine des Institutionalisierungsprozesses der Bibliothek.³¹

Die Jahre mit Aby Warburg und der Aufbau der K. B. W. (1921-1933)

»Warburg recovered and his re-appearance out of the depths seemed to those who witnessed it something like Münchhausen's feat of pulling himself and his horse out of the bog by his own pigtail.«³² Drei Jahre nach Bings Eintreten in die Bibliothek konnte Warburg nach Hamburg zurückkehren und die Leitung der B. W. wieder selbst übernehmen. Saxl war es in der Zwischenzeit gelungen, die Privatbibliothek mehr und mehr in die öffentliche Aufmerksamkeit zu rücken. Warburgs Rückkehr verlief jedoch nicht ganz konfliktfrei. Er traf in seinem Haus Mitarbeiter an, die er nicht eingestellt hatte, Bibliotheksbenutzer, die er nicht kannte, und vor allem bemerkte er, dass zwar alle Besucher seinen Namen, nicht aber ihn als Person kannten, sondern vielmehr Saxl als Leiter ansahen. Ende 1926 beschlossen die beiden daher, dass es keinen Sinn mache, die Leitung der Bibliothek, die nun Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg (K. B. W.) hieß, zu teilen. Warburg übernahm wieder das alleinige Kommando, und Saxl ging auf Reisen. Er forschte ausgiebig in den Archiven in London, Oxford und Cambridge zu astrologischen Handschriften und kehrte erst nach Hamburg wieder zurück, als Warburg mit Bing zu einem längeren Aufenthalt nach Italien aufbrach.

Die stetigen Bücherankäufe zogen noch ein anderes Problem nach sich – es fehlte nunmehr wirklich der Platz, die Bücher noch sinnvoll aufzustellen. »Die Warburgs hatten mit einem Bücherbestand von knapp 10 000 Büchern das Haus Heilwigstr. 114 im Jahre 1909 und den unmittelbar daran anschließenden Bauplatz Heilwigstr. 116 gekauft.«³³ Es lag somit nahe, das Nachbargrundstück für den Neubau der Bibliothek zu verwenden, der 1926 eingeweiht wurde. Warburg hat den Bau – den Gerhard Langmaack in regem Austausch mit Warburgs Freund Fritz Schumacher architektonisch umsetzte – nicht nur mit großem Interesse verfolgt, sondern vor allem dafür gesorgt, dass sich der Kern seiner kulturwissenschaftlichen Methode in der Architektur widerspiegelte. Ein bis heute sichtbares Ergebnis ist der Lesesaal, den Warburg nicht nur – wie immer wiederholt wird – in Erinnerung an Kepler elliptisch gestalten ließ, sondern der auch als sichtbares Zeichen seiner Freundschaft zu

dem Heidelberger Altphilologen Franz Boll zu sehen ist. Viele Jahre nämlich war Boll für Warburg der wichtigste Ansprechpartner für alle Fragen hinsichtlich der Astrologie und der orientalischen Antike. 1909 hatte Warburg Bolls Hauptwerk *Sphaera* über die Geschichte der Sternbilder gelesen und ihm einen Brief geschrieben, in dem er ihm eine andere Deutung eines Wahrsagewürfels vorschlug. Es entwickelte sich in den folgenden Jahren eine Korrespondenz und enge Freundschaft, die durch Bolls Tod am 3. Juli 1924 – nur zwei Tage nach seinem 57. Geburtstag – ein jähes Ende fand. Die beiden Gelehrten hatten sich ausgetauscht, beraten und waren sogar gemeinsam nach Italien gereist. Betroffen war Warburg nicht nur, weil er einen Freund verloren hatte, der ihm gerade in den schweren Kreuzlinger Jahren treu zur Seite gestanden und ihn nicht nur mehrfach besucht, sondern der sich aktiv für Warburgs Forschung eingesetzt hatte. Es war vor allem Bolls Hartnäckigkeit und nicht nachlassendem Zuspruch zu verdanken, dass Warburgs Studie über *Heidnisch-antike Weissagung in Wort und Bild zu Luthers Zeiten* 1920 in den Berichten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften erscheinen konnte. Warburg war aber auch deshalb über Bolls Tod bestürzt, weil er ihn mit Cassirer hatte zusammenbringen wollen, denn er hatte sich von einem gemeinsamen Austausch und künftigen Gesprächen viel für seine kulturwissenschaftliche Methode erhofft.

Cassirer hatte am 10. und 11. April 1924 den noch immer sehr angeschlagenen Warburg in Binswangers Sanatorium in Kreuzlingen besucht. Zwei Tage hatten sie intensiv über Kepler gesprochen, der für Warburg den Beginn der Moderne markierte, weil er die antike Form der idealen Kreisform durch die Akzeptanz der Ellipse ersetzt hatte. Das Gespräch mit Cassirer hatte auch Einfluss auf Warburgs Heilungsprozess, wie die Briefe Warburgs nach Cassirers Besuch in Kreuzlingen an die Klinikleitung und an seinen Bruder Max zeigen. In einem Brief vom 16. April 1924 an Max heißt es:

Dass ich mit meinen schweren gedanklichen Selbstquälereien auf dem richtigen Weg bin, dafür ist mir in dem Besuch – wofür ich dem Schicksal dankbar bin – von Cassirer der Beweis erbracht worden. Er will auch Dir darüber berichten. Es hat sich herausgestellt, daß meine allgemeinsten Gedanken, die ich schon seit Jahren unab-

hängig von meinen empirisch-historischen Beobachtungen aufgezeichnet habe, sich auf einmal zusammenschließen wollen zu einem System, das, sich an die bisherigen Ideen anschließend, doch wohl zu einer neuen Weltanschauung einen Baustein beibringen könnte. [...] Nach dem Gespräch mit Cassirer habe ich trotz allem den Mut, das Thema noch weiter zu stecken und zu sagen: Allgemein menschliche Bewegungslehre als Grundlage einer allgemeinen Kulturwissenschaft.³⁴

Warburg fühlte sich durch Cassirer in seinem Denken so bestätigt und verstanden, dass er kurz darauf nach Hamburg zurückkehren und der neuen Kulturwissenschaft architektonisch Ausdruck verleihen konnte.

Das erste, noch entscheidendere Moment war gewesen, wie ich öfter erzählt habe, wie ich ohne Hilfsmittel in Kreuzlingen den Gedankenzusammenhang Keplers für die Neuorientierung des europäischen Menschengeschlechts dem Kosmos gegenüber bis ins Einzelne hinein – wie mir mein Freund und Führer Cassirer bestätigte – richtig erschaut hatte, als Fortschritt vom Bildhaften zum mathematisch-zeichenmäßigen Denken. Ich hatte das Drama, »wie die Ellipse den Kreis überwindet«, als Höhepunkt des um Aufklärung ringenden modernen Menschen richtig ohne Hilfsmittel erwittert.³⁵

Warburg gelang es, den Grundprinzipien seiner neuen Kulturwissenschaft, die Cassirer philosophisch reflektierte, eine fassbare Gestalt zu geben. Was den Warburg-Kreis verband, war die Überzeugung, dass die Kultur von einem Pendelschlag zwischen den Polen Mythos und Logos bestimmt wird. Da die Ellipse zwei Brennpunkte hat, bildete sie die ideale Grundfigur für den Lese- und Vortragssaal dieser besonderen Bibliothek.

Nun, da sich Saxl in England aufhielt, rückte Gertrud Bing an seine Stelle und wurde schon bald nach Warburgs Rückkehr dessen persönliche Assistentin und Sekretärin. Sie half ihm nicht nur beim Ausbau der Bibliothek, sondern insbesondere auch bei seiner Forschungsarbeit. »Sie hat oft geschildert, wie sie sich zum ersten Male diesem großen Gelehrten gegenüber sah und wie sie empfand, dass seine tiefen, traurigen Augen ihr geradewegs in die Seele sahen.«³⁶ Bis der Neubau bezo-



Lesesaal der K.B.W., Hamburg 1926, WIA

gen werden konnte, hatte Bing zunehmend verantwortungsvollere Aufgaben übernommen.

Ihre Tätigkeiten erstreckten sich von der Akzession, dem damit verbundenen Bibliographieren in Bücherverzeichnissen und Antiquariatskatalogen, über das Führen des Interimskataloges und die Eingangskontrolle, die Systematisierung und Signierung sowie die alphabetische Katalogisierung bis hin zu den Bereichen des auswärtigen Leihverkehrs, der Ordnung und Beschriftung der Diapositive und Photos sowie der wissenschaftlichen Mitarbeit.³⁷

Zusammen mit Saxl wurde sie nun Teil der Führungstroika der K.B.W. und ab 1927 offiziell als Bibliothekarin geführt.³⁸

Für wie wichtig sie selbst ihre Tätigkeit ansah, zeigt eine Eintragung in das Tagebuch der Bibliothek, das Warburg mit Bezug des Neubaus eingeführt hatte und in das regelmäßig einzutragen er seine Mitarbeiter ständig ermahnte.

Ich muß leider konstatieren, daß meine in letzter Zeit verringerte Tätigkeit im Betrieb der B. W. spürbar wird. Teils liegt es an meinem Umzug, trotzdem ich mich bemüht habe, die Dienststunden nach Möglichkeit von Beeinträchtigung frei zu halten. Teils liegt es aber auch – so schmerzlich es mir ist, es auszusprechen – an meiner stärkeren Beteiligung an den rein wissenschaftlichen Aufgaben und Interessen der Leiter. Ich bin früher ausschließlich im technischen Betrieb tätig gewesen, und meine Arbeit dort, die mir auch niemand abnehmen kann, häuft sich: 1) Es sind Abteilungen fertig geordnet, die nur die Zeit fehlt zu signieren. 2) Es stehen Haufen von Neuerwerbungen aufgenommen bei Herrn Volmer und warten auf Verteilung. 3) Ich verliere meine Übersicht und bin nicht mehr im Stande, wie es früher der Fall war, jedes Buch auf Anhieb zu finden. 4) Ich darf auf keinen Fall aus dem Lesesaal weichen, weil sofort Konfusion entsteht.

Viele kleinere liegengebliebene Arbeiten (unter anderem Berliner Bestellungen) drücken mich auch. Daß ich lieber persönlich herangezogen werde, bedarf keiner Erwähnung. Ich bitte um freundschaftliche Überlegung, wie die beiden Aufgaben zeitlich, nervlich und geistig zu vereinigen wären!³⁹

Warburg erwidert umgehend in seiner Eintragung: »Kollege Bing soll sich nicht quälen: wollen eine bessere Zeiteinteilung für uns bekommen. Vor allem strikte Ferien für die K.B.W.; werde morgen den geplanten Anschlag machen: Vom 1. August bis 1. September für jedermann geschlossen.«⁴⁰

Dass Warburg in der 26 Jahre jüngeren Bing sehr bald mehr als nur eine Assistentin sah und sie vielmehr als Kollegin auf Augenhöhe ernstnahm, belegen seine Einträge im *Tagebuch der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek*, das er nach Fertigstellung des Neubaus ab 1926 regelmäßig führte. »Im Lauf des ersten Berichtsjahrs avanciert sie in den Eintragungen vom ›Fräulein Dr. Bing‹ zu Bing, zur Bingia, zum Bingius, schließlich zum ›Collegen Bing‹ (Februar 1927).«⁴¹ Doch jenseits dieser Namensmetamorphose war Bing für Warburg vor allem auch die »Brücke, über die ich nicht ohne Erschütterung die Geistesverfassung der nächsten Generation kennenlernte«, wie Warburg seinem Bruder Max in einem Brief bekannte.⁴² So galt Bing, die

die Besucher, wenn Warburg selbst keine Zeit hatte, durch die Bibliothek führte, bereits zu Hamburger Zeiten als Katalysator seiner Ideen. »Diese Führungen sind keine ›Touristenführungen‹, sondern regelrechte Prüfungen, bei denen mancher der harten Kritik – besonders Gertrud Bing zeigt sich streng und unnachgiebig – nicht standhält.«⁴³

Sie begleitete ihn auch auf seinen Studien- und Vortragsreisen, auf denen sie nicht nur ihn als Wissenschaftler, sondern insbesondere auch die »Methode Warburg« immer besser und tiefer verstehen lernte, so dass er sie schließlich auch auf seine letzte Italienreise zwischen 1927 und 1929 mitnahm, auf der sie unter anderem in Florenz, Rom und Neapel Bildmaterial für sein Hauptwerk, den Mnemosyne-Atlas, sammelten. Bing hatte schon sehr schnell bei ihrer Katalogisierungsarbeit in der Bibliothek bemerkt, dass Warburg seine Bücher wie Mosaiksteine angeordnet hatte, dessen Muster nur er allein im Kopf hatte.⁴⁴ Die Philosophin lernte auf dieser Reise buchstäblich »Sehen«:

Zweimaliger Besuch der Pinakothek belehrt mich (ohne dass das Herz davon hätte), über das Herauswachsen Peruginos aus der umbrischen Malerei. Diese scheint mir in ihrer Entwicklung eine deutliche Ähnlichkeit mit der sienesischen zu zeigen. Beide erweisen sich gleich spröde den Florentiner Errungenschaften gegenüber und behalten bis hoch ins 15. Jahrhundert ihren archaischen Charakter. Wo antike Motive eintreten (bei Boccati) fallen sie aus dem Bildganzen heraus und durchdringen es nicht. Fiorenzo di Lorenzo kennt (wie etwa Francesco di Giorgio in Siena) die ausdruckssteigernde Bedeutung des bewegten Gewandes, aber da er es losgelöst von seiner Funktion der Körperverdeutlichung verwendet, bleibt es ein überzeugungsloses Geflatter,

notiert Bing in ihr gemeinsames Reisetagebuch.⁴⁵ »Für jemanden, der sich ansonsten in allen Lebensäußerungen der ›neuen Sachlichkeit‹ verpflichtet fühlt, erlebt und beschreibt Bing Kunst ungewöhnlich subjektiv und emotional – was Warburg nicht korrigiert, sondern eher übernimmt.«⁴⁶ Auf dieser Reise lernte Bing immer mehr, die Kunst mit Warburgs Augen zu lesen. Wie schon zuvor bei Cassirer übernahm sie

jedoch nicht unreflektiert die Ansichten ihrer »Lehrer«, sondern nahm sie vielmehr als Basis für ihre eigenen Überlegungen:

Anfangen, das barocke Rom anzusehen. Riegl und an einem Nachmittag Brauers Hinweise halfen, mir die Augen zu öffnen in bezug auf feinere Unterschiede in Innenraum und Fassade. [...] Rom zeigt mir immer mehr die geistige Macht des Katholizismus, den ich in Deutschland viel zu sehr als politische Führerschaft einerseits und als Gewalt über Phantasie und Gemüt andererseits angesehen habe.⁴⁷

Und genau wie Cassirer wenige Jahre zuvor von Bings selbstständigem Denken beeindruckt war, schätzte auch Warburg Bings schnelle kunstwissenschaftliche Fortschritte: »Kollege Bing sollte sich, in ihrer Erwecktheit zum Bildhaften, unerbittlicher klar machen, welchen unheimlichen Reichtum von *geordneten Engrammen* sie in dieser kurzen Zeit selbst erworben hat (von Carracci bis zu den Nazarennern!).«⁴⁸

Warburg und Bing sammelten auf dieser Reise aber nicht nur Material für den Mnemosyne-Atlas. Auch Bings Stellung zu Warburgs Arbeit änderte sich. Aus der interessierten, aufgeschlossenen Reisebegleiterin wurde zunehmend eine eigenständige Wissenschaftlerin, die sich nicht nur mit der K.B.W. identifizierte, sondern den Sinn und die Wichtigkeit der Warburg'schen Methode für die Kulturwissenschaft immer mehr erkannte: »Denn abgesehen von diesen wenigen Augenblicken der Neu-Rezeption war der Aufenthalt in Florenz Freunden gewidmet und dem Dienst am Institut, das wir neben der K.B.W. als Hauptaufgabe *unserer* wirkenden und ›lebensgestaltenden‹ Tätigkeit betrachten.«⁴⁹ [Meine Hervorhebung, D.G.]

Bing vermochte daher auch Warburg bei seinem großen Vortrag an der Bibliothek Hertziana in Rom zu helfen, den er ihr teilweise diktierte, und lernte durch ihn auf der Reise viele der führenden Gelehrten Italiens kennen. »Die Beziehungen, die sich damals anknüpften, blieben für sie und die Bibliothek richtungsweisend.«⁵⁰

Einer dieser dort geknüpften Kontakte war der mit dem Philologen Ernst Robert Curtius, der im Winter 1928 sein Forschungssemester in Rom verbrachte. Am 29. Januar 1929 hatte er den berühmten gewor-



Bing in Florenz, 1927, WIA

denen Vortrag Warburgs in der Hertziana gehört, der ihn tief beeindruckt hatte und zu der Idee führte, seinerseits – nach dem Vorbild Warburgs – ein Institut zum Thema »Einfluss der Antike« aufzubauen. Warburg sicherte ihm seine Unterstützung zu und lud ihn zur Besichtigung der K.B.W. nach Hamburg ein. Doch setzte sein Tod am 26. Oktober 1929 dem Austausch ein jähes Ende. Den Dialog mit Bing hat Curtius jedoch auch nach der Übersiedlung der Bibliothek nach London fortgesetzt: »Was Ihre zwei Anfragen anbetrifft«, schrieb Bing beispielweise 1934,

so muß ich wieder feststellen, daß sie, wie schon mehrfach, die unmittelbaren Möglichkeiten der Bibliothek Warburg überschreiten. Der Titel Ihrer Exempla Sammlung ist wirklich sehr interessant, und ich habe unsere Ripa Spezialistin, die Ihnen übrigens ihre Dissertation schicken will, schon daran gesetzt, etwas Näheres über den Mann herauszufinden. Ihrer zweiten Frage in Bezug auf die Prager Universitätsbibliothek bin ich noch nicht nachgegangen. Ich schreibe Ihnen, sobald ich etwas weiß.⁵¹

Einige Zeit später riet Bing ihm, für sein geplantes Mittelalterbuch Karl Borinskis *Antike in Ästhetik und Kunsttheorie* zu lesen,⁵² worauf Curtius antwortete:

Sie erwähnen Borinski. Ich kenne das Buch. Es ist eine »Fundgrube«, in der man sich aber auch ein Bein brechen kann. [...] Jedenfalls trifft das auf die ersten 99 Seiten zu, die das MA behandeln. Die lateinische Literatur von 400-1300 ist eben bisher nur ganz unzureichend erforscht, und der Versuch, sie geistesgeschichtlich zu inventarisieren und zu analysieren steht noch aus.⁵³

So hat Bing auch Curtius' Arbeit – wie die so vieler anderer – stets hilfsbereit und kenntnisreich begleitet.

Doch in das Ende ihrer Italienreise fiel auch ein anderes Ereignis, das ihre Beziehung zu Saxl betraf und die kühle, unnahbare Bing in einem anderen Licht zeigte. Bing offenbarte in einem zwölf Seiten langen maschinengeschriebenen Brief, den sie am 1. Juni 1929 aus Florenz an Toni und Ernst Cassirer schrieb, ihr seit 1922 bestehendes Verhältnis



Warburg und Bing in Orvieto, 1929, WIA

zu Saxl, das – wie Martin Treml und Thomas Meyer kommentieren – »keine Affäre, sondern eine lebenslange Liebes- und Arbeitsgemeinschaft«⁵⁴ war.

Hundertmal habe ich mir gewünscht, endlich einmal ganz offen mit Ihnen reden zu können, habe mir Vorwürfe gemacht, dass ich Ihrer Herzlichkeit und freundschaftlichen Gesinnung nur so schlecht be-
gegnet konnte – und oft habe ich mich auch um meiner selbst willen gesehnt, unsere Lage mit Ihnen zu besprechen und Ihren klugen und guten Rat einzuholen, wenn ich mal wieder nicht aus noch ein wußte. Ich habe diesen Wunsch immer wieder bekämpft, weil ich nicht um meiner eigenen Erleichterung willen die geheimen Qualen und Kämpfe so vieler anderer Leute enthüllen zu dürfen glaubte. Aber die Unaufrichtigkeit Ihnen gegenüber, deren Freundschaft ich so unendlich wert halte, denen ich so gern frei und rückhaltlos vertraut hätte, hat mir seit langem schwer auf der Seele gelegen, und das Bewußtsein, vor Ihnen in dem falschen Lichte einer etwas undankbaren, kühlen, unzugänglichen Person dastehen zu müssen, hat nicht zum mindesten zu dem Druck beigetragen, unter dem ich lebte.⁵⁵

Saxl hatte mit 23 Jahren in Wien am 21. Oktober 1913 die 20-jährige Elise Bienenfeld geheiratet, die ein Mitglied der jüdischen Gemeinde war, während Saxl kurz nach Beendigung seiner Schulzeit am 10. Oktober 1908 aus der Israelitischen Kultusgemeinde ausgetreten war. Sie hatten zwei Kinder, Hedwig, geboren am 5. August 1914, und Peter, geboren am 11. Dezember 1915. Zunächst war die Familie gemeinsam nach Hamburg gezogen. Doch als Saxl 1915 eingezogen wurde, kehrte Elise mit den Kindern nach Wien zurück. Als Saxl nach Warburgs Zusammenbruch 1918 die Leitung der Bibliothek übernahm, schickte er seine Kinder auf ein Internat in Deutschland, weil seine Frau wegen einer sich immer stärker zeigenden Nervenkrankheit nicht mehr in der Lage war, für sich und die Kinder zu sorgen.⁵⁶

Bings Beichte sorgte im Warburg-Kreis für einigen Aufruhr. Cassirer forderte Saxl in einem Brief energisch auf, die Beziehung zu Bing sofort zu beenden, worauf dieser betroffen antwortete:



Bing, Warburg und der Hausdiener Franz Alber im Hotelzimmer des »Palace« in Rom, Frühjahr 1929. Im Hintergrund die Gestelle für den »Bilderatlas«, WIA

Ich habe mir Ihre Vorwürfe gegen mich und Gertrud Bing sehr zu Herzen genommen, habe meine Frau daraufhin gebeten, wieder nach der Wolterstraße zu kommen und auch selbst dahin zurück (zu gehen). Ich habe das getan, nachdem ich mit Gertrud Bing gesprochen hatte und sie vollkommen damit einverstanden war. Weder sie noch ich könnten etwas Ganzes vom Leben haben, wenn meine Frau dadurch unglücklich wird.⁵⁷

Die Eheleute trennten sich, ohne allerdings die Ehe offiziell aufzulösen. Im Londoner Exil schließlich bewohnten Saxl und Bing im südlich der Themse gelegenen Vorort Dulwich nebeneinander liegende Häuser mit separaten Eingängen, Verbindungstür und einem gemeinsamen Garten.⁵⁸

Im Oktober 1929 starb Aby Warburg. Über seinen unerwarteten Tod schrieb Bing kurz darauf an eine Freundin:



Bing und Warburg im Kreuzgang des Kartäuserklosters Certosa di San Martino, Neapel 1929, WIA

Die äußeren Daten sind so: am 26. Oktober war ich zum Essen beim Professor. Wir sind deshalb nicht mehr zusammen ausgegangen, weil ich so rasend erkältet war, ein Zufall, für den ich nicht dankbar genug sein kann, denn so haben wir einen denkbar harmonischen, sogar vergnügten Abend mit Frau Professor zusammen gehabt, dann noch ein Gespräch allein. Als er sich nach seiner Gewohnheit eine halbe Stunde hinlegen wollte, meinte ich, von oben Frau Professors Stimme zu hören, die »Aby« rief, lief hinauf, um zu erfahren, dass ich mich geirrt haben mußte, lief, damit er sich nicht ängstigen sollte, eilig wieder herunter und fand ihn tot, d.h. es wurde mir erst vielleicht eine Viertelstunde hinterher klar, dass dieses plötzliche, unverständliche und in einem unbegreiflichen, notwendig erscheinenden Geheimnis sich vollziehende Ereignis wirklich das schreckliche Definitivum war, als das es sich mehr und mehr herausstellte.⁵⁹

»Hermia schwimmt!«

Nach Warburgs Tod hat Bing die Ausgabe seiner »Gesammelten Schriften« ediert, die ursprünglich auf sechs Bände angelegt war. 1932 konnten bei Teubner in Leipzig noch die ersten beiden Bände erscheinen, doch fanden sie wegen der nationalsozialistischen Propaganda in Deutschland wenig Beachtung. 30 Jahre später verfasste Bing zu der italienischen Ausgabe eine bedeutende Einleitung, die die Vorarbeit für ihre Biografie über Warburg bilden sollte und in der sie sich selbst bewusst in dessen Tradition stellte.

[...] egli [Warburg] ha voluto essere innanzi tutto un maestro e un organizzatore, ha voluto che certi suoi pensieri scientifici, non molti forse di numero ma grandi e svolti organicamente, vivessero e fruttificassero soprattutto nelle menti dei suoi discepoli ch'egli fin da principio considerava collaboratori e destinava successori.⁶⁰

Für diese Biografie interessierte sich in den 1950er-Jahren auch das offizielle Hamburg. Ernst Gombrich, der extra zur Bearbeitung des Nachlasses Warburgs eingestellt worden war, berichtete über die geplante Gesamtausgabe in seiner eigenen Biografie Warburgs:

Es war beabsichtigt, so stand auf der ersten Seite der Gesammelten Schriften zu lesen, den zwei Bänden der publizierten Werke Warburgs fünf weitere folgen zu lassen. Der dritte sollte dann das Werk umfassen, mit dem sich Warburg in den letzten Lebensjahren beschäftigt hatte, den *Mnemosyne* genannten »Atlas«, eine umfangreiche Bildersammlung, die Warburgs Anschauung von den Kräften, die die Entwicklung des abendländischen Geistes bestimmt hatten, rekapitulieren und erläutern sollte. Der nächste Band sollte sämtliche unveröffentlichten Vorträge und kleineren Abhandlungen enthalten. Der fünfte Band galt seinen Fragmenten zur »Ausdruckskunde auf anthropologischer Grundlage«, der sechste den Briefen, Aphorismen und autobiographischen Aufzeichnungen, und als siebten Band wollte Fritz Saxl schließlich den Katalog der Bibliothek Warburg veröffentlichen, denn, wie er schrieb, »die Bibliothek und

die Schriften bilden erst zusammen die Einheit von Warburgs Werk«. Die Hindernisse, die der Verwirklichung dieser weitgesteckten Ziele im Wege standen, waren äußere wie innere.⁶¹

Doch zunächst hatte der Krieg eine Veröffentlichung der *Gesammelten Schriften* verhindert. Tilmann von Stockhausen vermutet außerdem, dass sich Gombrich zunehmend von dem Projekt distanziert habe, weil »ihm eine Veröffentlichung der teilweise schwer zu lesenden Briefe und Tagebücher nicht sinnvoll erschien.«⁶² Gombrich arbeitete stattdessen an seiner eigenen Biografie über Warburg, die 1970 erschien und bis heute einerseits sehr umstritten ist, andererseits aber das Bild Warburgs nachhaltig geprägt hat.⁶³

Nach Warburgs Tod hatte Fritz Saxl die Leitung der Bibliothek übernommen, und Bing wurde seine stellvertretende Direktorin. Ihre erste gemeinsame Arbeit bestand darin, die Ausstellung über *Sternnglauben und Sterndeutung*, die Warburg für das Planetarium in Hamburg konzipiert hatte, in seinem Sinne umzusetzen.


The core of the exhibition consisted of several hundred full-scale models, casts, charts, drawings and photographs of monuments and objects, chosen to demonstrate the development of scientific astronomy from its origins in religion and magic. Albert Einstein and his collaborator Professor Finlay-Freundlich helped with the section on modern cosmology. Planetarium and exhibition were opened with a display on the domed screen of the huge instrument which showed the slow concourse of the planets in the sign of the Scorpion, forming a replica of the fateful constellation of 1484; it was homage to Warburg, who had shown that this conjunction was the cause of the misreading of Luther's birthday.⁶⁴

Doch seit Beginn der 1930er-Jahre wurde Bing, Saxl und Wind zunehmend bewusst, dass sie ihre Arbeit nicht viel länger in Deutschland würden fortsetzen können.⁶⁵ Der enge Kreis, der um und mit Warburg gelebt und gearbeitet hatte, begann hellsehtig damit, seine Forschungsinteressen auf ein angelsächsisches Publikum auszurichten. Saxl reiste noch einmal nach England, um Referenten für die letzte Vortragsreihe in Hamburg über »England und die Antike« einzuladen. Während Ernst

Cassirer 1932 über *Die Platonische Renaissance in England und die Schule von Cambridge* arbeitete und dabei, auf philosophischer Ebene, die Entwicklung von der Moralphilosophie zur Ästhetik anhand der englischen Rezeption Platons nachvollzog, begann Saxl nun, in seiner Editionsreihe zunehmend Vorträge auf Deutsch und auf Englisch abzu- drucken. Er selbst wandte sich der englischen Ästhetik zu und hielt im Wintersemester 1932/33 Übungen über die englische Kunst und Kunst- anschauung im 18. Jahrhundert.⁶⁶ Neben England wurden zunächst auch die Standorte Italien, New York, Holland, Schweiz und Jerusalem diskutiert. Doch ab Mai 1933 stand fest, dass die K.B.W. nach London emigrieren sollte, weil man sich dort die größte Rezeptionsfähigkeit für die Bibliothek versprach. Im Nachhinein stellt sich jedoch die Frage, ob Warburgs Wunsch, die K.B.W. nach Italien zu verlegen, inhaltlich und methodisch nicht sinnvoller gewesen wäre. England besaß keine Tradition der Kunstgeschichte an den Universitäten, als die K.B.W. ankam, und Saxl und Bing mussten zeit ihres Lebens viel Arbeit aufwenden, Warburgs Methode und Forschung zu erklären. Italien hingegen hatte sich von den theoretischen Debatten des 20. Jahrhunderts nie so vereinnahmen lassen wie das übrige Europa, sondern hat – über die Beschäftigung mit der Renaissance und Antike – den Wert der *geschichtlichen* Betrachtung nicht so vollständig preisgegeben wie Deutschland im 20. Jahrhundert. Sowohl in Hamburg als auch in London war die K.B.W. im Grunde ein geistiger Fremdkörper. In Deutschland galt sie zunehmend als anachronistisch und zu international, während sie in England auf ein positivistisches und pragmatisches Denken stieß, das dem Warburg-Cassirer-Kreis vielfach skeptisch begegnete. Eine Episode, die Delio Cantimori in einem Brief erzählt, der 1965 in der Broschüre *In memoriam* veröffentlicht wurde, ist vor diesen Überlegungen nicht unerheblich. Cantimori berichtet, wie Bing auf italienische Wissenschaftler zuzuging, die das Warburg Institute in London besuchten. Bing pflegte den Italienern, die keine Sprachen beherrschten, zu sagen: »Keine Sorge, wir sprechen hier Italienisch oder wir verstehen es, denn wer kein Italienisch kann, ist kein zivilisierter Mensch.«⁶⁷

Doch Saxl und die Familie Warburg entschieden sich für England. William George Constable, der erste Direktor des neugegründeten Institutes für Kunstgeschichte, The Courtauld Institute of Art, und Charles Stanley Gibson, Professor in Guy's Hospital, die beide von den

B² or C² 0007

POST OFFICE  **TELEGRAPHS**

TELEGRAMS FOR ALL COUNTRIES IN THE WORLD & RADIOTELEGRAMS
FOR SHIPS ON ALL SEAS ARE ACCEPTED AT ALL POSTAL TELEGRAPH
OFFICES OR MAY BE TELEPHONED TO THE POST OFFICE

OFFICE OF ORIGIN, FOREIGN NUMBER, NO. OF WORDS, DATE, TIME HANDED IN, AND SERVICE INSTRUCTIONS.

CHARGES TO PAY: 5.....d

TIME OF RECEIPT at Central Telegraph Office, E.C.1. *Walter Solnitz*

From: *Hamburg* To: *London*

1653 HAMBURG F 3120 9 13 0902 =

SAXL BING POSTE OFFICE LDN WC 1

= HERMIA SCHWIMMT = ~~GC~~ WC 1 =

N.B. IF THE ACCURACY OF THIS TELEGRAM IS DOUBTED, PLEASE TELEPHONE NATIONAL 3381. IF, HOWEVER, THE TELEGRAM WAS RECEIVED BY TELEPHONE DIAL 559 OR ASK FOR FOREIGN TELEGRAMS ENQUIRY. DOUBTFUL WORDS WILL BE REPEATED, IF NECESSARY, WITHOUT CHARGE. THIS FORM AND, IF POSSIBLE, THE ENVELOPE SHOULD ACCOMPANY ANY WRITTEN ENQUIRY.

200005-9075 5/33 T.4262

Walter Solnitz aus Hamburg an Fritz Saxl in London, Telegramm vom 13. Dezember 1933:
»Hermia schwimmt«, WIA, GC, W.

Schwierigkeiten der K.B.W. gehört hatten, reisten nach Hamburg, um sich vor Ort genauer zu unterrichten. In ihrem anschließenden Bericht an den Direktor der School of Oriental and African Studies an der Universität London setzten sie sich für die Übersiedlung der gesamten Bibliothek ein, die, als dreijährige Fernleihe getarnt, verschifft werden sollte. Darüber hinaus garantierten Sir Samuel Courtauld und Lord Lee of Fareham eine Summe von 3.000 englischen Pfund für die Gehälter der Angestellten auf drei Jahre⁶⁸. Saxl sollte der Direktor sein, Bing die Herausgeberin der Schriften Warburgs, Hans Meier der Bibliothekar und Otto Fein der Buchbinder und Fotograf.⁶⁹ Zusätzlich zur Finanzgarantie hatte Gertrud Bing gehört, dass Anstellungsmöglichkeiten für Mitarbeiter der K.B.W. in England bestünden: Für Ernst Cassirer in Oxford, Edgar Wind in Cambridge und Erwin Panofsky in Edinburgh.

Am 30. November 1933 wurde die Offerte für den Transport der Bücherkisten und der Bibliothekseinrichtung durch die Firma Berthold Jacoby in Hamburg und Walter Winning & Co. in London erstellt. Im Dezember 1933 legte in Hamburg der kleine Frachter der Hamburg-Amerika-Linie ab. In 531 Kisten transportierte der Dampfer »Hermia« die gesamte bewegliche Habe der K.B.W.: 65.000 Bücher und die umfangreiche fotografische Sammlung mit 25.000 Abbildungen zusammen mit Regalen, Möbeln und Gerätschaften.⁷⁰ Am 13. Dezember schickte die K.B.W. an Saxl das Telegramm »Hermia schwimmt«, das noch heute im Flur des Warburg Institute hängt. Kurz vor Weihnachten reiste auch Bing nach London, um die Kisten mit in Empfang zu nehmen. Am 1. Januar 1934 trat sie aus der Deutsch-Israelischen Gemeinde Hamburg aus. Cassirer sollte ihrem Beispiel am 9. Juni folgen.⁷¹ Mitte Januar 1934 wurden die letzten Bücher und der Rest der Einrichtung verschifft. Bing, die trotz Grippe wieder nach Hamburg zurückgekehrt war, um die letzten Arbeiten zu organisieren, sorgte sich nun vor allem um das Wohl der Mitarbeiter. In einem Brief an Saxl bat sie:

Ich möchte Sie bitten, sich doch einmal die Frage zu überlegen, ob wir für die nächsten Monate alle zusammen ein möbliertes Haus nehmen und Frau Lachmann die Wirtschaft führen soll. Für sie wäre es eine große Erleichterung, aber das soll nicht der ausschlaggebende Gesichtspunkt sein. Ich denke dabei auch, ob es für uns nicht das Angenehmste und Billigste wäre und ob man dadurch nicht tatsächlich auch Fräulein von Eckardt die erste schwere Zeit des Eingewöhnens und der sprachlichen Ungewandtheit erleichtern könnte. Bitte hierüber aber recht schnell definitive Antwort, denn Frau Lachmann muß wissen, ob diese Möglichkeit für sie besteht.⁷²

Einer der ersten Höhepunkte in der neuen Heimat war ein Vortrag von Niels Bohr aus Kopenhagen über *Some Humanistic Aspects of Natural Science*, und Saxl begann sofort damit, die früheren »Studien« nun als »Studies« in englischer Sprache herauszugeben, wobei die ersten drei Bände erst 1938 erschienen und neun weitere in den Jahren 1939 und 1940 publiziert wurden.



Das Warburg Institute in den Räumen der Imperial Institute Buildings, 1939-1958, WIA

Bis Kriegsende war Bing immer wieder damit beschäftigt, Mitarbeitern Stellen, Wohnungen oder Lehrplätze zu verschaffen. »Many of the refugee scholars made the Institute their first port of call and place of work«,⁷³ notierte sie in ihren Erinnerungen über Saxl. Und Ernst Gombrich berichtete über diese Zeit:

Die schweren Jahre, die nun folgten, erwiesen die volle Charaktergröße von Gertrud Bing. Selbst heimatlos geworden, sorgte sie klaglos für andere. Ihr kleines Zimmer in der improvisierten Bibliothek, deren Existenz noch längst nicht gesichert war, wurde zusehends zu einem Zentrum der Flüchtlingshilfe. Tagaus, tagein – und weit in die Nacht hinein – kamen die entlassenen Kollegen und ausgebürgerten Freunde, jeder mit seinem eigenen tragischen Schicksal, um von ihr Rat und Beistand zu verlangen, und kaum einer ging enttäuscht davon. Aber wertvoller noch als alle tätige Hilfe war die menschliche Wärme und seelische Kraft, die sie ausstrahlte, ihr unerschütterlicher Glaube, dass

auch in einer wahnsinnigen Welt die Weiterführung der Forschungsarbeit und die Bewahrung des geistigen Erbes mehr bedeuten, als die Sorgen des Alltags, wie dringend sie auch immer wurden.⁷⁴

Im Zweiten Weltkrieg arbeitete Bing als Ambulanzfahrerin für den Rettungsdienst. Die Bibliothek, die nun »Warburg Institute« hieß, war – bevor sie ihr jetziges Domizil am Woburn Square beziehen konnte – zunächst bis 1937 in den Räumlichkeiten von Thames House in Millbank in London untergebracht und anschließend im Imperial Institute Building der University Library in South Kensington, bis es 1944 zur Angliederung an die Universität London kam.⁷⁵

Während des Krieges war sie jedoch außerhalb Londons ausgelagert, wohin Bing ihr allerdings erst folgte, als der Bibliothekar Hans Meier bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen war.⁷⁶ In derselben Nacht, in der Meier starb, der einer der loyalsten Mitarbeiter gewesen war und den Saxl seinen besten Freund, den er jemals gehabt hatte,⁷⁷ nannte, wurde einer der Kataloge der Bibliothek, der an die National Central Library ausgeliehen worden war, durch einen Brand zerstört.⁷⁸

Ab 1944 – Bing war jetzt 52 Jahre alt – nahm sie als Vizedirektorin ihre Bibliotheks- und Verwaltungsarbeit am Warburg Institute wieder auf.

Die Londoner Jahre: Aufbau des Warburg Institutes (1933-1964)

Kurz nach der Übersiedlung nach London publizierte Bing 1934 einen Text, in dem sie der englischen akademischen Öffentlichkeit die Entstehung, Struktur und Aufgabe der K.B.W. erläuterte⁷⁹ und dabei hervorhob, dass es sich nicht um eine Privatbibliothek eines exzentrischen Gelehrten handle, sondern die Bibliothek von Anbeginn an immer zweigleisig gefahren sei, indem sie einerseits Werke zu ihrem speziellen Forschungsgebiet, der »Verfolgung der griechischen und römischen Tradition in der nachklassischen Zivilisation«⁸⁰ sammle und andererseits immer eine »workshop« nature⁸¹ als Forschungsinstitut gepflegt habe. Beides zusammen sei nicht nur untrennbar miteinander verbunden, es bilde auch die Grundlage für die Anordnung der Bücher, ihre Klassifizierung und die Organisation der Arbeit mit ihnen. Und drittens hob sie den »erzieherischen« Aspekt der K.B.W. hervor, der nicht nur gestandene Forscher, sondern auch Studenten dazu bringen wolle, durch das Wandeln durch die Gänge der frei zugänglichen Bücherregale sich ein bestimmtes Thema anzueignen oder zu vertiefen.⁸² Warburgs Überzeugung, dass es die Bücher selbst seien, die den Forscher leiten sollen, und nicht eine schon vor Beginn der Recherche gefestigte Meinung, die es dann nur noch engstirnig zu bestätigen gelte, habe seinen eigenen offenen Blick auf die Entwicklung der Kultur immer bestimmt. Sie bilde die Grundlage seiner Forschungsmethode. Es sei hingegen wohl einmalig, dass diese nicht nur visuell umgesetzt werde, sondern für andere Forscher buchstäblich »körperlich« nachvollzogen werden könne. »The scholar who is expected to penetrate into borderlands of his special subject must find the new territory ready surveyed for him by the able planning of an expert.«⁸³ Bing, die selbst wissenschaftlich gearbeitet hatte, wusste aus eigener Erfahrung, wie wertvoll eine solche geistige Umgebung für akademisches Arbeiten ist. Insofern wird man ihr auch nicht gerecht, wenn man ihre Aufgaben auf die einer reinen Buchverwalterin reduziert. Das Prinzip der ständigen möglichen Umstellungen der Bücher verlangte vielmehr jemanden, der sich nicht nur in dem Forschungsgebiet der Bibliothek bestens auskannte, sondern dessen Verstand selbst so lebendig und kreativ war, dass ihm endlos

neue Aufstellungsvarianten – das heißt Themen – in den Sinn kommen konnten. Mag Bings *nachlesbares* Werk klein sein, ihr *erfahrbares* war es gleichwohl nicht. So erinnerte sich auch Kurt W. Forster nicht von ungefähr an sie: »Whenever Gertrud Bing was mentioned, it was as Warburg's research assistant and a colleague of Fritz Saxl, unfairly qualifying her true role.«⁸⁴ Es war Bing, die immer wieder lenkend und führend in die Forschungsarbeit der ihr anvertrauten Wissenschaftler eingriff. Donald James Gordon beschreibt denn auch in seinem Nachruf keine schüchterne Frau, die von den Männern der K.B.W. zur Seite gedrängt wurde, sondern vielmehr eine Persönlichkeit, die durchaus Furcht einflößend aufgrund ihrer Strenge war und der Schärfe und Schnelligkeit ihrer Fragen. Für Gordon war Bing der Inbegriff der emanzipierten Frau der 1920er-Jahre,⁸⁵ die zwar freundlich und zugewandt war, doch die ihr Privatleben bedeckt hielt. Genau wie Warburg, der zweimal einen Ruf auf eine Professur abgelehnt hatte, hatte auch Bing eine Abneigung gegen Vieles in der akademischen Welt und fürchtete, dass aufgrund der Erosion traditioneller Wissensgebiete die Gefahr bestehe, die Bedeutung der Arbeit an der K.B.W. zu vergessen.⁸⁶ Bing verabscheute – auch hierin folgte sie Warburg – bürokratische Gängeleien und jegliche intellektuellen Betrügereien.⁸⁷ Sie hat sich für Warburgs Arbeit deshalb so eingesetzt, weil sie zutiefst von seiner Methode, Wissenschaft zu betreiben, überzeugt war. Warburg nur auf der Basis seiner publizierten Werke verstehen zu wollen, ohne den Bau der Bibliothek, den Atlas und die Ausstellungen von 1926, 1927 und 1930 über Stern glauben und Sterndeutungen miteinzubeziehen, führt genauso zu Missinterpretationen, wie ihrerseits Bing nur auf ihre wenigen Publikationen zu reduzieren. Obwohl Bing die Leitung der K.B.W. offiziell erst 1955 übernahm, tat sie seit der Ankunft in London alles dafür, aus der K.B.W. *The Warburg Institute* zu machen, das seinen festen Platz in der englischen »academia« erhalten sollte.

Alle Institutsmitglieder hatten es sich zur Aufgabe gemacht, ihre Arbeiten in England weiterzuführen und dadurch ihren neuen Kollegen die Wichtigkeit und Nützlichkeit ihrer so verschiedenen Methode historischer Forschung vor Augen zu führen: eine neue Fragestellung zur Untersuchung und Gegenüberstellung von Wort und Bild. Über die Jahrzehnte hinweg war es nicht zuletzt auch die Ar-

beit, die das Warburg Institute leistete, dass sich in Großbritannien die Auffassung von kunstgeschichtlichen Studien über den traditionellen Rahmen der reinen Kennerschaft hinaus »zum Studium der Bilder in ihrem kulturellen Kontext« durchsetzte.⁸⁸

Bing stellte die Aufnahme in England allerdings nicht ganz so euphorisch dar wie Dorothea McEwan:

Warburgian studies [...] which treated works of art, like all imagery, as the products of many strands of a cultural tradition converging in a given moment of history, had brought art history nearer to history. But the unbelieving had still to be convinced that images were not less secure guides to the actions, notions and states of mind of those who used them than written documents. The emphasis in Saxl's first English papers on the historical connotations of visual evidence shows that he was aware of the doubts with which he had to contend.⁸⁹

Es gelang auch keineswegs allen »Warburgianern«, in England Fuß zu fassen. Cassirer ging 1935 nach Schweden ins Exil. Seine Kulturphilosophie fand in der britischen »academia«, die sich der analytischen Philosophie verschrieben hatte, wenig Anklang. Den Dialog mit Warburg setzte er jedoch auch nach dessen Tod fort. Seine 1942 im amerikanischen Exil geschriebenen Studien *Zur Logik der Kulturwissenschaften* sind ein Vermächtnis dieses so überaus fruchtbaren Gesprächs. Doch sie resümieren nicht nur die »neue« Kulturwissenschaft, sondern geben Stichworte für eine Geisteswissenschaft, die sich auf ihre europäische Tradition gründet und die an Aktualität nichts verloren hat. Statt sich von den Grenzen der Einzeldisziplinen einengen zu lassen, gehörte es von jeher zur Methode des Warburg-Kreises, Fächer- und Landesgrenzen zu sprengen und in weiten Zeiträumen zu denken. Edgar Wind folgte 1940 Erwin Panofsky in die USA, wohin dieser nach der Machtübernahme der Nazis geflüchtet war.

Als Fritz Saxl am 22. März 1948 starb, hatte sich das Institut zu einem Forschungszentrum gewandelt, in dem auch die Lehre immer wichtiger geworden war. Bing, die in jener Zeit die Jahresberichte verfasste und interimistisch als Direktorin tätig war, bis Henri Frankfort die Leitung

1949 übernahm, betreute neben ihren Institutsaktivitäten – Organisation von Vorträgen, Bücherankäufe, Vorlesungskurse, Betreuung ausländischer Besucher, Veröffentlichungen – auch die Herausgabe von Saxls Vorträgen, die 1957 auf Englisch erschienen. Für das Vorwort zur italienischen Ausgabe⁹⁰ gelang es ihr, den Philosophen und Renaissanceforscher Eugenio Garin zu gewinnen, mit dem sie seit 1948 korrespondierte und den sie bei ihren nach dem Krieg wieder aufgenommenen Italienaufenthalten mehrfach besucht hat. Garin erkannte als einer der Ersten die Verbindungslinien zwischen Warburgs, Saxls und Cassirers Denken und führte vor allem auch Warburgs und Saxls Arbeiten über die Astrologie in der Renaissance weiter.⁹¹

Bing hatte mit Saxls Tod auch ihren Lebensgefährten verloren, was allerdings in den offiziellen Dokumenten unerwähnt blieb. In einem Brief an ihre Freundin Toni Cassirer beklagte sie jedoch den »schweren Verlust« und äußerte ihre Sorgen vor der neuen »schweren, vielleicht unerfüllbaren Aufgabe«, die Biografie über Warburg, die Saxl im Krieg begonnen hatte, nun zu Ende führen zu müssen.⁹² Ihren Freund und Gefährten ehrte Bing 1957 mit *Fritz Saxl (1890-1948). A Biographical Memoir*,⁹³ die sie mit den Worten schloss:

More than once, when people were trying to find a formula for him, they hit independently upon a comparison with Mercury, the airy, fast-moving, mischievous messenger of gods, tutelary deity of travelers, scholars and craftsmen. Perhaps it was not quite fortuitous that this figure had such an attraction for Saxl's historical imagination. His mercurial temperament served him well in his self-task of mediator.⁹⁴

Den britischen Pop-Art-Künstler Ronald Brooks Kitaj regte ihre Würdigung Saxls, in der sie auch über Warburgs Zusammenbruch von 1918 gesprochen hatte, 1962 zu dem Bild *Warburg as Maenad* an. In das Bild collagierte Kitaj, indem er Bings Schrift nachahmte, einen erklärenden Text aus Bings Essay hinein:

Warburg had foreseen the outcome of the war from the beginning, and throughout its course watched with growing anxiety every bad omen of political, moral and intellectual decline. In the autumn of



Ronald B. Kitaj, Warburg as Maenad, 1961-62, Öl und Collage auf Leinwand, Stiftung Museum Kunstpalast, Düsseldorf

Ausschnitt aus: Ronald B. Kitaj, Warburg as Maenad, 1961-62, Öl und Collage auf Leinwand, Stiftung Museum Kunstpalast, Düsseldorf

"Warburg had foreseen the outcome of the war from the beginning, and throughout its course watched with growing anxiety every bad omen of political, moral and intellectual decline. In the autumn of 1918, when the world round him fell to pieces, he broke down. Just before and during the war he had been concerned with a historical period also filled with forebodings of catastrophe: he had made a study of Luther's and Melanchthon's attitude towards astrology and portents through the imagery found in prognostications, calendars and the reformer's letters and lampoons."

— from *Early Sack: A memoir*
by G. Bing

1918, when the world round him fell to pieces, he broke down. Just before and during the war he had been concerned with a historical period also filled with forebodings of catastrophe: he had made a study of Luther's and Melanchthon's attitude towards astrology and portents through the imagery found in prognostications, calendars and the reformers' letters and lampoons.⁹⁵

Als Henri Frankfort 1955 überraschend starb, übernahm schließlich Gertrud Bing im Alter von 63 Jahren die Leitung des Instituts und er-



Gertrud Bing, um 1950, WIA

hielt den damit verbundenen Lehrstuhl für das »Studium des Nachlebens der Antike« an der Universität London. 1959 übergab sie die Leitung des Instituts an Ernst Gombrich. Im Jahr ihrer Emeritierung erhielt sie die Ehrendoktorwürde der Universität Reading und widmete ihre letzten Monate nun nur noch dem Schreiben der Biografie Warburgs, die sie leider aufgrund ihrer Erkrankung nicht mehr vollenden konnte.

Die Warburg-Biografie

Zu den Arbeiten an der Biografie über Warburg kam Bing erst 1959 wieder, nachdem sie von ihrer ersten Reise nach Deutschland zurückgekehrt war. Philippe Despoix und Martin Treml haben einige Dokumente, die im Vorfeld der Entstehung des Manuskripts eine entscheidende Rolle gespielt haben, abgedruckt; allerdings ist es nur eine sehr kleine Auswahl, so dass das Bild unvollständig bleibt.⁹⁶ Alle Dokumente dazu, wie es zum Forschungsauftrag seitens des Hamburger Senats an Bing kam, eine Biografie über Warburg zu schreiben, liegen im Hamburger Staatsarchiv. Aus den knapp 500 Seiten umfassenden Dossiers geht hervor, dass Bing zunächst im Juli 1957 an den Senator Hans von Heppe, dann erneut im November 1958 über den Rechtsanwalt Max Finck einen Antrag auf Wiedergutmachung an die Kulturbehörde in Hamburg gestellt hatte, der vom Personalamt mit der Begründung abgelehnt worden war, Bing sei nicht Angehörige des öffentlichen Dienstes gewesen, weil die Warburg-Bibliothek zwar der Öffentlichkeit zur Verfügung gestanden habe, aber dennoch eine private Einrichtung gewesen sei. Einen Wiedergutmachungsanspruch könne Bing nur dann eventuell geltend machen, wenn nachträglich ein Antrag an die Bundesregierung gestellt werde, die Warburg-Bibliothek als »Einrichtung der öffentlichen Hand« anzuerkennen. Das Personalamt machte jedoch deutlich, dass selbst nach dieser Anerkennung Bing keinen Anspruch auf Wiedergutmachung habe, da ihr Angestelltenverhältnis an der Bibliothek nicht durch die Nationalsozialisten beendet worden sei, sondern durch die Schenkung der Bibliothek 1944 an die Universität London seitens der Warburg-Familie.

Daß die Warburg-Bibliothek bis zu ihrer Eingliederung in die Universität London eine reine Privatbibliothek war, die ausschließlich aus Mitteln der Familie Warburg erstellt worden ist, dürfte außer Zweifel stehen. Auch der Unterhalt der Bibliothek wurde ausschließlich von privater Seite bestritten. [...] Das Angestelltenverhältnis von Frau Professor Dr. Bing ist durch die Verlegung der Bibliothek im Jahre 1934 nach London nicht beendet worden. Das Angestelltenverhältnis bestand zur Warburg-Bibliothek, die damals lediglich ihren Standort wechselte. Das Personalamt vermag keine Gründe zu

erkennen, die darauf schließen lassen, der Status der Bibliothek oder die Verträge der Bediensteten seien durch die Verlegung einer wesentlichen Änderung unterworfen worden, zumal die Verlegung ursprünglich nur für drei Jahre geplant war.⁹⁷

Die abschlägige Entscheidung der Behörde sorgte unter den ehemaligen Schülern und Mitarbeitern Warburgs weltweit für große Empörung, und sie planten daraufhin ein Memorandum, indem die »Verkennung der Warburg-Bibliothek und ihrer öffentlichen Funktion als Kulturschande angeprangert« werden sollte.⁹⁸ Tatsächlich schreckte den Senat diese Drohung auf. Bing wurde offiziell eingeladen, anlässlich der Wiederaufstellung der von Mary Warburg angefertigten Warburg-Büste in der Kunsthalle eine Rede zu halten.⁹⁹ In einem Brief Bings an Senator Hans-Harder Biermann-Ratjen antwortete sie denn auch erfreut:

Es ist mir eine Freude, aus Ihrem Brief zu ersehen, dass es nicht nur meine guten Freunde an der Kunsthalle sind, die meine Teilnahme an der Feier zur Wiederaufstellung von Warburgs Büste als angemessenen empfinden. Ich kann nicht umhin, die Neuaufstellung des Meisters Bertram Altars als noch bedeutsamer anzusehen als die Wiederaufstellung der Büste; aber im Sinne Warburgs, der so sehr an Hamburg geangen hat, freue ich mich natürlich, dass sein Portrait jetzt mit denen der Hamburger Bürgermeister zusammen erscheinen soll. Ich nehme daher Ihre Einladung, an der Feier teilzunehmen, gern an.¹⁰⁰

Sie reiste Ende Oktober nach Hamburg, und der Senat suchte im Gespräch mit ihr, eine Lösung zu finden. Der Vorschlag, den ihr Senatssyndicus von Heppe unterbreitete, war ein offizieller Forschungsauftrag für das Verfassen einer Biografie »Aby Warburg und seine Zeit«, der entsprechend dotiert werden sollte, um »auf einem anderen Wege etwas von der Dankesschuld abzutragen, die durch die langjährige großzügige Bereitstellung der Bibliothek für Wissenschaft, Forschung und geistiges Leben in Hamburg besteht«.¹⁰¹ Die Verhandlungen allerdings innerhalb der zuständigen Behörden über die Höhe der Dotierung und den inhaltlichen Aufbau der Biografie – die Vertreter der Stadt wollten Hamburg als Kulturstadt geehrt wissen – zogen sich schließlich über vier Jahre hin.



Büste Aby Warburgs von Mary Hertz, 1930, WIA

In einem Brief vom 4. Dezember 1958 berichtete Bing Walter Solmitz, einem weiteren Cassirer-Schüler und engen Freund aus dem einstigen Warburg-Kreis, derweil ahnungslos darüber, welche Debatten sie ausgelöst hatte, über ihre Wiederbegegnung mit Hamburg nach 24 Jahren:

Ich war in der Heilwigstraße 116, wo jetzt eine Filmgesellschaft wohnt, aber wo man alles von Warburg und seinen »hochherzigen Stiftungen« wußte [...] im ganzen hatte ich das Gefühl, dass die Hamburger dachten, wenn Fräulein Bing wieder nach Hamburg gekommen ist, ist das ein Zeichen, dass der liebe Gott Deutschland verziehen hat. [...] Die Landschaft von Alster und Elbe trägt dazu bei, Wunden zu heilen (topographisch sowohl wie psychologisch). Es war ein Schock (der mir erst hinterher zum Bewußtsein kam), eine Vertrautheit zu spüren, die viel tiefer geht als alles, was man seither erlebt hat.¹⁰²

Vor diesem Hintergrund mutet es befremdlich an, wie sehr das offizielle Hamburg über das Geld für den Forschungsauftrag feilschte. Endlich einigte man sich nach zähen Senatsverhandlungen auf 40.000 DM und senkte diese dann doch wieder auf 30.000 DM, zu teilen in zwei Tranchen.¹⁰³ 15.000 DM erhielt Bing, die sich mittlerweile in Florenz zu Rechercharbeiten für die Biografie aufhielt, sofort, und die restlichen 15.000 DM sollten nach Abgabe des Manuskripts, das zum 100. Geburtstag Warburgs 1966 vorliegen sollte, ausgezahlt werden. Auch hinsichtlich der Sprache hatte man verhandeln müssen. Bing präferierte das Englische, weil sie sich ein größeres Lesepublikum versprach. Der Senat jedoch bestand auf der deutschen Sprache. Bing gab nach, sagte auch zu, Zwischenberichte über den Stand der Arbeit vorzulegen, und so konnte endlich im Oktober 1962 der Vertrag über den Forschungsauftrag zum Verfassen einer Warburg-Biografie von beiden Seiten unterzeichnet werden.¹⁰⁴ Knapp zwei Jahre später starb Bing im Juli 1964. Die restlichen 15.000 DM hat sie nie erhalten, und ihre Warburg-Biografie, über deren Finanzierung so erbittert gestritten worden war, blieb ein ungeschriebenes Buch.

Monica Centanni hat in der Zeitschrift *Engramma* einen Beitrag über einen unveröffentlichten Brief Ernst Gombrichs an Delio Cantimori

vom 29. Oktober 1964¹⁰⁵ publiziert, der Gombrichs Umgang mit Bings Papieren in einem neuen Licht zeigt. Auf der Basis des Briefs an Cantimori vermutet Centanni, dass es nicht nur Spannungen zwischen Bing und Gombrich gegeben habe, sondern – schwerwiegender noch –, dass sich Gombrich des jahrelang von Bing »eifersüchtig gesammelten Materials«¹⁰⁶ für seine eigene Warburg-Biografie, die 1970 erschien, bedient habe. Centanni konstatiert:

Alla luce dei nuovi documenti, la ricostruzione proposta da Gombrich, già in sé contorta e poco convincente, proprio non regge. In particolare si noti il tono assertivo e perentorio con cui Gombrich risponde a Cantimori sulla perdita totale del materiale di Bing e, d'altro canto, il fatto che non faccia il minimo accenno alla biografia sulla quale egli stesso – a dar retta alla sua ricostruzione del 1970 – sarebbe stato impegnato da anni. Sta di fatto che della capziosa – infelice e per altro fortunatissima – *Intellectual Biography* che Gombrich pubblica nel 1970, quel che resta di più valido sono – a tutt'oggi – i materiali recuperati dagli appunti, dai frammenti e dall'epistolario di Warburg: probabilmente il materiale che Bing aveva gelosamente raccolto e custodito per decenni.¹⁰⁷

Man darf in diesem Zusammenhang nicht übersehen, dass Bing mehrfach ausdrücklich erklärt hatte, sie wolle die Biografie Warburgs vor allem auf der Grundlage seiner reichen Korrespondenz schreiben.¹⁰⁸ Es wird mitunter vergessen, dass Bing Warburg nur in seinen letzten fünf Lebensjahren persönlich erlebt hat.¹⁰⁹ Saxl jedoch war 1913 von Warburg als Assistent eingestellt worden und hatte sofort eng mit ihm zusammengearbeitet und wurde vor allem in den Jahren in Kreuzlingen ein wichtiger Dialogpartner. Er kannte Warburg nicht nur länger, er hatte auch mit der Etablierung der regelmäßig stattfindenden Vorträge, die als Reihe »Vorträge aus der Bibliothek Warburg« schon ab 1921 in Hamburg von ihm herausgegeben worden waren, dazu beigetragen, die K.B.W. als Forschungsinstitut bekannt zu machen, und den Weg dafür bereitet, die K.B.W. als Institut der Universität Hamburg anzugliedern, wozu es aus politischen Gründen nicht mehr gekommen ist.

Als Bing 1922 in die Bibliothek eintrat, war Warburg noch in Kreuzlingen. Er kehrte erst 1924 nach Hamburg zurück. Es ist also kein Wun-

der, dass Bing nach Saxls Tod erhebliche Bedenken hatte, dessen Arbeit an der Warburg-Biografie fortzusetzen. Die Idee, auf der Grundlage der Saxl'schen Vorarbeiten einen »Life and Letters«-Text zu schreiben, muss ihr daher als die einzige ihr mögliche Lösung erschienen sein und war sicher kein Tribut an das englischsprachige Publikum, das an diese Textform schon gewöhnt war.

Centannis These, dass Gombrich sich der Notizen, die Bing aus dem Briefwechsel erstellt hatte, bedient habe, steht in gewissem Kontrast zur Rezension Edgar Winds über Gombrichs Buch. Wind hat in seiner scharfen Kritik Gombrich unter anderem vorgeworfen, dass er zwar den Titel »Intellektuelle Biographie« gewählt habe, aber ausgerechnet die »intellektuellen Freundschaften«, den reichen Briefaustausch mit Kollegen und Freunden, der für Warburgs Arbeit von großer Bedeutung gewesen sei, mit keinem Wort erwähnt habe.¹¹⁰

Nach Bings Tod brach erneut ein Streit über die Biografie aus. Der Hamburger Senat war empört, dass das Manuskript nicht so weit fortgeschritten war, dass man es problemlos einem anderen zur Vollenendung weiterreichen konnte. Es begannen wieder wochenlange Verhandlungen, wem man die Aufgabe anvertrauen könne und wie mit den restlichen 15.000 DM zu verfahren sei. Über Letzteres wurde man sich rasch einig: Auf das Geld habe ein Vollender der Biografie keinen Anspruch. Doch wer kam überhaupt für diese Aufgabe in Betracht? Die Warburgianer aus dem alten Hamburger Kreis stimmten überein, nachdem Carl Georg Heise dankend abgelehnt hatte, es komme dafür nur der ehemalige Warburg-Schüler Alfred Neumeyer in Frage, der auch dazu bereit war.¹¹¹ Doch die Londoner schlugen Ernst Gombrich vor, den Direktor des Warburg Institute, der nicht müde wurde zu erklären, er habe sowieso eine wissenschaftliche Abhandlung über Warburg mehr oder weniger fertig in der Schublade und könne problemlos einen zweiten biografischen Teil anfügen.

Centannis Behauptung, Gombrich habe sich der Vorarbeiten Bings bedient, wird jedoch durch einen Brief von Carl Georg Heises an Eric Warburg gestützt, in dem ein wenig schmeichelhaftes Bild über Gombrich gezeichnet wird. Darin heißt es:

Ich kann nun das Gefühl nicht loswerden, dass Dr. Gombrich erst nach dem Tode von Gertrud Bing auf den Gedanken gekommen ist,

eine Warburg-Arbeit zu verfassen, um damit eine Biographie von anderer Seite zu verhindern. [...] Nach G's erstem, menschlich so wenig sympathischen Brief hatte ich einen ähnlichen Verlauf der Dinge vorausgesehen. Dein Vetter Dr. Prag hatte mir zwar versichert, G. hätte niemals den Gedanken gehabt, ein Warburg-Buch zu schreiben und sei bei ganz anderer Interessen-Richtung auch nicht der gegebene Mann dafür. Und da er offenbar vorher niemandem gegenüber (auch nicht der Bing!) von seinem Plan gesprochen hat, zunächst auch nur von einem »draft« die Rede war [...] und er endlich auch jetzt zögert, seinen Text herauszurücken, weil er aller Wahrscheinlichkeit nach noch gar nicht fertig abgeschlossen ist, so handelt es sich doch ganz offensichtlich darum, dass er sich an G.B.'s Stelle setzen will. Wenn eine Biographie geschrieben werden soll, so ist sein Buch überflüssig, erscheint aber vorher sein Buch, so ist weder für den präsumptiven Autor noch für die präsumptiven Käufer ein ernstliches Interesse für die Biographie vorhanden. Das weiß G. natürlich auch und klammert sich deswegen an das von Dir ins Spiel gebrachte Datum des hundertsten Geburtstages, das ja nun wirklich nicht von entscheidender Bedeutung ist.¹¹²

Der Hamburger Senat wollte unbedingt die Biografie, die zum Jubiläum fertiggestellt sein sollte, und die internen Animositäten der K.B.W. – der »alte« Hamburger Kreis, der Warburg noch erlebt hatte, gegen den »neuen« Londoner Zirkel, der ihn nicht gekannt hat – oder gar Urheberrechtsfragen hinsichtlich der Bing'schen Recherchen zu Warburg stießen auf kein Interesse. Stattdessen gelang es dem Senat, Eric Warburg zu überzeugen, dass Gombrich der geeignete Mann sei. »Außerdem ist das Institut [in London, D.G.] nun einmal im Besitz aller Unterlagen, die für einen Biografen notwendig sind. Praktisch kann ein Biograf gegen den Widerstand der Mitarbeiter des Institutes eine Biografie nicht schreiben, weil er keinen Zugang zu den Unterlagen erhalten würde.«¹¹³ Eric Warburg stimmte dem Vorschlag unter der Bedingung zu, dass die Biografie drei Teile umfassen solle: Erstens einen wissenschaftlichen Teil, der von Gombrich verfasst werde, im zweiten Teil solle eine Auswahl der Warburg'schen Briefe veröffentlicht werden und im dritten persönliche Erinnerungen seiner Bekannten wie Carl Georg Heise oder seiner Kinder Marietta Braden und Frede

Prag sowie Max Warburgs.¹¹⁴ Doch Teil zwei und drei sind nie erschienen.

Die Ironie immerhin ist, dass auch Gombrichs Arbeit zum Jubiläum nicht fertig wurde. Seine »Intellektuelle Biographie« prägte jedoch ein bestimmtes Warburg-Bild (das des wahnsinnigen Genies nämlich), das sich bis heute hartnäckig hält und das zu korrigieren eine ständige Herausforderung bleibt. Alle drei Biografen – Saxl, Bing und Gombrich – sind letztlich an der Aufgabe gescheitert, den Mann Warburg, der feste Zuschreibungen und Begrenzungen zutiefst verabscheute, in ein Buch zu fassen. Fast könnte man meinen, dass die Aufgabe ihnen unter den Händen zerrann. Auf die kommentierte Herausgabe einiger seiner Briefe haben wir bis zum Dezember 2021 warten müssen.¹¹⁵

Monica Centanni stützt sich in ihrem Aufsatz über Gombrich und Bing auf Tremels und Despoix' Dokumente über die Vorarbeiten zu dem Warburg-Buch, die vor allem die Finanzierungsprobleme thematisierten. Bei Centanni liest es sich so, als habe Hamburg Bing letztlich finanziell nicht unterstützt und sie sei deshalb gezwungen gewesen, sich an eine Stiftung in Amerika zu wenden.

Centanni irrt sich auch mit der Behauptung, dass die Briefe, die Bing wegen der Finanzierung der Warburg-Biografie an die Bollingen Foundation in den USA geschrieben hatte, erst kürzlich aufgetaucht seien. Es gibt keinen Beleg dafür, dass Gombrich Bing nicht nur nicht unterstützt, sondern ihre Arbeit sogar behindert habe. Dieser Vorwurf basiert bei genauer Recherche auf einer Fehlinterpretation der Korrespondenz mit der Bollingen Foundation. Bings Brief an die Stiftung ist keineswegs erst »vor kurzem«¹¹⁶ aufgetaucht, sondern wurde schon 1996 in dem von Volker Breidecker herausgegebenen Band der Korrespondenz Kracauer/Panofsky vollständig abgedruckt.¹¹⁷ Das erwähnen allerdings auch Despoix und Tremel nicht. Im Anhang zu dieser Korrespondenz hat Breidecker Briefe von Bing und Kracauer publiziert.¹¹⁸ Daraus geht hervor, dass Bing ihren Brief vom 22. März 1962,¹¹⁹ in dem sie die Bollingen-Stiftung um finanzielle Unterstützung für die Warburg-Biografie bat, einem Brief an Kracauer beigelegt hatte. Es handelt sich also nicht um einen Durchschlag, wie Despoix/Tremel anmerken.¹²⁰ Bing wollte nicht nur, dass Kracauer über ihre Anfrage informiert ist, sondern sie bat ihn explizit, sich bei der Stiftung für sie zu verwenden und den Brief weiterzugeben. Als Grund für ih-

ren Antrag nannte sie nicht eine Ablehnung seitens Gombrichs, sondern ihr Anliegen, Warburg in der englischen »academia« bekannt zu machen: »[...] that I now feel, for the sake of my own and the Institute's dignity, they should not be pursued. As you will see, I should in any case much prefer some assistance from an international body in the English-speaking world.«¹²¹ Bing fuhr somit zweigleisig und wollte den Gedanken, eine Warburg-Biografie müsse unbedingt auf Englisch erscheinen, nicht aufgeben.¹²² Offenbar plante sie entweder zwei verschiedene Biografien oder mindestens eine Übersetzung ins Englische. In Centannis Aufsatz klingt es aber so, als habe Gombrich ihr jede Unterstützung seitens des Instituts versagt und sie sei deswegen genötigt gewesen, sich nach einer anderen Finanzierung umzusehen. Die Sekretärin der Bollingen Foundation, Vaun Gillmor, beantwortete Bings Anfrage am 12. April 1962 und teilte ihr mit, dass man ihr Projekt grundsätzlich mit Wohlwollen aufgenommen habe, doch der Ansicht sei, eine Biografie über Warburg sollte in erster Linie vom Warburg Institute gefördert werden. Bing wurde aufgefordert, sich dementsprechend um eine Finanzierung zu bemühen. Sollte das erfolglos sein, könne sie jedoch einen offiziellen Antrag bei der Stiftung einreichen. Erst *danach*, am 2. Mai 1962, schrieb Gombrich nach Rücksprache mit Bing, die ihm die Korrespondenz mit der Stiftung gezeigt hatte, an Vaun Gillmor¹²³ und erläuterte in einem ausführlichen Brief, weshalb Bings Projekt vom Warburg Institute nicht gefördert werden könne:

We have no endowments of our own and are financially entirely dependent on the allocations we receive from that central body. Our budget is strictly laid down and earmarked for specific purposes connected with the Institute's function within the University. As I have had occasion to tell many of my friends in the Foundation, neither the allocation for book purchases nor those for the staffing of the Library, Photographic Collection or the Office are anywhere near adequate. Unfortunately our hopes of improving the situation slumped when it was announced in the House of Commons on March 14th that allocation to Universities would only be a fraction even of their officially recognised needs. I trust you will understand that in this situation it would not be possible for me to propose to those who control our budget that Professor

Bing, whose (small) pension as a former Director is of course paid by this Institute, should receive an additional annual sum in her retirement. Even the suggestion that such a sum might be matched by Bollingen would not, I am afraid, make the proposal acceptable to my Committee, while there are such urgent claims for the actual running of the Institute. [...] Professor Bing has authorised me to tell you that the family have in fact given money for that purpose in the past, some of which is still available, but that it could not cover the project she set out. [...] I have set all these facts before you even at the risk of appearing prolix, because I want all concerned to know the true situation this side.¹²⁴

Nach Erhalt des Gombrich'schen Briefs informierte Vaun Gillmor Bing am 4. Juni 1962, dass die Stiftung über ihr Anliegen auf der nächsten Sitzung beraten werde und in ihrem Fall auf die üblichen Empfehlungsschreiben verzichten wolle. Bing erhielt schließlich mit dem Jahr 1963 die Förderung – drei Monate nach dem erfolgreich abgeschlossenen Förderungsvertrag mit Hamburg. Centanni's Darstellung ist ungenau, wenn sie vorwurfsvoll bemerkt, dass Bing die Befürwortung des Stipendiums erst wenige Monate *nach ihrem Tod* erhalten habe und die Hamburger Zuwendung verschweigt: »La ›borsa di studio‹ sarà accordata a Gertrud Bing dalla Bollingen Foundation nel 1963, *a pochi mesi dalla sua morte* [Meine Hervorhebung, D. G.].«¹²⁵

Gertrud Bing starb 72-jährig am 3. Juli 1964 in London. Sie hatte zwar nicht mehr viel Nutzen von der finanziellen Unterstützung der Hamburger und Amerikaner, aber sie hat beides gleichwohl noch zu Lebzeiten erhalten. Centanni macht aus ihr ein Opfer, die dem nur eigene Interessen verfolgenden Gombrich nicht gewachsen gewesen sein soll. Mag Letzteres vielleicht sogar zutreffen, bedarf Bing dieser Schützenhilfe dennoch nicht.¹²⁶ Das Bild des Opfers widerspricht in allen Einzelheiten dem der tatkräftigen, energischen und realistischen Bing, das einhellig alle Zeitzeugen von ihr gezeichnet haben, die ihr vor allem auch eine strenge Wissenschaftlichkeit bescheinigten.

In seinem Nachruf würdigte Carl Georg Heise sie denn auch als »Sachverwalterin seines [Warburgs] wissenschaftlichen Erbes«, die in Italien zu »einem erlesenen Kreis [gehörte], der sich mit mittelalterlichen Studien beschäftigte, und eine Zeitlang [...] auch Vorstandsmit-

glied des Deutschen Kunsthistorischen Instituts in Florenz« gewesen ist. Heise schließt mit den Worten:

In Gertrud Bing vereinigten sich auf seltene Weise ein scharfer Intellekt und eine große menschliche Warmherzigkeit. Das machte sie in so hohem Maße geeignet, anderen Fachgenossen, namentlich auch denen der jüngeren Generation, mit Rat und Hilfe beizustehen. [...] Als selbstlose inspirierende Anima erst ihres Meisters, dann vieler jüngerer Weggenossen, wird sie ihren ehrenvollen Platz in der Geschichte unserer Zunft behalten. Es liegt wie ein freundlich verklärenden Abendglanz auf ihrem vollendeten Leben, dass die unter ihrem Emigrantenschicksal bitter Leidende nach Beendigung des Krieges, erst schweren Herzens, dann mit Güte und Verständnis, zu ihren alten deutschen Freunden zurückgefunden hat.¹²⁷

Die Dissertation

Bings wissenschaftliche Leistung wird bis heute unterschätzt. Es spielt dabei keine Rolle, dass ihr Werk so schmal ist. Die Dissertationsschrift zeigt, dass sie nicht nur selbstständig und philosophisch denken konnte, wie ihr die beiden Gutachter Robert Petsch¹²⁸ und Ernst Cassirer bescheinigten, sondern dass ihre Arbeit weit mehr als eine brave Schülerinnenarbeit war und Cassirer sie nicht von ungefähr Saxl für die Bibliothek Warburg empfohlen hatte. Bing hat ihre Arbeit zwei Gutachtern vorgelegt, die konträrer kaum sein konnten. Das zeigen auch die beiden Gutachten. Hebt Petsch anerkennend den neuen Zugang zu Lessing hervor, kritisiert Cassirer, dass das mathematisch-naturwissenschaftliche Denken Leibniz' zu kurz komme:

Die Arbeit [...] versucht, neben der Übereinstimmung im Inhalt einzelner Gedanken auch die entscheidende Differenz ihrer geistigen Formung bei Lessing und Leibniz scharf hervortreten zu lassen und diese Differenz letztlich auf einen Grundunterschied der geistigen Individualitäten zurückzuführen. Dieser Versuch würde an Klarheit und Überzeugungskraft freilich noch gewonnen haben, wenn die Verfasserin das mathematische Arbeiten des Leibnizschen Denkens und die mathematisch-naturwissenschaftlichen Grundlagen des Modadenbegriffs noch schärfer herausgearbeitet hätte. [...] Offenbar bewegt sich die Verfasserin, die von geisteswissenschaftlichen Fragen herkommt und deren Interesse wesentlich hierauf gerichtet ist, hier nicht mit derselben Freiheit wie in der Analyse und Beurteilung der Lessing'schen Schriften. Abgesehen von dieser Einschränkung aber kann die Arbeit als sehr gelungen bezeichnet werden.

Petsch legte wenige Jahre später, 1928, ein Programm zur Etablierung einer »Allgemeinen Literaturwissenschaft«¹²⁹ vor, das als deutsche Variante des in den 1910er-Jahren virulenten russischen Formalismus zu sehen ist, der die Basis für die seit 1945 in den Philologien favorisierte Literaturtheorie legte.¹³⁰ Seit dem Berliner »Kongreß für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft« 1913, an dem sowohl Aby Warburg und Erwin Panofsky als auch Ernst Cassirer teilgenommen hatten, waren

formalistische Ideen in den Kunst-, Literatur- und Musikwissenschaften diskutiert¹³¹ und zunehmend gegen die sogenannte »Geistesgeschichte« in Stellung gebracht worden. Petsch forcierte eine »theoretische Begründung der wissenschaftlichen Formanalyse«¹³² gegenüber einer »historischen Philologie«,¹³³ wobei seine Sprache Heideggers Neologismen abgelautet zu sein scheint.¹³⁴ Petsch sprach unter anderem vom »wortenden Menschen«¹³⁵, »Wortung«¹³⁶, und immer wieder wies er auf das »Wesen der Dichtung«¹³⁷ hin, deren »verborgenen Sinn es zu offenbaren gelte«¹³⁸. 1930 gelang es ihm, die Trennung der beiden Hamburger germanistischen Seminare zu institutionalisieren: »Neben das 1923 (wegen der Erweiterung der nordischen Abteilung) vom ›Deutschen‹ in ›Germanistisches‹ umbenannte Seminar trat nun das ›Seminar für deutsche Literaturgeschichte und allgemeine Literaturwissenschaft«, das auf Antrag von Petsch kurz als ›Literaturwissenschaftliches Seminar‹ bezeichnet wurde.«¹³⁹

Cassirer hingegen vertrat den Gegenpart und war der von Petsch verspotteten »alten Poetik«¹⁴⁰ verpflichtet. 1921 publizierte er *Idee und Gestalt*. In fünf Aufsätzen über Goethe, Schiller, Hölderlin und Kleist zeigte er stattdessen die unauflösbare Verknüpfung der Dichter mit der Geistesgeschichte. Betrieb Petsch eine fachliche und institutionelle Spaltung der Geisteswissenschaft,¹⁴¹ arbeitete Cassirer zusammen mit dem Warburg-Kreis an der Integration nicht nur der geisteswissenschaftlichen Einzeldisziplinen, sondern auch an einer Zusammenführung mit den Naturwissenschaften. Ab 1921 begann Cassirer mit seinem Hauptwerk, *Der Philosophie der symbolischen Formen*, in dem er diese Ideen immer klarer formulierte,¹⁴² die 1942 schließlich in der Aufsatzsammlung *Zur Logik der Kulturwissenschaften* mündeten.

Bing ist ihrem Erstgutachter nicht gefolgt. Doch umgekehrt scheint das der Fall gewesen zu sein. 1922 – ein Jahr nach der Verteidigung der Dissertation – erschien im Filser Verlag Augsburg eine kleine Schrift von Petsch über Lessing. Diese Reihe war zur einführenden Lektüre des interessierten Theaterbesuchers gedacht und beschränkte sich daher auf das Wesentlichste eines Autors einschließlich weiterführender Lektürehinweise. Es überrascht zu lesen, dass Petsch aus dem reichhaltigen Werk Lessings ebenfalls *Emilia Galotti* und *Nathan* auswählt und sich auch seine Literaturhinweise fast komplett mit Bings benutzter Literatur decken, während Bings Arbeit nicht erwähnt wird.



Ernst Cassirer, 1927, WIA

Im *Emilia Galotti*-Kapitel heißt es bei Petsch explizit: »An Leibnizische Gedankengänge erinnert seine Darstellung der Emilia selber, die dem Ansturm ihrer Gefühle nicht entfliehen kann, weil in diesem jungen Wesen die Vernunft noch nicht die Oberhand über die Leidenschaft gewonnen hat.«¹⁴³ Und der Abschnitt über *Nathan* schließt mit den Worten: »Damit hat Lessing als Dramatiker wie als Denker mit der ›Erziehung des Menschengeschlechts‹ sein letztes, höchstes Wort zu uns gesprochen und zugleich die dramatische Entwicklung auf ein unendliches Ziel hingelenkt, von dem alle irdische Erscheinung nur ein Gleichnis ist.«¹⁴⁴

Bings Analyse hat Petsch überzeugt, wie in seinem fast schon bewundernden Gutachten deutlich wird:

An diesem Punkte setzt die vorliegende Arbeit ein und erörtert das Problem der Notwendigkeit bei Lessing, immer im Hinblick auf Leibniz, mit einer Gründlichkeit und Umsicht, wie sie dem Gegenstande bisher nicht zuteil geworden ist. Sie löst nicht nur das im Anfang erwähnte Problem durch den Hinweis auf Leibnizens Unterscheidung der notwendigen und geschichtlich=zufälligen Wahrheiten, sondern greift von hier aus in alle verwandten Fragen über und entwirft, immer unter dem Gesichtspunkte der Notwendigkeit, eine eigene und eigenartige Darstellung von Lessings Aesthetik und Religionsphilosophie. Ich muss die Beurteilung dieser Abschnitte dem Fachmann überlassen und will hier nur lobend hervorheben, wie die Verf. in dem ästhetischen Abschnitt Lessings Ansprüche an den Dichter, das Werk und den Betrachter unter einheitliche Gesichtspunkte zu stellen, wie sie die von Lessing mit Vorliebe verwendeten Termini »Absicht« und »Uebereinstimmung« energisch auf seine Anschauungen über das Notwendige zu beziehen weiss. Was die religionsphilosophischen Ausführungen angeht, so begrüßen wir es besonders, dass Lessing hier aus der engen Atmosphäre des Rationalismus herausgehoben wird [...].¹⁴⁵

Diese Anerkennung war keineswegs selbstverständlich und erwartbar gewesen. 1906 hatte Petsch noch deutlich kritisiert, die »gegenseitige Beeinflussung von Philosophie und Literatur« zur Interpretationsgrundlage zu machen.¹⁴⁶ Bing dankte in ihrem Lebenslauf dem Erstgutachter

Petsch denn auch für »sein ausserordentlich freundliches Entgegenkommen«,¹⁴⁷ dem Zweitgutachter Cassirer hingegen für »mannigfache Anregung, Förderung und Ermutigung«. ¹⁴⁸ Ihre Arbeit ist nirgendwo eine Referenz an Petschs formalistische Methode, wohl aber zeigt sie eine bemerkenswerte Nähe zu Cassirer.¹⁴⁹ Das ist insofern interessant, wenn man sich Bings Verlauf des Studiums genauer anschaut. Sie studierte von 1916 bis 1918 in München Philosophie, Literaturgeschichte und Psychologie. Nach eigener Aussage hörte sie in München vor allem bei den beiden Phänomenologen Moritz Geiger¹⁵⁰ und Alexander Pfänder, die beide Schüler von Theodor Lipps waren. Während Geiger sich sehr für die Philosophie der Mathematik interessierte, aber auch die Psychologie Wilhelm Wundts in seine Lehrveranstaltungen einbezog, befasste Pfänder sich sowohl in seiner Dissertation als auch in der Habilitation mit dem »Bewusstsein des Wollens«. Bing wurde von beiden in die »Grundzüge des Psychologischen« eingeführt und wählte nicht zufällig als Promotionsnebenfach Psychologie.¹⁵¹ Ab 1916 hörte sie bei Pfänder »Logik und Erkenntnislehre« und besuchte im Wintersemester 1916/17 bei Geiger Übungen zu Descartes, zu Schillers ästhetischen Schriften (Wintersemester 1917/18) und Leibniz' »Nouveaux Essais« (Sommersemester 1918). 1918 unterbrach sie ihr Studium, um in der Oberrealschule in Eimsbüttel¹⁵² in Hamburg eine kriegsbedingt vakant gewordene Lehrvertretung zu übernehmen. Im Wintersemester 1919 nahm sie ihr Studium an der neugegründeten Universität in Hamburg wieder auf. Geigers und Pfänders in den Lehrveranstaltungen besprochene Themen hätten auch von Cassirer gehalten werden können. Doch muss Bing der große Unterschied zwischen den Münchner Phänomenologen und dem der Geistes- und Kulturgeschichte verpflichteten Cassirer sofort aufgefallen sein. Cassirer begann seine Lehrtätigkeit in Hamburg im Wintersemester 1919/20 mit einer Vorlesung zur »Geschichte der neueren Philosophie (von der Renaissance bis Kant)«, einer weiteren zu »Kant und das deutsche Geistesleben« und einer Übung zur »Geschichte der neueren Philosophie (Descartes und Leibniz)«. Im folgenden Sommersemester las er »Logik und Erkenntniskritik« und hielt eine Übung zu den Hauptrichtungen der modernen Erkenntniskritik, im Wintersemester 1920/21 bot er eine Vorlesung zu den »Philosophischen Problemen der Relativitätstheorie« an, las über »Kant und die nachkantischen Systeme« und »Schillers philosophische Weltansicht«. Zur gleichen Zeit (Sommersemester 1920 und 1921)

hielt Petsch neben Goethes »Faust« zweimal eine Vorlesung »Lessing und seine Zeit«.

Die Anregung zu dem Dissertationsthema hatte Bing bereits in München von dem Germanisten Christian Janetzky¹⁵³ erhalten, der im Wintersemester 1917/18 als Privatdozent an der Ludwig-Maximilians-Universität München ein Seminar über »Literatur und Philosophie im 18. Jahrhundert« gehalten hatte. Bings Entscheidung für einen Erstgutachter aus der Germanistik war also folgerichtig.

Statt jedoch Petsch zu folgen, wie es ihr Thema eigentlich nahelegte, kritisierte Bing explizit seinen Lehrer Erich Schmidt – was Petsch im Gutachten goutiert¹⁵⁴ –, implizit aber auch Petsch selbst, indem sie in medias res mit ihrer These begann:

Die Geburtsstunde der modernen Philosophie ist der Augenblick (gleichviel wo er historisch liegt und ob er überhaupt eindeutig aufzuweisen ist), wo man anfängt, die Sinneseindrücke unter die Sonde des Denkens zu nehmen, und wo man erkennt, dass sie nicht standhalten, dass die Welt, die sich dem Erleben durchaus als real und einheitlich darstellt, vor dem prüfenden Verstande in eine Vielheit unzuverlässiger Daten zerflattert. Von da an ruht der Gedanke nicht mehr, dass die sinnliche Wahrnehmung wandelbar in Raum und Zeit und als Erkenntnis trügerisch ist.¹⁵⁵

Leibniz' Einfluss auf Lessings Poetik aufzuzeigen, war weder originell noch neu. Das hatte die Lessing-Forschung um 1900 längst vor Bing getan und viel ausführlicher bearbeitet. Insofern verwundert Petschs defensive Haltung in seinem Gutachten hinsichtlich der Darstellung Leibniz' bei Bing. Allerdings widersprach Bing den einschlägigen Lessing-Biografien, während sie Gustav Kettners Studie¹⁵⁶ weiterdachte: Kettner hatte nämlich bereits Lessings »Beziehungen zur Leibnizschen Psychologie«¹⁵⁷ untersucht und sich dabei auf Lessings Quellen gestützt. Lessing hat Leibniz' *Nouveaux essais sur l'entendement humain* nicht nur sehr genau studiert, sondern Auszüge daraus übersetzt. Kettner kommentierte:

Leibniz hatte hier zuerst das unbewußte Seelenleben der Psychologie erschlossen. Er zeigte, wie in den kleinen und dunklen Vorstel-

lungen (perceptions petites et insensibles) unser ganzes Denken und Wollen wurzelt. Stufenweise entwickeln sich aus ihnen die verworrenen Vorstellungen des Empfindens und endlich das deutliche Erkennen.¹⁵⁸

Diesen Leibniz'schen Stufengang fand Kettner in der *Emilia Galotti* wieder, woran Bing anknüpfte.

Das Innovative an Bings Arbeit war, dass sie über die Verknüpfung des Leibniz'schen Prinzips der Kontinuität, die dieser unter anderem mit der Infinitesimalrechnung ausgedrückt hat, sowie dem »Notwendigen« in der *Theodizée* und dem tragischen Konzept in *Emilia Galotti* und *Nathan der Weise* zeigte, dass die Kulturwissenschaft Cassirers und Warburgs nicht »an dem Kernpunkt [...] der Erfassung der Welt und ihrer inneren und äußeren [...] Formung [...] vorbeiführ[t]«¹⁵⁹ – wie Petsch es für die Literaturwissenschaft formulieren sollte –, sondern im Gegenteil zum Verständnis der Kultur *hinführt*.¹⁶⁰ Weder Phänomenologie noch Formalismus sind der Königsweg, um das »Wesen« der Kultur zu analysieren, wie es der Zeitgeist gern verkündete. Bing bezog deutlich Stellung in einer sich immer mehr zuspitzenden Debatte, die sowohl in der Philosophie als auch in den Kunst- und Literaturwissenschaften geführt wurde. Zwei Jahre nach Bings Disputation publizierte der Germanist Oskar Walzel *Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters* und leitete damit endgültig eine neue Epoche in der Literaturwissenschaft ein. Er bereitete den Weg für eine Dichtungsgeschichte ohne Dichter,¹⁶¹ die schließlich zu einem entseelten Formalismus führte, der den Oberflächenstrukturen die Hauptbedeutung beimaß. Im Unterschied zu Cassirer ging es Walzel – und in seiner Nachfolge auch Petsch – nicht um das Werden eines dichterischen Kunstwerks, sondern um das »Sein des Dichtwerks, das erhellt«¹⁶² werden sollte.

Dass Cassirer Bing nachdrücklich für die Warburg-Bibliothek empfahl, hatte also vor allem wissenschaftliche Gründe. Als Bing ihre Dissertation vorlegte, hatte die Lessing-Forschung bereits eine Blütezeit erlebt. Nach der Julirevolution von 1830 hatte es zwei wichtige Versuche gegeben, eine wissenschaftliche Grundlegung der Lessing-Forschung zu leisten, und in diesen Zeitraum fielen auch die erste wissenschaftliche Lessing-Edition sowie die erste auf genauer Materialforschung basierende Lessing-Biografie: Karl Lachmanns »Neue rechtmäßige Aus-

gabe« von Lessings Schriften, die auch Bing benutzt hat¹⁶³, erschien, in 13 Bänden, von 1838 bis 1840.¹⁶⁴ Zehn Jahre später, 1850, wurde aus dem Nachlass des nur 32 Jahre alt gewordenen Philosophen und Germanisten Theodor Wilhelm Danzel dessen sorgfältig recherchiertes Lessing-Buch veröffentlicht, das Gottschalk Eduard Guhrauer beendetete. 1919 folgte die Biografie von Waldemar Oehlke *Lessing und seine Zeit*, mit der auch Bing in der Dissertation arbeitete und die Petsch ebenfalls lobend in seinem Gutachten hervorhob. Den größten Einfluss auf die Lessing-Forschung übte aber Erich Schmidt mit seiner zweibändigen Studie aus, die zum ersten Mal 1884 publiziert wurde und seitdem immer wieder aufgelegt und korrigiert worden ist, so dass sie bis Hugh Barr Nisbets seinerseits 1.000-seitiger Arbeit über Lessing, die 2008 erschien, als *das* Standardwerk über Leben und Werk des Frühaufklärers galt.¹⁶⁵ Auch Kuno Fischers Lessing-Interpretationen¹⁶⁶ sowie seine Abhandlung zu Leibniz¹⁶⁷ waren um 1900 tonangebend und müssen bei der Lektüre Bings mitbedacht werden.

Bing hat natürlich keine Lessing-Biografie vorgelegt. Gleichwohl hat sie sich mit Erich Schmidts Lessing-Bild intensiv auseinandergesetzt. Ihre Arbeit ist gleichsam als kritischer Kommentar zu Schmidts Analyse über die Bedeutung, die Leibniz für Lessing gespielt hat, zu lesen. Schmidt war Robert Petschs Lehrer gewesen und hatte selbst bei Wilhelm Scherer studiert, dem er 1887 auf den Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur in Berlin nachgefolgt war. Schmidt hatte, noch bevor es in Hamburg zur Gründung der Universität kam, im Rahmen der Veranstaltungen in der »Litterarischen Gesellschaft« Vorlesungen in der Stadt gehalten, die so gut besucht waren, dass man schließlich Eintrittskarten ausgeben musste.¹⁶⁸

Leibniz und Lessing spielen auch nicht zufällig im Warburg-Cassirer-Kreis eine bedeutende Rolle. Warburg hat wiederholt geäußert, dass seit seiner Schulzeit Lessing sein »Ideal«¹⁶⁹ gewesen sei und er im Verlauf seiner Arbeit erst allmählich erkannt habe, dass er an Lessing eine »Korrektur anbringen«¹⁷⁰ müsse. Cassirer seinerseits hat nicht nur eine umfassende Studie über Leibniz verfasst,¹⁷¹ sondern seine Kulturphilosophie zeigt einen deutlichen Einfluss der Philosophie Leibniz'.¹⁷² Doch die Verbindung Bings zu Warburg und Cassirer ging weit über das gemeinsame Interesse am Dichter und Philosophen hinaus. Bing antizipierte nicht die Beschäftigung mit der Fortuna im Warburg-Kreis,

wie Laura Tack behauptet.¹⁷³ Sie teilte aber mit dem Warburg-Cassirer-Kreis das Interesse, die Formung des »modernen Bewusstseins« verstehen zu wollen. Mit Hilfe der Ästhetik Lessings, genauer, seines Begriffs des Tragischen, zeigte Bing, inwiefern Lessing in seinen Dramen in dem Leibniz'schen System der gesetzmäßigen Notwendigkeit einen Raum für individuelle Freiheit schuf.¹⁷⁴ In *Emilia Galotti* wurde das nur vage angedeutet, im *Nathan* aber ausformuliert.¹⁷⁵ Mit Lessing zeigte Bing – und *das* ist Warburgs Thema, seit er sich mit dem Nachleben der orientalischen Antike beschäftigt hat –, dass es die Reflexion¹⁷⁶ ist, die die Distanz zum reflexhaften Reagieren der Affekte schafft. So schloss Bing ihr *Emilia Galotti*-Kapitel mit den Worten:

Es gibt aber neben dem unbewussten Befolgen des Gesetzes, wie es in jedem Baum und jedem Tier vor sich geht, eine bewusste Einsicht und freiwillige Unterordnung darunter, wie sie nur dem Menschen oder Wesen von noch höherer Bewusstheit zukommt. Darin liegt eine Freiheit, die wieder Notwendigkeit garantiert.¹⁷⁷

Hierin lag die bemerkenswerte Übereinstimmung zu Warburgs und Cassirers Denken.

Bing erwies sich als ausgezeichnete Kennerin des Gesamtwerks Lessings, was die Herausgabe hinsichtlich der von ihr kaum je markierten Referenzen vor Herausforderungen gestellt hat, die sogar den Germanisten und Lessing-Spezialisten Petsch nach eigener Aussage an seine Grenzen brachten: »Auch liest sich das Ganze nicht leicht, der gedrängte Stil ergeht sich bisweilen in Andeutungen und Anspielungen, die auch dem Kenner und Fachmann Rätsel aufgeben.«¹⁷⁸ Lessing diente Bing eher als Modell, um den Beginn des aufklärerischen Denkens als Befreiung von einem unabänderlichen Determinismus darzustellen. *Das* war ihre Kritik an Erich Schmidt, der in Lessing keinen Moment der Willensfreiheit aufscheinen sah, sondern harsch formulierte: »Wie gar noch heute jemand in Lessing einen Anhänger der Willensfreiheit erblicken kann, scheint den Urkunden gegenüber mehr als paradox.«¹⁷⁹ Für Schmidt war Lessings Anhängen an einen absoluten Determinismus-Gedanken, der auch nicht durch »Beweggründe der Vernunft«¹⁸⁰ abgeleugnet werden könne, unumstößlich: »Aber bleibt die Notwendigkeit, die der Vernunftseinsicht entquillt, darum minder Notwendig-

keit? Hört das Müssen des Guten und Richtigen aus Erkenntnis auf, ein Müssen zu sein? Nicht warum ich muß, sondern ob ich muß oder nicht muß, das ist die Frage [...].«¹⁸¹ Dem widersprach Bing auch nicht. In ihrem Kommentar zu Schmidts Behandlung des Lessing'schen Determinismus fügte sie jedoch in Schmidts Erkenntnisbegriff ein psychologisches Moment ein: Gab es für Schmidt nur die Unterscheidung zwischen Erkennen oder Nicht-Erkennen, erweiterte sie diese Polarität, indem sie (ausführlich dargestellt in Kapitel 2 und 3 der Dissertation) zwei verschiedene Erkenntnismodi voneinander trennte: das bewusste Erkennen und dasjenige, das in der Religion als »Offenbarung« bekannt ist – ein Erkennen, das nicht durch den Nachvollzug einer Kausalkette zustande kommt, sondern blitzartig aufleuchtet. Im Ablauf einer Leibniz'schen Kausalkette wirke so eine Störung wie ein Zufall.¹⁸²

Vor diesem Hintergrund leuchtet ein, weshalb Bing dem Zufall in der *Emilia Galotti* interpretatorisch völlig anders begegnete als die zeitgenössische Germanistik. Insbesondere Waldemar Oehlkes Interpretation ist in diesem Zusammenhang interessant. Zwar sah auch er – wie Bing –, dass es Lessing um die individuelle Freiheit in der *Emilia Galotti* gehe, aber Oehlke las das Drama ausschließlich als Absolutismuskritik.¹⁸³ Den Einfluss Leibniz' schob er stattdessen als irrelevant sofort zur Seite:

[...] für die in der Seele des Volkes allmählich schüchtern aufkeimenden Gedanken über die Widersprüche zwischen ehrfürchtig verehrter Vornehmheit und ehrloser Kuppelei braucht nicht Leibniz mit seinen nachgelassenen »Nouveaux essais sur l'entendement humain« bemüht zu werden, in denen Lessing 1765 die Zerlegung des seelischen Untergrundes von Willenshandlungen, das Wechselverhältnis von Charakteranlage und dunklen Trieben studierte.¹⁸⁴

Die Widersprüche und Vieldeutigkeiten in *Emilia Galotti*, die dem Zufall im Handlungsgeschehen eine große Rolle einräumen, haben die Interpretatoren von jeher vor erhebliche Herausforderungen gestellt, weil man sich stets bemühte, sie aufzulösen.¹⁸⁵ Bing hingegen machte nicht nur keinen Versuch, sie zu vereinheitlichen, sie dienten ihr vielmehr dazu, ihre Eingangsthese über den Beginn des modernen Bewusst-

seins zu untermauern und zu zeigen, dass Determinismus und Zufall einander nicht ausschließen, sondern bei Lessing zum Fundament des tragischen Konzepts werden.

Im Briefwechsel mit Moses Mendelssohn und Friedrich Nicolai hatte Lessing deutlich gemacht, dass die Tragödie beim Zuschauer Mitleid hervorrufen solle.¹⁸⁶ Um das zu erreichen, müsse die psychologische Motivation oder die Kausalkette der Handlungen der Charaktere nachvollziehbar sein. Leibniz' Begriff des Notwendigen bedingte, in Bings Argumentation, nun Lessings Konzept des Tragischen. Das soll heißen: Ein Charakter leidet, wenn er einem Zwang unterliegt, der wiederum sein Handeln bestimmt. Diese Ohnmacht gegenüber einer Begrenzung spiele Lessing auf mehreren Ebenen durch: politisch, psychologisch, religiös. Der Kampf im Drama ist, Bing zufolge, nicht der, den die Figuren gegen eine böse Außenwelt führen, sondern der, den sie in ihrem Inneren austragen, wenn sie schließlich erleben, dass sie Bestimmungen unterworfen sind, gegen die sie machtlos sind. Den von Emilia erzwungenen Selbstmord – ihre Tötung durch die Hand des Vaters –, die Oehlske als Ausdruck der Wiederherstellung des sittlichen Gesetzes las,¹⁸⁷ interpretierte Bing hingegen – auch von Schmidt abweichend – als eine der Lösungen, wie Lessing dem »Bann der Notwendigkeit« die Stirn bot: Der freiwillige Tod als Erlösung aus der Verzweiflung über das nicht zu beeinflussende Unabänderliche. Mit anderen Worten: Die *bewusst* gewählte *Tat*, sich aus dieser Notwendigkeit zu befreien: »[...] der Tod der Heldin [ist] die einzige Tat in dieser Tragödie [...]«.¹⁸⁸

In *Nathan* wird Lessing diese düstere tragische Einsicht in eine aufklärerische Erkenntnis umwandeln, wobei der unabänderliche Syllogismus des Leibniz'schen Systems unverändert bleibt. Aber Lessing richtete den Fokus nun noch mehr auf das Moment des Erkennens selbst:

Das Weltgeschehen setzt sich zusammen aus den Einzeltätigkeiten der Monaden, von denen jede das eigne Selbst verwirklicht, die aber zu einem gemeinsamen Plan zusammenarbeiten. Das Ineinanderweben des Ganzen ist ein Bild nur für einen unendlichen Geist. Ihm ist dieser ganze ungeheure Stufenplan mit der Unendlichkeit seiner Individuen, die sich in allen Stadien der Bewusstheit befinden, ein einziger Syllogismus, d.h. logisch verständlich und notwendig. Er

sieht den Ursprung und Verlauf jedes Fadens, wo ein endlicher Verstand nur ein verwirrtes Stückchen des Gewebes wahrnimmt.¹⁸⁹

Die zweite Lösung, die Lessing mit *Nathan* vorschlug, um sich gegen den Determinismus zu behaupten, war die *bewusste Einsicht* in seine Unabänderlichkeit und die freiwillige Unterordnung unter das Gesetz der Notwendigkeit.¹⁹⁰ Bings Conclusio, dass Lessing mit diesen beiden Dramen Leibniz' Begriff des Notwendigen »vervollständigt«¹⁹¹ habe, lag in dem Moment der *bewussten* Befreiung: Unfrei ist der Mensch psychologisch gesehen hinsichtlich seiner Leidenschaften, Wünsche, Sehnsüchte und Begierden. Auch politisch ist er im absolutistischen 18. Jahrhundert Herrscher und Gesellschaft ausgeliefert. Auf der religiösen Ebene kämpft er aber wohl den schwersten Kampf, weil er gegen sein Schicksal oder die Vorsehung machtlos ist. Auch der moderne Mensch kann sich aus diesen Gegebenheiten nicht befreien, aber, so Bing, er unterliegt ihnen nicht mehr, weil er darüber *nach-sinnen kann*.¹⁹² Obwohl Bing sich eingehend mit Leibniz' mathematischem Funktionsbegriff auseinandergesetzt hat, ging Cassirer ihre Darstellung noch nicht weit genug. Er bemängelte in seinem Gutachten:

Dieser Versuch würde an Klarheit und Überzeugungskraft freilich noch gewonnen haben, wenn die Verfasserin das mathematische Arbeiten des Leibnizschen Denkens und die mathematisch-naturwissenschaftlichen Grundlagen des Monadenbegriffs noch schärfer herausgearbeitet hätte. Hier aber beschränkt sie sich nur auf einige Andeutungen, die zwar erkennen lassen, daß sie auch an dieser Seite des Problems nicht achtlos vorübergegangen ist, die aber der eigentlichen Bedeutung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Problems im Leibnizischen Denken doch nicht ganz gerecht werden.¹⁹³

Mit dem Aufzeigen des Nebeneinanders von Vernunft und Religion, das in den zwei Erkenntnismodi zum Ausdruck kommt, hatte Bing aber insbesondere Schmidts Deutung eine Absage erteilt, die Lessing zu einem Spinozisten machte.¹⁹⁴ Letzteres hebt Cassirer anerkennend hervor:

Es ist der Verfasserin gelungen, in der vielverhandelten Frage von Lessings Spinozismus, die seit dem Jacobi=Mendelssohnschen Streite die philosophische wie die litterarhistorische Interpretation immer wieder beschäftigt hat, einen Schritt zurück zu thun, indem sie sich dieser Frage, statt sich auf eine einfache Prüfung des geschichtlichen Quellenmaterials zu beschränken, von Anfang an mit einer festen systematischen Einstellung und mit begrifflich=systematischer Kritik gegenüberstellt.¹⁹⁵

Bing verband somit nicht nur das Interesse für die Entstehung des modernen Bewusstseins mit Warburg und Cassirer, sondern vor allem auch die Fokussierung auf die Simultaneität von bewusstem Erkennen und affektbedingtem Reagieren im individuellen Bewusstsein. Dieses Thema durchzog auch die Arbeiten Warburgs. Vor allem in seinen letzten Lebensjahren wandte er sich interessanterweise Giordano Bruno zu. Auf der letzten Reise nach Italien, auf der Bing ihn begleitete, machten beide extra einen Ausflug und besuchten Brunos Geburtshaus in Nola bei Neapel. Legt man Warburgs Notizen, die er über Bruno angefertigt hat, neben Bings Dissertation, sind die Parallelen nicht zu übersehen. Das ist nicht überraschend, wenn man bedenkt, dass sich auch Lessing schon sehr früh mit Giordano Bruno beschäftigt hatte¹⁹⁶ und sich insofern hier ein Kreis schließt: Warburgs frühe Auseinandersetzung mit Lessing führte ihn folgerichtig zu Bruno. Schon Erich Schmidt war die große Bedeutung Brunos für Lessing aufgefallen, und er hatte sie in den Überarbeitungen seiner Biografie immer stärker herausgestrichen. Fällt der Name Bruno in Schmidts Lessing-Buch von 1899 eher nebenbei¹⁹⁷, hieß es in der letzten überarbeiteten Fassung jedoch explizit:

Vergleicht man nun seine [Lessings, D.G.] Lehren mit denen des berühmtesten all dieser Italiener der Renaissance- und Reformationszeit, des Giordano Bruno, so ist der erste Eindruck der Zusammenstellung frappant. Nach Bruno haben alle Dinge ihre Substanz im Akte des göttlichen Denkens; bei dem Nolaner findet sich also die Grundidee des Pantheismus. [...] Diese starken Übereinstimmungen werden kaum Gedanken des Zufalls sein, sondern die Annahme empfehlen, dass ein früh erfahrener und nicht verwischter

Einfluss des Giordano Bruno entschiedener hervordrang, je mehr Lessing sich von überkommenen, entgegenwirkenden Ansichten befreite, und auf dieser Spur möchte reichere Beute zu gewinnen sein, als man aus der Metaphysik des Aristoteles an unmittelbarer Wirkung auf Lessing ableiten oder aus den tief sinnigen Spekulationen Tertullians für die Weltanschauung des modernen Aufklärers einheimen wollte.¹⁹⁸

Von Rom aus schrieb Warburg seinem Freund Cassirer, dass er dabei sei, sich in die Philosophie der Hochrenaissance einzulesen und sich vor allem mit Giordano Bruno beschäftige: »Seine [Brunos, D.G.] Erkenntniskritik, die sich hinter dem Symbol eines Feldzuges der Götter gegen die Himmeldämonen verbirgt, ist doch in Wahrheit eine Kritik der reinen Unvernunft, die ich unmittelbar in geschichtlichen Zusammenhang bringen kann mit meinem psychologischen Bildmaterial (Harmonie der Sphaeren 1589).«¹⁹⁹ Cassirer antwortete:

Mit besonderer Freude habe ich gehört, daß Sie sich jetzt um Giordano Bruno bemühen. Wenn irgend Jemand, so muß es *Ihnen* gelingen, uns den Weg zu diesem merkwürdigen Mann zu weisen. Die zünftige Historie der Philosophie ist eigentlich ihm gegenüber bis auf den heutigen Tag ziemlich ratlos gewesen; sie schwankt zwischen kritikloser Verehrung und einer absprechenden Hyperkritik, die Bruno mit gänzlich falschen Maßen mißt. Daß hier der Hebel an anderer Stelle angesetzt werden muß, daß aus der bloß philosophischen Problematik heraus Bruno nicht zu verstehen und zu interpretieren ist – das habe ich schon in meiner Darstellung der Renaissancephilosophie zu zeigen gesucht. Aber wenn ich den Knoten, der hier vorliegt, *gesehen* habe: so werden Sie ihn uns *lösen* können. Der »Spaccio della bestia trionfante« verlangt einen Kommentar, der nicht aus der philosophischen Problemgeschichte allein, sondern nur aus der Bildgeschichte u. aus der Geschichte der Astrologie gegeben werden kann.²⁰⁰

Warburg erkannte mit Hilfe Giordano Brunos eine kulturwissenschaftliche aufklärerische Linie: Vom »Phaeton« des Michelangelo über Dürrers *Melencolia I* bis schließlich zu Manets *Déjeuner sur l'herbe*.

Das wissenschaftlich bedeutsamste Ereignis, das wir in letzter Zeit zu verzeichnen hatten, ist wohl der Weg zu Michelangelo. Es war klar, dass ohne Stellungnahme zu ihm jeder Versuch einer typengeschichtlich vergleichenden Beobachtungsreihe Leerlauf bedeutet hätte. Es ergab sich aber folgendes: Beim Untersuchen der antikisch-kosmischen Aufstiegsallüren in Rimini war die Durchquälung zu Mithras erfolgt. Dadurch kam ich auf das Mithraeum zu Dieburg, dieses zeigte die enge Verbindung zwischen Mithras- und Phaetonlegende, d.h. Aufstieg zur Sonne, aufs engste verbunden mit dem Absturz. Von ganz anderer Seite her wurde ich ebenfalls auf die Sarkophagplastik geführt, wie sie ebenfalls einen in seinem Akzent nicht richtig erkannten Aufstieg darstellt: die Rückkehr der Venus zum Olymp nach dem Parisurteil. Das tertium comparationis zwischen Parisurteil und Phaetonlegende bilden nun die erdgebundenen Genien, die als erschreckend-trauernde, oder erstaunt-verehrende Teilnehmer die irdische Region versinnbildlichen, die Quellnymphen auf dem Phaetonsarkophag und auf d. P[aris] U[rteil].²⁰¹

Begann in den Naturwissenschaften mit Keplers Entdeckung der Ellipse der Planetenbahn des Mars das Zeitalter der Moderne, sorgten Giordano Brunos Pantheismus und seine Abstraktion von den Bildern für die Entdeckung der Innerlichkeit, die bildlich mit dem In-sich-versunkenen-Menschen (Dürers *Melancholia I*) ausgedrückt wurde. Beides, so deutete Warburg es, fand in der Renaissance gleichzeitig statt. Der in-sich-versunkene, nachdenkende Giordano Bruno war aber eine Fortsetzung des Juden Melchisedech aus Boccaccios *Decamerone*, der Saladin seine Ringparabel erzählte²⁰², die in Lessings *Nathan* wieder auferstand.

Das Denken der Warburgianer – so könnte man sagen – spannte sich auf zwischen dem Erleben, von Leidenschaften beherrscht zu werden, und den Versuchen, sich davon zu distanzieren. Oder, um gewissermaßen mit Bing zu sprechen: Zwischen Emilia Galotti und Nathan.

Cassirer hatte sofort erkannt, dass Bing in ihrem wissenschaftlichen Denken gleichermaßen für die Formen des Übergangs von unbewusstem zu bewusstem Erkennen empfänglich war und dass sie sowohl bereit als auch in der Lage war, sich gegen die Positionen des Zeitgeistes zu stellen, der sich zunehmend von der Altertumskunde und der Ge-

schichte löste.²⁰³ Deshalb wollte er Bing unbedingt für die K.B.W. als Mitarbeiterin gewinnen. Dass Bing nach nur wenigen Jahren neben Saxl und Warburg ins Direktorium der Bibliothek aufgenommen wurde, hatte hier seinen tiefen Grund – und nicht, weil sie so gut Bücher zu sortieren verstand.

Dank

Der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung sind wir zu großem Dank verpflichtet. Wir danken dem Vorsitzenden Dr. Ekkehard Nümann, der Herausgeber der Reihe »Wissenschaftler in Hamburg« ist, für die Bereitschaft, dieses Buch in seiner Reihe aufzunehmen und Bings Dissertation erstmals einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Ebenso gilt unser großer Dank dem Geschäftsführer Dr. Johannes Gerhardt für die geduldige und zuverlässige Unterstützung und Begleitung des Projekts.

Wir danken dem Warburg Institute für die Publikationserlaubnis und insbesondere Claudia Wedepohl für ihre freundliche Unterstützung. Den Mitarbeitern der Bibliothek des Warburg Institutes, Clare Lappin, Chloe McCarthy und Mark Amies, danken wir ganz besonders, dass sie, als die Corona-Pandemie das Reisen verhinderte, die Bereitstellung des Archivmaterials dennoch möglich gemacht haben. Unser Dank gilt ebenso den hilfsbereiten Mitarbeitern des Staats- und des Universitätsarchivs in Hamburg sowie den Mitarbeitern der Staatsbibliotheken in Berlin und Hamburg, der Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Bibliothek in Hannover und der Zentralbibliothek in Zürich. Unser besonderer Dank gilt auch Prof. Dr. Rainer Nicolaysen für die Überlassung der Promotionsakte Gertrud Bings.

Zuletzt aber sei dem Wallstein Verlag und seinem Verleger Thedel v. Wallmoden gedankt, dass er dafür einsteht, solche Bücher heute erscheinen zu lassen.

Dorothee Gelhard und Thomas Roeder

Anmerkungen

- 1 Wendland, Handbuch, S. 59. Bing hatte zwei ältere Brüder: Robert Bing, geboren am 15. Mai 1882, und Franz Solm Bing, geboren am 4. März 1884.
- 2 Fritz Saxl berichtete Warburg darüber in einem Brief vom 27. Januar 1922, WIA, GC, 1922, Saxl-Warburg. Siehe auch Fritz Saxl an Max Warburg, 17. Dezember 1921, WIA, GC, 1921, Warburg-Brothers.
- 3 Siehe dazu den Editionsbericht in diesem Band.
- 4 Fritz Saxl an Max Warburg, 17. Dezember 1921, WIA, GC, 1921, Warburg-Brothers. Siehe dazu auch Fritz Saxl an Aby Warburg, 27. Januar 1922, WIA, GC, 1922, Saxl-Warburg.
- 5 Bing, *Nugae*, S. 304-312.
- 6 Gertrud Bing an Ernst Robert Curtius, 27. September 1934, in: Wuttke, *Kosmopolis*, S. 49.
- 7 Bing, Warburg, Vortrag anlässlich der feierlichen Aufstellung von Aby Warburgs Büste, S. 12.
- 8 Götz, Gertrud-Bing-Verein, S. 301.
- 9 Ernst Cassirer an Aby Warburg, Fritz Saxl und Gertrud Bing, 21. September 1927, in: Cassirer, *Ausgewählter wissenschaftlicher Briefwechsel*, S. 100.
- 10 Bing, Fritz Saxl, S. 4.
- 11 Hellwig, »Schwierigkeiten« an der Bibliothek Warburg, S. 199.
- 12 Bing, Fritz Saxl, S. 5.
- 13 Hellwig, »Schwierigkeiten« an der Bibliothek Warburg, S. 200.
- 14 »Heidnisch-antike Weissagung in Wort und Bild zu Luthers Zeiten«. Mit Hilfe Bolls und Saxls konnte dieser letzte Beitrag Warburgs vor seiner Krankheit 1920 in den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften erscheinen.
- 15 Gombrich, Gertrud Bing zum Gedenken, S. 8.
- 16 Fritz Saxl an Max Warburg, 17. Dezember 1921, WIA, GC, 1921, Warburg-Brothers.
- 17 Fritz Saxl an Aby Warburg, 10. März 1922, WIA, GC, 1921, Saxl-Warburg.
- 18 Bing, Fritz Saxl, S. 9.
- 19 Ebd.
- 20 Cassirer, Toni, *Mein Leben mit Ernst Cassirer*, S. 126f.
- 21 Michels, *Im Bannkreis der Ideen*, S. 103.
- 22 Bing, Warburg-Vortrag anlässlich der feierlichen Aufstellung von Aby Warburgs Büste, S. 21.
- 23 Michels, *Im Bannkreis der Ideen*, S. 103.
- 24 Ebd., S. 103f.
- 25 Bericht über die Bibliothek Warburg für das Jahr 1922, WIA, V.2.3.2.2.3, 1922, *Annual Reports*. Siehe auch Schäfer, *Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg*, S. 186.
- 26 Fritz Saxl an Gertrud Bing, 14. Juni 1924, WIA, GC, Saxl 1924, Bing-Library.
- 27 Als die K.B.W. 1933 nach England umsiedelte, trafen Bing und Saxl auf die gleiche Situation. Erst in den 1950er-Jahren sollten die ersten kunsthistorischen Lehrstühle in Oxford und Cambridge eingerichtet werden. Das Warburg In-

- stitute hat auch hierzu erheblich beigetragen. Siehe ausführlich dazu Wuttke, Emigration der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek, S. 133-146.
- 28 Hellwig, »Schwierigkeiten« an der Bibliothek Warburg, S. 201.
- 29 Bing, Fritz Saxl, S. 10.
- 30 Seine Habilitationsschrift über den Stil Michelangelos hatte er am 11. März 1920 in der Philosophischen Fakultät eingereicht. Der Habilitationskommission gehörten u. a. Ernst Cassirer und Gustav Pauli als Gutachter an.
- 31 Die Schwierigkeiten, die mit Saxls Habilitation verbunden waren, hat Karin Hellwig analysiert, in: Hellwig, »Schwierigkeiten« an der Bibliothek Warburg.
- 32 Bing, Fritz Saxl, S. 12.
- 33 McEwan, Saxl, S. 56.
- 34 Marazia; Stimili, Die unendliche Heilung, S. 115.
- 35 Aby Warburg an seine Brüder vom 31. Dezember 1925, in: Warburg, Briefe: Korrespondenz mit seinen Brüdern, S. 5-6.
- 36 Gombrich, Gertrud Bing zum Gedenken, S. 8.
- 37 Schäfer, Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg, S. 189f.
- 38 Bericht über die Bibliothek Warburg für das Jahr 1917, 31. Dezember 1927, WIA, V.2.3.I.I.I., Kuratorium. Siehe auch Schäfer, Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg, S. 190.
- 39 Bings Eintrag vom 7. Juli 1927, in: Michels; Schoell-Glass, Tagebuch der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg, S. 114.
- 40 Warburgs Eintrag vom 7. Juli 1927, in: Michels; Schoell-Glass, Tagebuch der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg, S. 114.
- 41 Michels, Glück im Unglück? Kunsthistorikerinnen, S. 125. Wenn heutige feministische Wissenschaftlerinnen darin eine »Vermännlichung« Bings sehen wollen, ignorieren sie den gesellschaftshistorischen Kontext. Siehe u. a. Tack, The Fortune of Gertrud Bing, oder Sophie Duvernoys Internet-Eintrag in: Gertrud Bing, Jewish Women's Archive, <https://jwa.org/encyclopedia/article/bing-gertrud> (letzter Zugriff: 20. Oktober 2021). Dieser Beitrag enthält überdies zahlreiche Fehler.
- 42 Meyer; Treml, Biographie als Reparation, S. 16.
- 43 von Stockhausen, Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg, S. 17.
- 44 Bing, Fritz Saxl, S. 9.
- 45 Michels, Mit Bing in Rom, Neapel, Capri und Italien, S. 46f.
- 46 Ebd., S. 46.
- 47 Ebd., S. 96f.
- 48 Ebd., S. 99.
- 49 Ebd., S. 134.
- 50 Gombrich, Gertrud Bing zum Gedenken, S. 8. Siehe auch Schäfer, Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg, S. 191.
- 51 Gertrud Bing an Ernst Robert Curtius am 27. September 1934, in: Wuttke, Kosmopolis der Wissenschaft, S. 49f.
- 52 Gertrud Bing an Ernst Robert Curtius am 27. September 1934, in: ebd., S. 116.
- 53 Ernst Robert Curtius an Gertrud Bing, 6. März 1937, in: ebd., S. 117.
- 54 Meyer; Treml, Gertrud Bing. Ein intellektuelles Porträt, S. 19.
- 55 Gertrud Bing an Toni und Ernst Cassirer, 1. Juni 1929, in: Cassirer, Ausgewählter wissenschaftlicher Briefwechsel, S. 116.

- 56 McEwan, Fritz Saxl, S. 17.
- 57 Fritz Saxl an Ernst Cassirer, in: Meyer; Treml, Gertrud Bing. Ein intellektuelles Porträt, S. 20.
- 58 Ebd., S. 22.
- 59 Gertrud Bing an Marianne Joseph (in Köln), 12. Dezember 1929, zitiert nach Heise, Persönliche Erinnerungen an Aby Warburg, S. 113.
- 60 »Er [Warburg] wollte in erster Linie Lehrer und Organisator sein, er wollte, dass bestimmte seiner wissenschaftlichen Gedanken, die vielleicht nicht zahlreich, aber umfangreich und organisch entwickelt sind, vor allem in den Köpfen seiner Schüler leben und Früchte tragen, die er von Anfang an als Mitarbeiter betrachtete und die als Nachfolger bestimmt waren.« [Übersetzung D.G.] Bing, Introduzione, in: Aby Warburg, *La Rinascita del paganesimo antico*, S. IX f.
- 61 Gombrich, Aby Warburg. Eine intellektuelle Biographie, S. 14.
- 62 von Stockhausen, Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg, S. 12.
- 63 Genaueres dazu weiter unten.
- 64 Bing, Fritz Saxl, S. 14f. 1993 wurde die Ausstellung rekonstruiert und noch einmal gezeigt. Sie ist heute in Form des Katalogs nachvollziehbar. Siehe Fleckner, Aby Warburg. Bildersammlung – Zur Geschichte von Sternglaube und Sternkunde. Nach Aussage des derzeitigen Leiters des Planetariums, Thomas Kraupe, wird daran gearbeitet, die Ausstellung wieder dauerhaft im Planetarium zu zeigen. Telefongespräch vom 25. Oktober 2020.
- 65 Lucas Burkart hat recherchiert, dass es jedoch schon vor der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten intensive Überlegungen gab, die K.B.W. ins Ausland zu transferieren. Grund waren die mehr als drastischen finanziellen Kürzungen, die hauptsächlich von den amerikanischen Warburg-Brüdern Felix und Paul ausgingen. Nach Warburgs Tod waren der Bibliothek die Mittel um über 75 Prozent gekürzt worden, so dass Bing und Saxl sich zunehmend außerstande sahen, den Forschungsbetrieb weiter aufrechterhalten zu können. Siehe Burkart, *Die Träumereien einiger kunstliebender Klosterbrüder ...*, S. 105.
- 66 McEwan, Fritz Saxl, S. 140.
- 67 del Prete, Prefazione, in: Gertrud Bing, *Il Warburg Institute e gli studi umanistici*, S. 27f.
- 68 Bing, Fritz Saxl, S. 19.
- 69 McEwan, Saxl, S. 145.
- 70 Diers, Porträt aus Büchern, S. 9.
- 71 Meyer; Treml, Gertrud Bing. Ein intellektuelles Porträt, S. 22.
- 72 Gertrud Bing an Fritz Saxl, 30. Dezember 1933, WIA, GC, G., Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg/Warburg Family Box.
- 73 Bing, Fritz Saxl, S. 20.
- 74 Gombrich, Gertrud Bing zum Gedenken, S. 9f.
- 75 Die Angliederung an die Universität London erfolgte am 28. November 1944. Vgl. Wuttke, *Die Emigration der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek*, S. 133-146. Wiederabgedruckt in: Bredekamp; Diers; Schoell-Glas, *Aby Warburg. Akten des internationalen Symposions*, S. 141-163. Siehe auch »The Times«, 12. Dezember 1944, und Saxl, Fritz: *The Warburg Institute: Gift to London University*, in: *The Manchester Guardian*, 13. Dezember 1944.
- 76 Schäfer, Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg, S. 192.

- 77 Bing, Fritz Saxl, S. 34.
78 Ebd., S. 23.
79 Bing, The Warburg Institute, S. 15-23.
80 »Its scope, the tracing of Greek and Roman tradition in postclassical civilization ...« Ebd., S. 16.
81 Ebd.
82 Ebd., S. 22.
83 Ebd.
84 Forster, The Unforgettable Gertrud Bing, S. 170.
85 Gordon, In memoriam Gertrud Bing, S. 131-165.
86 Ebd., S. 152.
87 Ebd., S. 148.
88 McEwan, Fritz Saxl, S. 157.
89 Bing, Fritz Saxl, S. 28.
90 Die Vorträge erschienen unter dem Titel »La storia delle immagini« in der Übersetzung von G. Veneziani mit einer Einführung von Eugenio Garin 1965 bei Laterza in Rom.
91 Vittoria Magnoler, die die Korrespondenz zwischen Bing und Garin kommentiert hat, ist hier jedoch zu widersprechen. Sie argumentiert, dass Garin Warburgs und Saxls Grundimpuls der Kontinuität eines Nachlebens der Antike nicht teile (»[...] nè crede nella possibilità di leggere in modo continuo e oggettivo il »Nachleben der Antike«): und glaubt auch nicht an die Möglichkeit, das *Nachleben der Antike* kontinuierlich und objektiv zu lesen. Dies., Commento alla corrispondenza Bing-Garin, S. 70. Dem steht jedoch u.a. Garins Publikation über Astrologie in der Renaissance entgegen: ders., *Lo zodiaco della vita*. Garin kritisiert darin ausdrücklich Cassirer, der von der Überwindung des dämonischen Glaubens in der Wissenschaft in der Renaissance ausgeht, während Warburg sowohl das »Doppelgesicht« der Astrologie an sich als auch ihr Weiterleben in der Renaissance bis zur Moderne aufgezeigt habe.
92 Gertrud Bing an Toni Cassirer, 27. August 1948, WIA, GC, 1948.
93 Der Text erschien erstmals in: Gordon, Fritz Saxl, S. 1-46.
94 Bing, Fritz Saxl, S. 35.
95 Ebd., S. 9.
96 Despoix; Tremel, Gertrud Bing. Fragments sur Aby Warburg.
97 Schreiben des Personalamts an die Schulbehörde Hamburg, Hochschulabteilung, vom 16. April 1959, in: StA Hbg., 131-11 Personalamt, Nr. 1138.
98 Aktenvermerk vom 25. Januar 1961, in: StA Hbg., 363-6 Kulturbehörde, Nr. 322.
99 Die Erinnerungen Carl Georg Heises an Aby Warburg, die jener noch kurz vor Kriegsende im April 1945 in Berlin aufgezeichnet hatte und die zunächst als New Yorker Privatdruck erschienen waren, wurden anlässlich der Aufstellung der Büste 1959 ein zweites Mal von der damals 200 Mitglieder zählenden Gesellschaft der Bücherfreunde zu Hamburg in einer Auflage von 500 Exemplaren herausgegeben. Heise, Persönliche Erinnerungen an Aby Warburg, S. VIII.
100 Gertrud Bing an Senator Hans-Harder Biermann-Ratjen, 9. Juni 1957, zitiert nach Grolle, Die Büste Aby Warburgs in der Kunsthalle, S. 159.
101 Senatssyndicus H. von Heppe an Senator Dr. Biermann-Ratjen am 16. Mai 1961, in: StA Hbg., 363-6 Kulturbehörde, Nr. 322.

- 102 Gertrud Bing an Walter Solmitz, 4. Dezember 1958, zitiert nach Grolle, Die Büste Aby Warburgs in der Kunsthalle, S. 163.
- 103 Senatssyndicus Hans Gustav Adolf von Heppe hatte mit Eric Warburg gesprochen und dabei festgestellt, dass Bing nur mit einer Zahlung in Höhe von insgesamt 25.000 DM rechnete. Um Geld sparen zu können und dennoch großzügig dazustehen, schlug von Heppe deshalb den anderen Senatsmitgliedern die Kürzung auf 30.000 DM vor, dem diese – ohne weitere Sitzung – im Umlaufverfahren zustimmten. Siehe Vertraulicher Vermerk vom 24. Mai 1962, StA Hbg., 363-6 Kulturbehörde, Nr. 322.
- 104 StA Hbg., 363-6 Kulturbehörde, Nr. 322.
- 105 Centanni, Gertrud Bing, S. 127-153.
- 106 Ebd., S. 128.
- 107 Ebd., S. 143: »In Anbetracht der neuen Dokumente ist Gombrichs ohnehin schon verworrene und wenig überzeugende Rekonstruktion nicht haltbar. Besonders hervorzuheben ist der selbstbewusste und eindringliche Ton, mit dem Gombrich Cantimori auf den Totalverlust des Bing-Materials antwortet, und andererseits die Tatsache, dass er nicht den geringsten Hinweis auf die Biografie gibt, an der er selbst – laut Rekonstruktion von 1970 – jahrelang gearbeitet hat. Es ist eine Tatsache, dass von der fesselnden – unglücklichen, auf jeden Fall sehr erfolgreichen – Intellektuellen-Biografie, die Gombrich 1970 veröffentlichte, das Material, das aus Warburgs Notizen, Fragmenten und Briefen geborgen wurde, bis heute am meisten Gültigkeit hat: wahrscheinlich das Material, das Bing jahrzehntelang eifersüchtig gesammelt und gehütet hat.« [Übersetzung D.G.]
- 108 Siehe den Brief Bings an Eric Warburg, in dem sie über das Projekt berichtete: »Biographie von Professor A.M. Warburg in der Form von ›Life and Letters‹«, in: Despoix; Trembl, Gertrud Bing. Fragments sur Aby Warburg, S. 89-96.
- 109 Insofern ist es nicht gerechtfertigt, sie als »Muse« zu bezeichnen, wie Laura Tack ihre Monografie betitelt (»The Fortune of Gertrud Bing (1892-1964). A Fragmented Memoir of a Phantomlike Muse«), die den ersten Teil auf der These aufbaut, Gombrich habe Bing als Muse in dem Kreis der Wissenschaftler um Aby Warburg gesehen. Tack, in: Engramma 171, Januar/Februar 2020, Fortune, S. 183.
- 110 Winds Rezension erschien am 25. Juni 1971 in »The Times Literary Supplement«, S. 735-736, und wurde in »La Rivista di Engramma« 171, Januar/Februar 2020 in der italienischen Übersetzung von Monica Centanni und Anna Fressola neu abgedruckt, S. 63-95.
- 111 Am 16. September 1964 schrieb Neumeyer an Heise: »Vernunft und Empfinden sagen mir aber, daß nichts an Bedeutung der Übernahme einer Biographie Warburgs gleichkommen könne. Ich schulde das gewissermaßen der Existenz Warburgs. So sage ich erst einmal grundsätzlich ›Ja‹ zu Deiner Anfrage und bin mir dabei bewußt, dass ich nicht der Einzige sein werde, an den sich die Familie wenden wird.« StA Hbg., 363-6 Kulturbehörde, Nr. 322. Neumeyer hatte seine Arbeit *Der Blick aus dem Bilde* nicht nur seinen Lehrern Adolph Goldschmidt und Aby Warburg gewidmet, er hat ihr vor allem auch einen Exkurs angefügt, in dem er Warburgs Pathosformeln weiterdachte. Darin wurde deut-

- lich, dass er sich von Gombrichs kunstpsychologischem Blick nicht so sehr unterschied. Neumeyer verknüpfte Warburgs Engramm, das der aus seiner intensiven Lektüre von Ewald Herings *Über das Gedächtnis als eine allgemeine Funktion der organisierten Materie* (Leipzig 1905) abgeleitet hatte, mit Freuds Psychoanalyse. Das ist eine Auslegung Warburgs, die in jüngerer Zeit auch Georges Didi-Huberman vehement vertritt. Siehe Neumeyer, *Der Blick aus dem Bilde*, S. 88f.
- 112 Carl Georg Heise an Eric Warburg vom 30. Oktober 1964, StA Hbg., 363-6 Kulturbehörde, Nr. 322.
- 113 Vermerk zur Warburg-Biografie von Braden, 10. November 1964, StA Hbg., 363-6 Kulturbehörde, Nr. 322.
- 114 Ebd.
- 115 Warburg, Briefe.
- 116 »E su questo stesso fronte altre prove, molto significative, sono emerse di recente«, Centanni, Gertrud Bing, S. 134. »Und an derselben Stelle sind kürzlich weitere, sehr wichtige Beweise aufgetaucht.« [Übersetzung D. G.].
- 117 Breidecker, Kracauer/Panofsky, S. 112-113.
- 118 Despoix hat über Kracauer gearbeitet. Breideckers Band erwähnt er nicht.
- 119 Das ist auf den Tag genau 14 Jahre, nachdem Saxl gestorben war.
- 120 Despoix; Treml, Gertrud Bing, *Fragments sur Aby Warburg*, S. 100.
- 121 Gertrud Bing an Siegfried Kracauer, 22. März 1962, in: Breidecker, Kracauer/Panofsky, S. 111f.
- 122 »I had hoped to receive some financial help from Warburg's native city Hamburg, but this seems to have met with difficulties. Moreover, a grant from that side would, not unnaturally, carry with it the obligation to write the biography in German. I am reluctant to comply with this condition in view of the present-day position of scholarship and of the fact that the Warburg Institute now belongs to the English-speaking world. Warburg's ideas have found an international audience and much of the work following his lead is carried out in England and the United-States.« Bing an Vaun Gillmor, 22. März 1962, in: Breidecker, Kracauer/Panofsky, S. 113.
- 123 Gombrichs »Art and Illusion: A Study in the Psychology of Pictorial Representation«, das auf die A. W. Mellon Lectures in the Fine Arts zurückgeht, war 1960/61 in den Bollingen Series No. 35,5 erschienen. Er hatte also auch selbst vorher schon direkten Kontakt zu der Stiftung gehabt.
- 124 Ernst Gombrich an Vaun Gillmor, Bollingen Foundation, 2. Mai 1962, in: Breidecker, Kracauer/Panofsky, S. 116-117.
- 125 Centanni, Gertrud Bing, S. 137. »La ›borsa di studio‹ sarà accordata a Gertrud Bing dalla Bollingen Foundation nel 1963, a pochi mesi dalla sua morte.« Das ›Stipendium‹ wird Gertrud Bing 1963, nur wenige Monate *nach ihrem Tod*, von der Bollingen-Stiftung verliehen. Centanni zitiert Despoix; Treml, Bing verkehrt. Im Original heißt es: »Celle-ci ne pourra profiter que peu de temps des bourses qui lui furent finalement accordées à partir de l'été 1963 et par le sénat de Hambourg et par la Fondation Bollingen.« Sie konnte nur kurze Zeit von den Stipendien profitieren, die ihr schließlich ab Sommer 1963 sowohl vom Hamburger Senat als auch von der Bollingen-Stiftung gewährt wurden. Das Zitat ist in derselben Nummer von *Engramma* 171 abgedruckt. Dies., Gertrud

- Bing, la bibliothèque Warburg et le projet d'une biographie intellectuelle de son fondateur, ebd., S. 171-176, hier: S. 173. In »Fragments sur Aby Warburg« heißt es an anderer Stelle explizit: »La Bourse pour se projet [...] fut accordée, mais Bing n'en bénéficia pas même une année, puisqu'elle tomba malade début juin 1964 et décéda un mois plus tard.« »Das Stipendium für dieses Projekt [...] wurde bewilligt, aber Bing konnte nicht einmal ein Jahr davon profitieren, da sie Anfang Juni 1964 krank wurde und einen Monat später starb.« [Übersetzung D.G.]. Ebd., S. 100.
- 126 Diese Kritik gilt gleichermaßen auch für Laura Tacks Monografie »The Fortune of Gertrud Bing (1892-1964)«, in der sich die Autorin auf »feministische Spurensuche« begibt, um Bings Leben aus dem »Fluss des Vergessens ins Licht der Erinnerung zu ziehen« und ihre »sogenannte stille Tätigkeit« endlich zu würdigen. *La Rivista di Engramma* 171, S. 179-186.
- 127 Heise, Totentafel, S. 258f.
- 128 August Ferdinand Robert Petsch (1875-1945) war Germanist und Volkskundler. Er hatte u.a. bei Erich Schmidt in Würzburg studiert und sich der Schule um Wilhelm Scherer angeschlossen. Petsch war kurz nach Cassirer am 16. Juli 1919 an die Universität Hamburg berufen worden und übernahm die Professur für Neuere deutsche Literaturgeschichte, die zum 1. Juli 1923 in ein Ordinariat umgewandelt wurde. Seine Hauptforschungsschwerpunkte waren Lessing und Goethe. 1933 gehörte Petsch zusammen mit einem anderen Cassirer-Schüler aus der Germanistik, Paul Böckmann, mit zu den Unterzeichnern des »Bekenntnisses der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler«. Dieses Dokument bzw. die Illoyalität seiner Kollegen, mit denen er jahrelang vertrauensvoll zusammengearbeitet hatte, bewog Cassirer, seine Professur zurückzugeben. Er kam damit der Entlassung der jüdischen Hochschullehrer durch die Nationalsozialisten um nur wenige Tage zuvor. Petsch hatte sich nicht für Cassirer verwandt. Cassirers Lehrstuhl für Philosophie wurde umgewidmet in ein Ordinariat für Rassenbiologie. Siehe zu Letzterem Nicolaysen, Wandlungsprozesse der Hamburger Universität im 20. Jahrhundert, in: Richter; Nottscheid, 100 Jahre Germanistik in Hamburg, S. 9-36, hier: S. 24.
- 129 Petsch, Allgemeine Literaturwissenschaft, S. 615-622.
- 130 Erste Ansätze zu diesen Vorstellungen finden sich bereits in seinem Lessing-Text von 1906. Siehe Petsch, Lessings Dramen, S. 206-228.
- 131 Für die Literaturwissenschaft tragen u.a. Oskar Walzel mit dem Vortrag »Tragische Form« bei, in: Bericht über den Kongress für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft, S. 388-391, und Gustav von Allesch, »Über die Natur des Dramas«, in: ebd., S. 368-376.
- 132 Petsch, Allgemeine Literaturwissenschaft, S. 619.
- 133 Ebd., S. 621.
- 134 Es sei an dieser Stelle erinnert, dass die berühmt gewordene Davoser Kontroverse zwischen Heidegger und Cassirer nur ein Jahr später stattfinden wird.
- 135 Petsch, Allgemeine Literaturwissenschaft, S. 617.
- 136 Ebd., S. 618.
- 137 Ebd.
- 138 Ebd., S. 621.

- 139 Müller, Robert Petsch. Sein akademischer Werdegang und die Begründung der Allgemeinen Literaturwissenschaft in Hamburg, in: Richter; Nottscheid, 100 Jahre Germanistik in Hamburg, S. 107-124, hier: S. 122.
- 140 Petsch, Allgemeine Literaturwissenschaft, S. 616.
- 141 Petsch stand später in losem Kontakt zur K.B.W. Während Warburgs Aufenthalt in Kreuzlingen hat Petsch ihm gelegentlich eine Postkarte geschickt. 1924 berichtet Mary Warburg ihrem Mann, dass Bing abgeraten habe, Petsch zu einem Vortrag über Goethe in die K.B.W. einzuladen, weil der Beitrag Warburg gewiss nicht gefallen werde. Siehe Schreiben von Mary Warburg an Aby Warburg, 14. März 1924, WIA, GC/37356. 1927 war Petsch dennoch für die Vortragsreihe zum Drama vorgesehen und hatte auch, wie aus dem Tagebuch der K.B.W. hervorgeht, zugesagt. Siehe ebd., Eintrag 9. Dezember 1927, S. 160. Ob er schließlich einen Vortrag gehalten hat, konnte nicht ermittelt werden. In dem Band »Zur Geschichte des Dramas«, in: Vorträge der Bibliothek Warburg 1927/28, ist er jedenfalls nicht abgedruckt.
- 142 Angesichts der Einstellung Petschs zur Literaturwissenschaft ist die Eingangsbemerkung Cassirers zu seinen Goethe-Vorlesungen, die er im schwedischen Exil hält, nachvollziehbar: »[...] dass ich jetzt [...] noch einmal das Katheder besteige, um vor einem größeren Hörerkreis ein Thema der deutschen *Geistesgeschichte* zu behandeln. Ich habe dieser Anregung sofort dankbar und freudig zugestimmt: denn sie bot mir die Gelegenheit zur Erfüllung eines eigenen längst gehegten Wunsches. Einmal einen Zyklus von Goethe-Vorträgen halten zu dürfen – das gehörte immer zu meinen akademischen Lieblingsplänen. [...] ich habe [...] Goethe-Vorträge gehalten, – aber ein eigentliches Goethe-Kolleg habe ich nie gehalten. Dem standen feste akademische Gebräuche entgegen, die ich nicht durchbrechen wollte – ich war an mein Fachgebiet, an die Philosophie gebunden und durfte mich nicht in ein fremdes Gebiet begeben. Jetzt erst, nachdem meine akademische Tätigkeit zum Abschluß gelangt ist, darf ich einen solchen Übergriff wagen, ohne daß man ihn als einen Verstoß gegen akademische Sitte empfinden wird.« Cassirer, Goethe-Vorlesungen, S. 5.
- 143 Petsch, Lessing, S. 13.
- 144 Ebd., S. 15.
- 145 Gutachten über Bings Dissertation von Robert Petsch.
- 146 Petsch, Lessings Dramen, S. 206. Petschs Text ist eine ausführliche Rezension über Gustav Kettners *Lessings Dramen im Lichte ihrer und unserer Zeit*, Berlin 1904, womit auch Bing arbeitet. Petsch hebt Kettners Ansatz als besonders begrüßenswert hervor, weil er zur »eigentlichen Interpretation« des Kunstwerks zurückgekehrt sei. Siehe ebd., S. 206ff.
- 147 Bing, Lebenslauf, S. 317.
- 148 Ebd.
- 149 Tack ist an dieser Stelle zu widersprechen, dass Bing Petschs *Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen* folge. Es gibt in der Dissertation keinen Beleg oder inhaltlichen Hinweis dafür, abgesehen davon, dass in beiden Titeln der Begriff des »Notwendigen« vorkommt. Siehe Tack, The Fortune of Gertrud Bing, S. 54.
- 150 Geiger war Assistent Edmund Husserls in Göttingen gewesen. Zu seinen Schülern gehörten u.a. Hans-Georg Gadamer und Walter Benjamin.

- 151 Über Lipps und Wundt wurde Bing u.a. von William (Wilhelm) Stern im Rigorosum geprüft.
- 152 Vermutlich meint Bing das heutige Gymnasium Kaiser-Friedrich-Ufer.
- 153 Christian Janentzky wurde 1922 ordentlicher Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte in Dresden. Wie Petsch unterzeichnete auch er 1933 das »Bekanntnis der deutschen Professoren zu Adolf Hitler«. Ein Jahr später wurde er wegen seines Eintretens für die von den Nationalsozialisten verfolgten Professoren Paul Luchtenberg und Rainer Fetscher entlassen. Die Emeritierung wurde aber kurz danach wieder zurückgenommen, weil Deutsch als zu wichtiges Fach galt.
- 154 »[...] dass aber vor allem auch seine Zugeständnisse an die Orthodoxie von dem auch durch E. Schmidt wiederholten Vorwurf der Spiegelfechtereie gereinigt werden. Lessings eigentümliches, innerliches Verhältnis zur Religion erfährt hier eine ungleich tiefere Behandlung, als in der neuesten Biographie von Oehlke, der uns freilich eine Fülle neuen Materials beschert hat.« Gutachten Petsch.
- 155 Bing, Dissertation, S. 133.
- 156 Kettner, Lessings Dramen.
- 157 Ebd., S. 220ff.
- 158 Ebd., S. 221.
- 159 Petsch, Allgemeine Literaturwissenschaft, S. 616.
- 160 Petsch wurde in den folgenden Jahren immer völkischer in der Ausrichtung seiner Literaturwissenschaft. So heißt es in *Deutsche Literaturwissenschaft* beispielsweise: »Aber unsere Forschungsweise ist noch in einem anderen Sinne deutsch zu nennen. Was wir hier betreiben, hält sich [...] von jeder früheren, gesetzgebenden oder beschreibenden, statisch aufnehmenden oder psychologisch erklärenden ›Poetik‹ fern, ohne deren Methoden als bedeutungslos abzutun. [...] Dagegen versuchen wir mit unseren Mitteln zum Wesen der Dichtung vorzudringen in der Art, wie es eben der deutsche Mensch einzig auffassen kann und wie es unsere deutschen Dichter wenigstens seit Lessing immer wieder aufgefaßt haben [...]« Ders., *Deutsche Literaturwissenschaft*, S. 9.
- 161 Das liegt ganz auf der Linie des russischen Formalisten Osip Brik, der einmal erklärt hatte, »Evgenij Onegin« hätte auch ohne Alexander Puškin geschrieben werden können.
- 162 Walzel, *Gehalt und Gestalt im Kunstwerk*, Leipzig 1923.
- 163 Das könnte man als Affront gegen Petsch lesen, der 1907 Lessings *Sämtliche Werke in 6 Bänden* herausgegeben hatte.
- 164 Lachmanns Lessing-Ausgabe ist bis heute ein Vorbild geblieben. Durch Franz Muncker wurde die Edition zwischen 1886 und 1908 auf 21 Bände erweitert. Zwei Nachtragsbände und ein Registerband schlossen diese Lessing-Edition ab.
- 165 1909 erschien die letzte von Erich Schmidt durchgesehene Auflage. Er starb 1913.
- 166 Fischer, *Lessing als Reformator der deutschen Literatur*, und ders., *Lessing's Nathan der Weise*.
- 167 Fischer, *Leibniz*.

- 168 Richter, Myriam: Zwischen Allgemeinem Vorlesungswesen und Kolonialinstitut, in: dies.; Nottscheid, 100 Jahre Germanistik in Hamburg, S. 47.
- 169 Warburg, Aby: Vom Arsenal zum Laboratorium, in: ders., Werke in einem Band, S. 683f.
- 170 Ebd., S. 685. Hintergrund für Warburgs Vorhaben einer Korrektur Lessings ist dessen »Laokoon-Aufsatz«, in dem Lessing die Unterscheidung zwischen Wort und Bild an den verschiedenen Darstellungsmöglichkeiten, die Text bzw. Bild bieten, festmacht. Auf den bildlichen Darstellungen könne nur gezeigt werden, so Lessings These, dass Laokoon seufze, aber nicht schreie, während die textliche Vermittlung viel genauer die Emotionalität vermitteln könne. Lessing, Laokoon, XVIII. Abschnitt. Dem widerspricht Warburg, in dem er darauf hinweist, dass er seine gesamte wissenschaftliche Arbeit dem Nachweis gewidmet habe, dass das leidenschaftliche Erleben durchaus bildnerisch dargestellt worden ist. Siehe Warburg, Vom Arsenal zum Laboratorium (wie Anm. 169), S. 685. Im Tagebuch der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek findet sich zudem der wiederholte Hinweis, dass Warburg auf dem Lessing-Kongress 1929 in Hamburg seine »Korrektur an Lessing« der Öffentlichkeit mitteilen wollte. Er plante einen Vortrag zu dem Titel *Das Transitorische unter dem Einfluß der Antike seit der Renaissance*, siehe Michels; Schoell-Glass, *Tagebuch der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg*, S. 163, flankiert von der Bemerkung: »Bis zum Congress muß unser Bilderatlas, der doch eigentlich nichts anderes ist als ein Supplement zu Lessing, fertig sein.« Eintrag vom 11. Dezember 1927, ebd. Am 4. Januar 1928 änderte er den Vortragstitel in: *Der Einfluß der Antike auf die Darstellung des Transitorischen in der künstlerischen Kultur der Renaissance* um. Ebd., S. 191. Leider hat Warburgs Tod letztlich die Ausarbeitung der Lessing-Korrektur verhindert.
- 171 Cassirer, Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen, Marburg 1902.
- 172 Gelhard, Das Denken der »neuen« Form bei Ernst Cassirer, S. 22-29.
- 173 Tack, The Fortune of Gertrud Bing, S. 55.
- 174 An diesem Punkt hat Bing Kettners Lessing-Darstellung weitergedacht. Kettner verknüpfte jedoch seine Drameninterpretation nicht mit der zuvor herausgearbeiteten Bedeutung Leibniz' für Lessings Verständnis des Tragischen.
- 175 Tacks Interpretation, die Bings Lektüre *Nathans* mit Nietzsches »Ecce homo« und schließlich mit Warburgs Einstellung zu seinem Jüdischsein in Verbindung bringt, geht an der Sache vorbei: »In any case, it is striking that Bing's description of Nathan's mystico-religious life stance is strongly reminiscent of the description given Friedrich Nietzsche.« Tack, The Fortune of Gertrud Bing, S. 54. Weder ist eine Linie Bing (Nathan) zu Nietzsche zu ziehen, noch lassen sich Bings Überlegungen mit Warburgs Judentum verbinden, sieht man von der Tatsache ab, dass Nathan und Warburg beide jüdischen Glaubens sind: »Accepting one's fate on religious grounds, as expressed in Lessings's Nathan, becomes amor fati for Nietzsche; the loving acceptance of one's fate. Bing uses this terminology – amor fati – when, at the end of her life, she looks back on Warburg's fate and specifically his relationship to his Jewish identity.« Ebd., S. 54.
- 176 Warburg nennt es die »Besonnenheit«.

- 177 Bing, Dissertation, S. 217f.
- 178 Gutachten Petsch.
- 179 Schmidt, Lessing, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften, S. 430.
- 180 Ebd., S. 431.
- 181 Ebd.
- 182 Auch Kettner, der dem »Spiel des Zufalls« zwar ein eigenes Kapitel widmete, band es nicht an seine vorherige Leibniz-Analyse zurück. Siehe Kettner, Lessings Dramen, S. 230ff.
- 183 Oehlke, Lessing und seine Zeit, S. 152.
- 184 Ebd., S. 145.
- 185 Noch Nesbit versuchte, sie biografisch zu erklären, und führte Lessings Enttäuschung über das Theater und den großen Zeitdruck an, unter dem er beim Verfassen des Dramas gestanden habe. Nesbit, Lessing, S. 637.
- 186 Lessing an Friedrich Nicolai, November 1756, in: Petsch, Lessings Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai, S. 54ff. Das trennte ihn von Mendelssohn, der an die Stelle des Mitleids die Bewunderung gesetzt hatte. Ebd., S. 60ff.
- 187 Oehlke, Lessing und seine Zeit, S. 164.
- 188 Bing, Dissertation, S. 217.
- 189 Ebd., S. 214.
- 190 Ebd., S. 217f.
- 191 Ebd., S. 225.
- 192 Ebd.
- 193 Gutachten Cassirer.
- 194 Schmidt, Lessing, S. 432.
- 195 Gutachten Cassirer.
- 196 Siehe hier u.a. Lessing, Gotthold Ephraim: Rettung des Cardanus.
- 197 Schmidt, Lessing, S. 512.
- 198 Ebd., S. 475.
- 199 Aby Warburg an Ernst Cassirer am 3. Dezember 1928, in: Cassirer, Nachgelassene Manuskripte und Texte, S. 112.
- 200 Ernst Cassirer an Aby Warburg am 29. Dezember 1928, in: ebd., S. 114.
- 201 Warburg, Syderalis Abyssus: Giordano Bruno, S. 404-433.
- 202 Boccaccio, Giovanni: Decameron, 1. Tag, 3. Geschichte.
- 203 Tacks Mutmaßung über Bings persönliche Probleme, die angeblich in die Dissertation geflossen seien, entbehrt der Grundlage: »One can only guess at the specific existential roots of Bing's intellectual quest. What kind of experiences from her own life has she, in her own words, poured into her dissertation? The early death of her parents? Or, akin to Warburg's psychological battles, the catastrophic outcome of World War I? It is a question one cannot answer.« Bestenfalls ist das durch einen Lesefehler Tacks zu erklären: Bing schließt in der Kurzfassung für die Disputation mit den Worten: »Die läuternde Kraft des Leides – das ist die tiefste Theodizee, die letzte Ergänzung des Determinismus. Sie ist in Lessing geweckt durch schwere persönliche Schicksale.« Bing, Auszug, S. 317.



Bing und Warburg auf dem Balkon des Hotels »Palace« in Rom, 1929, WIA



Bing und Warburg in Rom, 1929, WIA



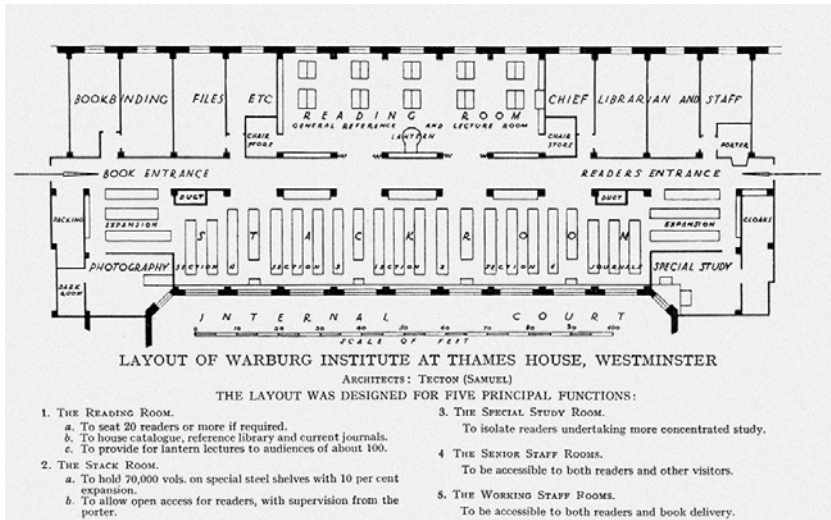
Warburg und Bing in Orvieto, 1929, WIA



Bing und Saxl, um 1930, WIA



Gertrud Bing in Dulwich, 1962, WIA



Nach der Übersiedlung nach London 1933 war die Warburg-Bibliothek bis 1936 in Thames House in Westminster untergebracht, WIA

Villa I Tatti | 229^a
Via di Vinciguerra
Firenze

Sehr verehrter Herr Senator,

11-9-62
Ihr liebenswürdiges
1962

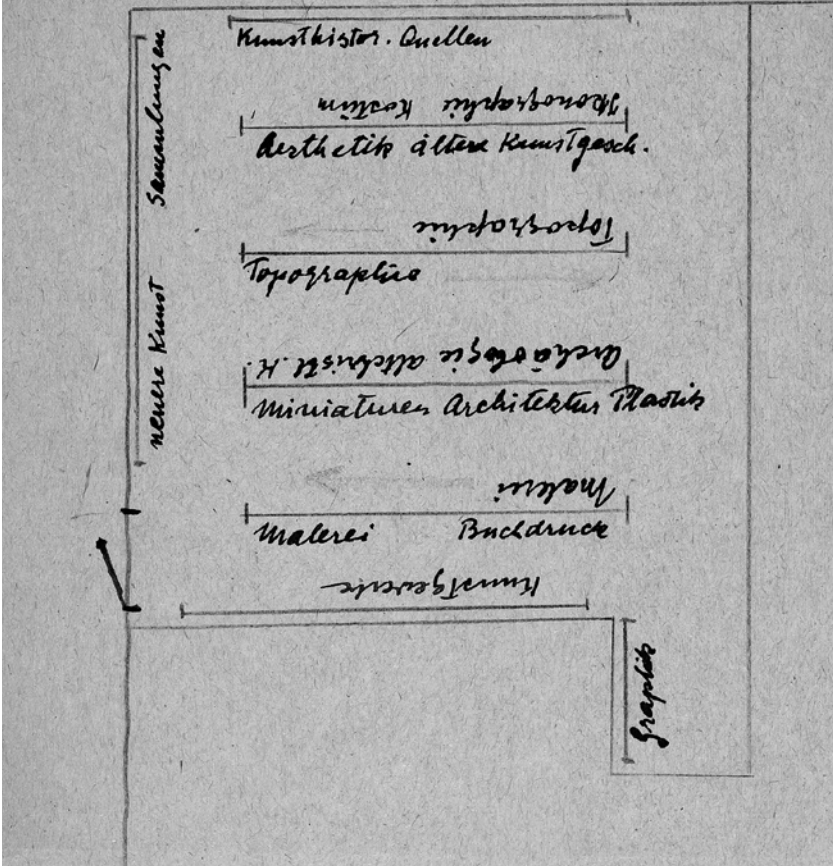
Brief ist nun von London in die Schweiz und von dort nach Italien nachgeschickt worden. Es tut mir leid dass ich Sie in Folge dessen auf meine Antwort lahe warten lassen. Zunächst möchte ich Ihnen sagen, dass ich mich freue, dass der Forschungsantrag der Hamburgischen Kulturbehörde für eine Biographie von Warburg trotz aller Schwierigkeiten, die seinem Weg hinderlich waren, zustande gekommen ist, und dass ich mir wohl bewusst bin, wieviel dieses Resultat Ihrer persönlichen Initiative und Überzeugung zu danken ist. Vom Ende dieses Monats an werde ich mich an obiger Adresse in Florenz aufhalten, wo ich hoffe meine Arbeit über Warburg weiter zu verfolgen. Es wäre mir daher sehr erwünscht, wenn Sie

mir den Kontrakt, der die Bedingungen des Forschungsantrages regelt, mit, dort hin schicken lassen würden, damit ich mich damit bekannt machen kann. Ich hoffe, Ihnen dann in den ersten Tagen des Oktober eine befreundete Antwort zukommen lassen zu können, oder Sie zu bitten, ohne mich ausstellen und Preise mit meinem Rechtsanwalt zu besprechen. Auf jeden Fall haben Sie sehr herzliches Dank für das Interesse, das Sie, sehr verehrter Herr Senator, meinem Arbeit von Anfang an entgegen haben.

Mit verbindlichem Gruß,
Ihr
Gertrud Bing

Brief von Gertrud Bing vom 11. September 1962 an den Hamburger Senator Hans-Harder Biermann-Ratjen, Staatsarchiv Hamburg, Kulturbehörde 363-6_322

[43]



Plan für die Aufstellung der Bücher im 1. Geschoss des Neubaus von Gertrud Bing, WIA



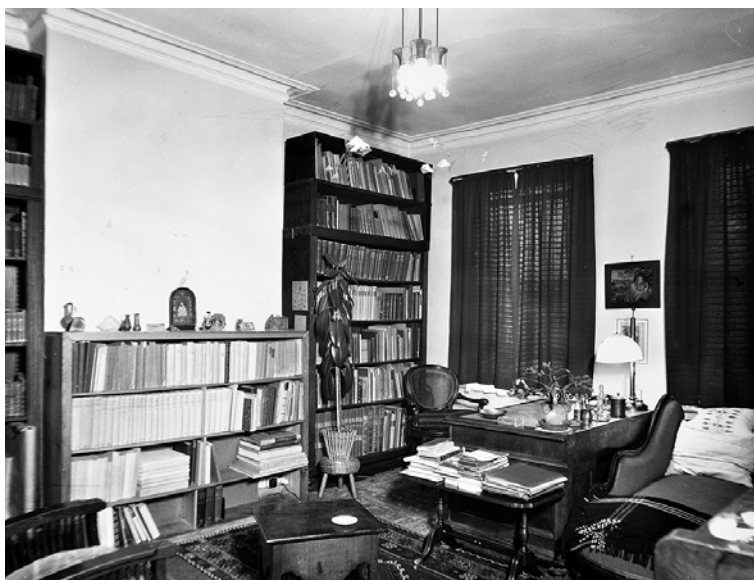
Bings Haus in Dulwich. Der Garten, um 1961, WIA



Das Esszimmer in Dulwich, WIA



Das Gartenzimmer in Dulwich, WIA



Das Arbeitszimmer, WIA

Gesuch um Zulassung zur Prüfung.
Philosoph. Fakultät
d. Hambg. Universität.
Eing. 3/11. 21. Nr. 11
Abg. Nr.

Hamburg, April 1921.
Waldenbourg 18 1/2

An den Dekan der philosophischen Fakultät
der Hamburgischen Universität,
Herrn Prof. Dr. Lauffer.

Ich bitte hierdurch um Zulassung zur Prüfung für die Würde
eines Doktors der Philosophie auf Grund der eingereichten Ab-
handlung "Über den Begriff des Notwendigen bei Lessing" und
zwar in deutscher Literaturgeschichte als Hauptfach und
Philosophie und Psychologie als Nebenfächern.

Als Anlagen folgen außer der Arbeit:

- 1) Lebenslauf, 2) Reifezeugnis der Königl. Herzog-Realgymnasien
- 3) Die Schultrikete aus München und Hamburg, (2)
- 4) Die Zeugnisse über die Wiss. Abschluss- und die Lehraufsichtsprüfung
der Interniertraineuten des Klosters St. Johannis (2)
- 5) Das polizeiliche Führungszeugnis,
- 6) Die Mitteilung der Universitätskassens über Zahlung der Brautvergabe-
steuer, 1. Rate.

Ich habe mich vorher noch nicht an einer andern Universität
um die Doktorwürde beworben.

Gerhard Bing.

Gesuch zur Zulassung zur Doktorprüfung von Bing an den Dekan der Philosophischen
Fakultät der Universität Hamburg, Promotionsakte Bing, UAHH

Lebenslauf.

Ich, Gertrud Bing, wurde am 7. Juni 1892 als Tochter des verstorbenen Kaufmannes Moritz Bing und seiner ebenfalls verstorbenen Frau Emma Bing, geb. Jonas zu Hamburg geboren. Ich besuchte dort eine höhere Mädchenschule, dann ein Privatseminar und schließlich das Oberlyzeum (Lehrerinnenseminar) der Unterrichtsanstalt des Klosters St. Johannis, Hamburg, wo ich erst Peters 1912 die wissenschaftliche Abschlussprüfung und ein Jahr später die Lehramtsprüfung für höhere Mädchenschulen bestand. Ich unterrichtete 1 1/2 Jahre lang an einer Privatschule, bereitete mich dann durch Privatunterricht auf das Abiturientenexamen vor und bestand dieses Ostern 1916 am Heinrich-Kentz-Realgymnasium, Hamburg. Von 1916 bis 1918 studierte ich in München Philosophie, Literaturgeschichte und Psychologie, ließ mich dann ein Jahr beurlauben, weil ich eine Kriegsdienstleistung an der Waisen-Oberrealschule Elmhöfchen, Hamburg, übernahm und studierte nach Errichtung der Hamburgischen Universität dort dieselben Fächer wie in München. Die ersten grundlegenden philosophischen Aufzeichnungen empfing ich durch die Herren Professoren Geiger und Pfänder in München, die Anregung zu der Arbeit gab Herr Privatdozent Dr. Janewitzky, München. Herrn Professor Petrich danke ich für sein außerordentlich freundliches Entgegenkommen, Herrn Professor Cassirer für mannigfache Anregung, Förderung und Ermutigung.

III 9^{1/4} - 10^{3/4} Uhr: Prüfung in Philosophie

Im Anschluss an die Promotionsarbeit der Kandidatin wurde die Entwicklung des Freiheitsbegriffs und des Problems der Willensfreiheit besprochen. Bei Entstehung des Begriffs der Natur-, Notwendigkeit und die allmähliche scharfe Forderung, die sich zwischen dem Begriff des Naturgesetzes und des ethischen Gesetzes herausstellte, wurde am Beispiel der Ideen aus der neueren Philosophie am Beispiel Spinozas und Leibnizens veranschaulicht. Nach der arbeitsphilosophischen Schrift, er zeigte sich die Klarheit hierüber zwar im allgemeinen verständlich, doch wie ich schon in Einzelheiten bei mündlichen Fragen auf. Sie zeigte mir in der neueren Philosophie nicht nur gute Beherrschung der geschichtlichen Stoffe, sondern auch in klarer und offener Weise über die systematischen Grundlagen der Ethik. Gesamturteil: Sehr gut.

Unterschrift des Examinators:

Cassirer

Bericht Ernst Cassirers zur mündlichen Prüfung von Gertrud Bing, Promotionsakte Bing, UAHH

Interrogatione Hallens. i. Pöjlen 7 4, 20-35 güt geseu,
 glatt über d. 1. Frageung kunnstfrei integrant. alle Fragen
 de komplexen Zusammenhänge werden de Frage 1, 2. mit klarem
 Wissen, tiefem Verständnis & Gedächtnis i. alten Geist im 1. Stoffgebiet
 (Merke Zusammenhänge) mitgefragt, die im Zusammenhänge mit Frage
 Gedächtnis i. Wissen mit in Fragestellung. Bei Frage 2. im 2. Stoffgebiet
 bestimmung und Zusammenhänge de Material Frage 3. Material
 den Ausspruch de Frage 4. Zusammenhänge. Allgemein sind
 d. Grundgedichte von Frage 5. Zusammenhänge (Polenheit, Neigung
 5/1) kunnstfrei und mit tiefer Klarheit beantwortet.

Gesamtergebnis: Pass güt 12/

Unterschrift des Examinators:

R. Petsch

Bericht Robert Petsch' zur mündlichen Prüfung von Gertrud Bing, Promotionsakte Bing, UAHH

Doktorbrief der Hamburgischen Universität.

Unter dem Rektorat von W. Laufen,
Doktor Dr. Phil., ordentlichem öffentlichen Professor
für deutsche Alt- und Volkskunde, und während des
Defanats von Gerhard Forchling, Doktor der Phil.
Philologie, ordentlichem öffentlichen Professor für deutsche
hat die Philosophische Fakultät
Herrn Gertrud Bings aus Hamburg,
nachdem sie durch seine ihre sehr lobenswerte Schrift
„Der Begriff der Notwendigen bei Lessing +1“
und eine am 4. Juni 1922 bestandene Prüfung den
Nachweis sehr guter wissenschaftlicher Befähigung und Bildung
erbracht hat, die Würde als

Doktor der Philosophie

verliehen. Zum Zeugnis dessen ist diese Urkunde ausgestellt, mit dem Siegel der Fakultät
versehen und vom Dekan unterzeichnet worden.

Hamburg, den 18. Oktober 1922

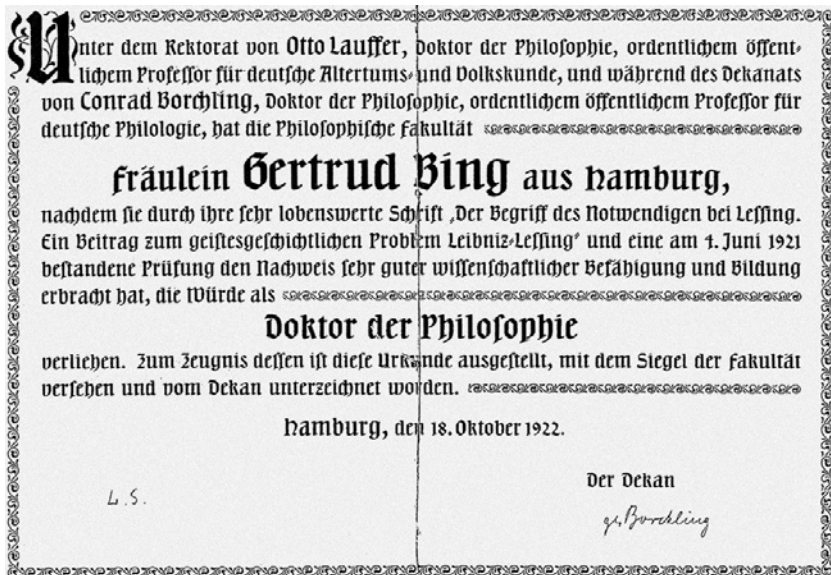
Ein Beitrag zum geistesgeschichtlichen
Problem Leibniz - Lessing Der Dekan

Doktorbrief Gertrud Bings vom 18. Oktober 1922, Promotionsakte Bing, UAHH

Doktorbrief
der hamburgischen
Universität



Doktorbrief Gertrud Bings vom 18. Oktober 1922, Promotionsakte Bing, UAHH



Promotionsurkunde Gertrud Bings, Promotionsakte Bing, UAHH

höchstes sittliches Gebot nichts anderes als die Einsicht in dieses Gesetz und seine bewusste Befolgung: Handle deinen individualistischen Vollkommenheiten gemäß. Wären diese Vollkommenheiten nicht gesetzmäßig, so wäre einmal die Befolgung kein Gebot, sondern müsste ein triebhafter Zwang sein; sodann aber würde die höchste subjektive Willkür daraus folgen, die bald hierher, bald dorthin führen würde. Es gibt aber neben dem unbewussten Befolgen des Gesetzes, wie es in jedem Baum und jedem Tier vor sich geht, eine bewusste Einsicht und freiwillige Unterordnung darunter, wie sie nur dem Menschen oder Wesen von noch höherer Bewusstheit zukommt. Darin liegt eine Freiheit, die wieder Notwendigkeit garantiert. — In der Emilia ist diese Ueberzeugung noch nicht klar ausgesprochen; sie lässt sich hier nur ahnen; wir werden ihr aber noch einmal deutlicher begegnen. In der Emilia kennt nur Appiani, der "aufgeklärteste" der Personen des Stückes, dieses Gesetz, wenn er sagt: "ein freiwillig gewählter Herr ist wohl unser Herr so eigentlich nicht." Wenn aber Odoardo am Schluss sich selbst dem Richter anliefern, so wird ihm das weltliche Recht zum immanenten Gesetz. Und dass Berufung auf den ewigen Richter, der mit einer göttlichen Weltordnung gleichbedeutend ist, ~~kein Gesetz ist~~ beweist der Ausspruch der Emilia: "dass für die sittliche Verantwortung es eine Unsterblichkeit gibt. Aber mehr als Andeutungen finden wir in diesem Stück nicht. *X "dieses hebe ich, alles, was die Lasterhaften haben," die einschleift,*"

fordert historische Kritik. Die Frage ist nun, wie weit
 sieht Lessing in dem historischen Christentum der Vernunft-
 gehalt verkörpert, und was sieht er überhaupt dafür an? Es
 scheint fast, als ob er seine Stellung dazu absichtlich gern
 im Dunkeln lassen wollte, so strittig ist sie, und so häufig
 wird sie ^{noch} interpretiert. Gewiss stellt er häufig die Moral
 als den einnigen Gehalt der Religion dar. Dann scheint er vor
 den ^{von} Unwägbarkeiten der verschiedenen Religionen und den
 Unverständlichkeiten der christlichen in die klare Gemeinsam-
 keit der Moral zu flüchten. So im Aufsatz über die Herrnhu-
 ter, der schon deshalb nicht als eine verantwortungslose und
 uncharakteristische Jugendarbeit angesprochen werden darf,
 weil in dieselbe Epoche das in dieser Hinsicht ganz anders ge-
 stimmte Christentum der Vernunft gehört. aber die geoffenbar-
 te Religion hat noch einen andern Inhalt, um dessentwillen sie
 in die Form der Offenbarung gekleidet wurde. Sie soll nicht
 nur einen rechtschaffenen Mann bilden, sie soll ihm vielmehr
 zu höheren Einsichten erheben. Und fragt man hier nach dem
 Wesen dieser höheren Einsichten, so setzt eine Wendung zur
 Orthodoxie ein, der Erich Schmidt keine Gerechtigkeit wieder-
 fahren lässt, wenn er sie nur aus Lust an gedanklichen Spie-
 lereien und Spiegelfechtereien zuschreibt. Die von Lessing
 verteidigten Ansprüche der Orthodoxie lassen sich durchaus in
 seinem Sinne vernunftgemäß fundamentieren. Der spezifische
 religiöse Gehalt, ^{der christl. Religion} in Absetzung gegen ^{ihnen} seinen moralischen
^{Arten} unterscheidet sich in seinem Anspruch auf offenbarte Entstehung, in

Lit. Briefe
 I. M. B. 100.

Seite aus dem Hamburger Exemplar (H²) der Dissertation von Gertrud Bing mit
 handschriftlichen Korrekturen und Literaturangabe

Verzeichnis der benutzten Literatur.

Leibniz, Nouveaux essais, philos. Bibliothek, herausgegeben von Cassirer

Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie,
philosoph. Bibliothek, herausgegeben v. Cassirer

Theodizee, philos. Bibliothek.

Lessing, Schriften, herausgegeben von Lachmann-Muncker,
Aufl. // Briefwechsel mit Mendelschn u. Nicolai
über das Trauerspiel, herausgegeben von Petsch.

Erich Schmidt, G.E. Lessing.

Waldemar Oehlke, Lessing

Kettner, Lessings Dramen im Lichte ihrer und unserer Zeit.

Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung. Leibniz-Berlin 1916.

Cassirer, Freiheit und Form, Berlin 1916
Leibniz' System, 1902, Marburg.

Petsch, Freiheit u. Notwendigkeit in Schillers Dramen
Lessings Faustdichtung, german. Bibliothek, Band 4.

Hettner, Gesch. d. Lit. im 18. Jahrhundert, Band.

Robert Sommer, Geschichte der Psychologie u. Aesthetik in
Deutschland.

Schrenpf, Lessing, in "Frommanns Klassiker der Philosophie."

Literaturverzeichnis aus dem Londoner Exemplar (L) der Dissertation von
Gertrud Bing

Phil. Diss. Nr. 112
L. Gremmler

plinf.
Cod. Diss. Nr. 112/1921

Stadtbibliothek Hamburg.

Bing, Gertrud, Begriff d. Notwendigk. d. Lexik. - Zu jeder Veröffentlichung aus Handschriften der Stadtbibliothek bedarf es der besonderen Erlaubnis der Verwaltung.

Von den Benutzern dieser Handschrift wird erwartet, daß sie unter „Bemerkungen“ Zweck und Umfang der Benutzung selbst eintragen, jede darauf beruhende Veröffentlichung der Stadtbibliothek mitteilen und von mechanischen Reproduktionen, wozu die Erlaubnis der Bibliotheksverwaltung erforderlich ist, sowie von ganzen oder teilweisen Textabdrücken ein Freixemplar überweisen.

(Benutzung seit 1905:)

| Benutzer (Name, Stand, Wohnort) | Ort der Benutzung | Datum der Entlehnung und Rückgabe | Bemerkungen |
|---|--------------------------------------|---|----------------|
| H. Grien Oberlehrer Hamburg | L. S. | 27.8.1923 - 29.8.23 | Eingesehen. |
| Panofsky, Prof. Ally. Univ. | Hamburg St.-: 25. B. 21. B. Z. | 23.6.26 | Eingesehen. P. |
| 67 Jötter Stud. Philos. | Univ. Halle Leipzig | 3. VII 27 | Eingesehen. |
| 95 Griesel Land. Philol. | M. B. Dahlemburg | 21.7.30 | Eingesehen |
| W. Fritsch Stud. Philol. | Hül. | 15.9. - 15.12. | |
| Egster Stud. Philol. | Ffm | 18.11.29 | Eingesehen |
| Ffm - hier Dammstraße 6 IIII Halle, stud. Philol. Hess | Halle | 9. 19 24/2. 26 | |

2. Ex.

Hamburg
Diss. phil. 523
Mser.

Ausleihliste des Hamburger Exemplars (H²) der Dissertation Gertrud Bings mit Erwin Panofskys Eintrag



Christoph Bernhard Francke, *Gottfried Wilhelm Leibniz*, um 1695, Öl auf Leinwand, Herzog Anton Ulrich-Museum, Braunschweig



Anton Graff, *Gotthold Ephraim Lessing*, 1771, Öl auf Leinwand,
Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel

Editorischer Bericht

Textzeugen

Gertrud Bings ungedruckte Dissertationsschrift mit dem Titel »Der Begriff des Notwendigen bei Lessing. Ein Beitrag zum geistesgeschichtlichen Problem Leibniz-Lessing« (1921) ist in fünf Exemplaren erhalten. Drei davon besitzt die Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, ein weiteres kann in der Staatsbibliothek zu Berlin eingesehen werden, und das letzte Exemplar, das Bing dem Warburg Institute in London vermacht hat¹, wird heute in der dortigen Bibliothek verwahrt. Entsprechend ihrem Aufbewahrungsort werden diese Exemplare hier als H¹, H², H³ sowie als B und L bezeichnet.²

Es handelt sich um Typoskripte, die mit Ausnahme von L, das ein Original ist, als Durchschläge vorliegen. Zur Herstellung der Edition (S. 132 ff.) konnte mit dreien von ihnen gearbeitet werden: mit H², B und L. Der Erhaltungszustand dieser Textzeugen ist unterschiedlich. Während L gut lesbar ist, führt schwacher Farbauftrag bzw. verblichene Schrift in B zu vereinzelt Beschädigungen am Text³. Das dazwischen anzusiedelnde H² liegt ebenfalls auf dünnem, teilweise brüchigem Papier vor, und das Schriftbild ist stellenweise blass; der Text ist jedoch noch durchweg kenntlich.⁴

Neben der Dissertationsschrift sind weitere Dokumente in den Band aufgenommen worden. Aus der Promotionsakte Bings⁵ – ihr Inhalt wird in der Einleitung erschlossen⁶ – werden die Dissertationsgutachten von Robert Petsch (S. 320 f.) und Ernst Cassirer (S. 322 f.) sowie die Berichte zur mündlichen Prüfung in Deutscher Literaturgeschichte bei Petsch (S. 324 f.), in Philosophie bei Cassirer (S. 325) und in Psychologie bei William Stern (S. 324) wiedergegeben.⁷ Bei dem »Auszug aus der Inaugural-Dissertation« handelt es sich um eine von Bing selbst angefertigte Zusammenfassung ihrer Dissertation; mehrere Exemplare sind vorhanden, die teils lose kursieren, teils einzelnen Dissertationsexemplaren anhängen.⁸ Ein selbstverfasster Lebenslauf ist dem Auszug in der Regel beigelegt.⁹ Wir folgen dieser Praxis und drucken den Lebens-

lauf Bings (S. 317) im Anschluss an den Dissertationsauszug (S. 310 ff.) ab.¹⁰

Der Auszug – überprüft wurden die Exemplare aus London, der Promotionsakte sowie das H² anhängende Exemplar – liegt in Maschinschrift auf Papier von regulärer Stärke vor; der Text ist identisch.¹¹

Textprobleme und Textgestaltung

Für die Dissertation, die den Hauptgegenstand der Edition ausmacht, fällt der Befund anders aus. Der Maschinentext weist hier, im Unterschied zum Auszug, zahlreiche Fehler und einige Lücken auf. Bing suchte diese Mängel handschriftlich auszubessern. Die Eintragungen, die, in absteigender Reihenfolge ihrer Häufigkeit, von einzelnen Buchstaben über Wörter bis hin zu Satzteilen und ganzen Sätzen reichen, wurden für ein jedes Dissertationsexemplar einzeln vorgenommen. Einige, zumeist unwesentliche Fehler sind im Text zurückgeblieben, aber es sind auf dem Korrekturweg auch Textvarianten entstanden. Dabei handelt es sich um erfolgte bzw. ausgelassene, nur selten um unterschiedliche Korrekturen. Nachweisbar für alle drei Textzeugen, fallen diese Abweichungen jedoch zu geringfügig aus, als dass von verschiedenen Textversionen zu sprechen wäre. Das Bestreben der Verfasserin, einen inhaltlich wie auch formal einheitlichen Text zu gewährleisten, bleibt deutlich erkennbar.

Den vollständigsten Text bietet in diesem Sinn L. Der aus Bings persönlichem Besitz stammende Textzeuge enthält nicht nur nahezu alle Korrekturen, die für H² und B insgesamt vorgenommen wurden, sondern darüber hinaus eine größere Anzahl an Varianten. Unter den drei Textzeugen weist L damit die meisten Korrekturen auf; seine Varianten, die in der Mehrzahl ebenfalls Selbstverständliches betreffen, zum Beispiel korrigierte Tippfehler, erlauben daneben die Klärung einiger sprachlicher Unklarheiten. Weiterführende Eintragungen, zum Beispiel Kommentierungen, enthält Bings Handexemplar nicht, und auch sonst gibt es kein Indiz dafür, dass die Verfasserin den Text zu einem späteren Zeitpunkt bearbeitet hätte. Wahrscheinlich ist vielmehr, dass Bing den Textzeugen L, bei dem es sich um das Original der Durchschläge H² und B handelt,¹² für die Übertragung ihrer Korrekturen zugrunde legte;¹³ für die eingereichten Dissertationsexemplare hätte L demnach überhaupt das Muster abgegeben.

Die Edition, die ihren Ausgang zunächst von den in Deutschland verfügbaren Exemplaren nahm, beruft sich in erster Linie auf den Londoner Text. Um der Textgestalt von Bings Dissertationsschrift umfänglich und gegebenenfalls auch kritisch Rechnung tragen zu können,

sind die Varianten aus H² und B berücksichtigt worden.¹⁴ Bings Korrekturen, die den Charakter von Ausbesserungen, nicht von Umarbeitungen tragen, sind im Interesse der Lesbarkeit ohne Kennzeichnung übernommen worden. Sie selbst sowie ihre Provenienz werden durch Kommentar in der Regel nur dann angezeigt, wenn eine inhaltliche Abweichung gegenüber L besteht oder die Stelle erklärungsbedürftig bleibt. Eindeutige Tippfehler, die Buchstaben und Leerschläge betreffen, Dittographien (Doppelschreibungen) sowie Personennamen wurden vom Herausgeber stillschweigend verbessert. Alle sonstigen Emissionen, d. h. sprachliche Korrekturen, und sämtliche Konjekturen, d. h. inhaltliche Korrekturen, werden angezeigt (siehe dazu unten ›Benutzung‹).

Neben Textvarianten sind im Zusammenhang der Textprobleme auch ›Schreibvarianten‹ anzuführen. Vornehmlich im Maschinentext zu finden, sind sie durch eine uneinheitliche Handhabung der Getrennt- und Zusammenschreibung, der Groß- und Kleinschreibung sowie der Interpunktion entstanden. Von ›Fehlern‹ kann in solchen Fällen jedoch nicht unbedingt gesprochen werden. Für die Zeit um 1921, als Bing ihre Dissertationsschrift verfasste, ist eine sachlich umfassende und in der Praxis lückenlos etablierte Sprachnormierung noch nicht vorauszusetzen;¹⁵ gegenüber der Forderung orthographischer Einheitlichkeit zeichnet Bings ›Schreibstil‹ außerdem eine gewisse pragmatische Freiheit aus, was der Umstand bestätigt, dass die Verfasserin Schreibvarianten weitgehend unkorrigiert ließ. Eine Schwierigkeit ergibt sich daraus für die Textherstellung: Weder die sprachliche Form noch der Ausdruck liefern ein durchweg überzeugendes Kriterium, um die vom allgemeinen historischen Sprachgebrauch verbürgten Schreibvarianten zu bewerten und tatsächliche Fehler, die auf die Benutzung des Schreibgeräts zurückzuführen sind, auszusondern. Die editorische Praxis der Modernisierung des Sprachstandes – mit ihr geht gemeinhin auch die Vereinheitlichung der sprachlichen Form einher – kann einen solchen Knoten durchtrennen. Darauf wurde in diesem Fall verzichtet, um den Charakter der Arbeit, auf die ihre Verfasserin in Form von Korrekturen beträchtliche Mühe und Sorgfalt anwandte und deren Textprobleme in einem gewissen Zusammenhang miteinander stehen, möglichst zu erhalten. Schreibvarianten sind in der Edition daher beibehalten worden.

Zur besseren Lesbarkeit erschienen jedoch in einigen Fällen sprachliche Veränderungen angebracht. Diese Eingriffe, die ebenfalls angezeigt werden (siehe oben zu Emendationen), betreffen vor allem folgende Fälle: Kommata wurden gestrichen zwischen mit »und« verbundenen Relativsätzen, bei Infinitivkonstruktionen ohne die Partikel »zu«, vor Gedankenstrichen innerhalb einer übergeordneten syntaktischen Einheit und nach der einleitenden Wendung (»d.h.«, »mit anderen Worten«) von Erläuterungen, auf die kein beigeordneter Satz folgt. Für unverzichtbare Fälle wurde bei Appositionen ein schließendes Komma hinzugefügt, bei der Ableitung von Eigennamen durchgängig der Apostroph (»Lessing'scher«) gesetzt.

Daneben wurden doppelte Anführungszeichen, die Bing zur Kennzeichnung von direkten Zitaten, von Titeln im Fließtext und für besprochene Gegenstände verwendet, in diesem Sinn ergänzt. Bewahrt wurde ferner die Schreibung von Doppel-s anstatt Eszett (z.B. »Massstab« statt »Maßstab«) und die Auflösung von Umlauten bei Großschreibung (»Ue« statt »Ü« usf.).¹⁶ Vereinzelt sprachliche Unklarheiten werden im Kommentar erläutert.

Als letztes und markantestes der Textprobleme ist die Zitierweise anzusprechen. Zahlreiche nicht oder nicht näher ausgewiesene Zitate, Paraphrasen und Anspielungen, die Bings Arbeit enthält, beziehen sich in erster Linie auf Lessing. Die Schwierigkeit besteht für den Leser zum einen darin, dass solche Referenzen nicht auf ›klassische‹ Stellen beschränkt bleiben; sie gelten überwiegend weniger bekannten Stellen und teilweise auch Texten aus Lessings umfangreichem Werk. Der Wortlaut wird außerdem bisweilen verändert wiedergegeben¹⁷, und die Referenzen sind als solche, zum Beispiel durch Anführungszeichen oder indirekte Rede, nicht immer eindeutig gekennzeichnet. Bing zitiert oftmals aus der Erinnerung, so dass der interpretatorische Bezug, in dem die Quellenstellen stehen, zur Abtönung der Sprachgestalt beiträgt.

Dem wissenschaftlichen Leser kann angesichts dieses Vorgehens der Eindruck einer Nachlässigkeit entstehen. In erster Linie verfolgt Bing jedoch gar kein dokumentarisches Anliegen; die engmaschig in den eigenen Text integrierten Referenzen dienen vielmehr dazu, den in Rede stehenden Sachverhalt hervorzuheben. Der Leser, der zum gedanklichen Nachvollzug aufgerufen ist, wird so zugleich zu einem ›Dialog‹ mit Lessing eingeladen; neben sachlichem und historischem

Verständnis ist dabei auch eine gewisse Bewertung des Vorgetragenen erforderlich. Bings Appell richtet sich insofern an die kulturelle ›Erinnerung‹, die eine eigene Stellungnahme stets voraussetzt. Für die wissenschaftliche Aufgabe der Arbeit, die in der Analyse und geistesgeschichtlichen Einordnung von Lessings Begriff des Notwendigen besteht, bewährt sich ebenfalls ein ethisches Motiv. Anstatt die eigenen Gedanken als abgeschlossene Ergebnisse zu präsentieren, legt Bing das Augenmerk auf den Weg, auf dem sie zu gewinnen sind. Die Anordnung und Gewichtung des behandelten Materials macht dabei die Geltungsabsicht der Interpretation kenntlich, so dass der Leser, der auf diese Weise in den Prozess des Forschens eingebunden wird, fortwährend zur kritischen Prüfung angehalten ist.

Der prononcierte Anspruch eigenen Nachvollzugs und eigener gedanklicher Leistung, der in Bings Arbeit einen allgemein-kulturellen ebenso wie einen wissenschaftlich-kritischen Sinn erhält, erklärt die Formprobleme der Schrift, nämlich die größtenteils selbstverständlichen Textvarianten, die lediglich die sprachliche Form betreffenden Schreibvarianten und die sich in ihrer dokumentarischen Funktion nicht erschöpfenden Zitate. Die Verfasserin ruft demgegenüber zu einer aktiven, kritischen und verständigen Lektüre auf. Zum Ausdruck kommt damit eine methodische Grundanschauung, die das Verständnis geistig-kultureller Inhalte betrifft. Im Zentrum steht dabei nicht ein Forms substrat, sondern die geistige ›Tat‹ selbst; die vielfältige Weise, in der sie zum Ausdruck kommen kann, und die konkreten Ergebnisse, in denen sie sich darstellt, sind von den Kulturwissenschaften begrifflich zu erschließen und zu rekonstruieren. In diesem Sinn ist Kultur kein ethischer, sondern ein ›energetischer‹ Begriff (von griech. *énérgēia*, ›wirksame Kraft‹, darin *érgon*, ›Werk‹); zugrunde liegt der individuellen Leistung des kulturschaffenden Menschen somit eine kulturelle Formensprache (z. B. religiöse Symbole) und ein Verhältnis zwischen kulturellen Orientierungsformen (z. B. Religion und Kunst). Diese Auffassung von Kultur – sie ist bezeichnend für den Kreis um den Kulturwissenschaftler Aby Warburg und den Kulturphilosophen Ernst Cassirer – spricht Bing nicht programmatisch aus; der Zusammenhang ist stattdessen der Behandlungsweise des Themas und den erbrachten Ergebnissen zu entnehmen.¹⁸ Die Gesamtanlage der Arbeit bekundet insofern die Überzeugung der Verfasserin, dass Wissenschaft ein Teil der Kultur ist. Diese Wissenschafts-

auffassung, die einem quellenkritischen Positivismus ebenso entgegensteht wie einem philosophischen Formalismus, kann als kulturbewusst bezeichnet werden.

Gründet die Zitierweise Bings demnach nicht auf bloßer Willkür, bleibt sie in praktischer Hinsicht dennoch problematisch. Robert Petsch, der Erstgutachter der Arbeit und ein ausgewiesener Lessing-Spezialist, sprach in seinem Gutachten von »Andeutungen und Anspielungen, die auch dem Kenner und Fachmann Rätsel aufgeben«¹⁹. Die Edition nimmt sich dieser »Rätsel« an und sucht sie unter Berücksichtigung des inhaltlichen Anspruchs von Bings Arbeit zu lösen. Referenzen, bei denen eine Quellenangabe fehlt oder die von Bing nicht als solche gekennzeichnet wurden, sind daher möglichst ausgewiesen worden. Um dem Leser den Wortlaut bei Lessing zugänglich zu machen und den Bings nicht vorzuenthalten, sind Zitatstellen, die von der Quelle abweichen, im Dissertationstext nicht korrigiert worden, sondern werden originalgetreu im Kommentarteil wiedergegeben.²⁰ Weiterführende Textstellen, die zum Nachvollzug oder zur Verdeutlichung von Bings Interpretation beitragen, indem sie den thematischen und gedanklichen Zusammenhang der benutzten Quellen erkennbar machen, sind zusätzlich aufgenommen worden. Für erwähnte Personen, Werke und Begriffe werden Erklärungen gegeben, und voraussetzungsreiche Bezugnahmen werden allgemeinverständlich erläutert²¹. Durch die Dokumentation und Erschließung von Quellen, Zitaten und Kontexten soll die Teilnahme an Bings eigenem Dialog mit Lessing erleichtert und zu ihr angeregt werden.

Abschließend sind im Zusammenhang der Zitierweise die Form der Quellenangaben und das Literaturverzeichnis zu besprechen. Quellenangaben bringt Bing in linksseitigen Randnoten (Marginalien). Diese Praxis wurde für die Edition übernommen, wobei aus Formatierungsgründen eine Setzung in der rechten Spalte erfolgte. Im Original sind die Randnoten, die nicht nummeriert oder anderweitig gekennzeichnet wurden, der ihnen entsprechenden Textstelle nicht immer exakt angeschlossen. Zu ihrer Kennzeichnung wurde für die Edition daher der Asterisk (*) gewählt und die Anordnung entsprechend angepasst. Die sich fast ausschließlich auf Lessing, einige Male auf Leibniz und nur einmal auf Forschungsliteratur und anderweitige Quellentexte beziehenden Quellenangaben stehen im Original in abgekürzter Form und sind bisweilen uneinheitlich oder unvollständig, selten auch fehlerhaft.

Zur Übersichtlichkeit wurde ihre äußere Form hier den Reihenvorgaben angepasst; den Wortlaut des Originals bringt der Kommentarteil (siehe dazu unten ›Benutzung‹), wenn eine Stelle rekonstruiert werden musste, die Berichtigung einer Quellenangabe erforderlich war oder für die Edition eine andere Titelbezeichnung gewählt wurde. Einen Eindruck der Literaturangaben im Original gibt das repräsentative Bildmaterial, das in den Band aufgenommen wurde.²²

Die weitreichendsten Veränderungen hat das Literaturverzeichnis erfahren. Es ist im Original nach primären und sekundären Quellen und insgesamt nicht alphabetisch gegliedert; eine stellenweise Beschränkung auf das Notwendigste – Verfassersname samt (abgekürztem) Schrifttitel – führt im Gesamtbild zu ›Lücken‹. Dem Leser entsteht daraus keine nennenswerte Schwierigkeit;²³ überraschend ist jedoch, dass die meisten der im Literaturverzeichnis aufgeführten Werke von Bing in ihrer Arbeit nicht namentlich zitiert werden²⁴, während wiederum die meisten der zitierten Titel, nämlich Lessings und Leibniz' Schriften, im Literaturverzeichnis selbst nicht einzeln gelistet sind²⁵. Die Edition übernimmt die Einteilung in primäre und sekundäre Quellen, die zusätzlich hervorgehoben wird, und führt für die Titel, die nach Reihenvorgaben umgestaltet wurden, eine alphabetische Gliederung ein. Auf zweierlei Weise ist außerdem der Umfang des Literaturverzeichnisses erweitert worden: Sämtliche der von Bing in den Randnoten angeführten Titel erscheinen nun einzeln aufgelistet, und es sind auch jene Titel aufgenommen worden, aus denen im Text zitiert wird, die paraphrasiert werden oder auf die angespielt wird, ohne dass sie als Quelle angegeben wurden. Soweit möglich, erhält der Leser damit einen Überblick über sämtliche der von Bing ausdrücklich benutzten Texte;²⁶ transparent bleibt der Editionsschritt dadurch, dass Quellen, die Bing in den Randnoten selbst nennt, und solche, die aus dem Text rekonstruiert werden mussten, zur Unterscheidung gekennzeichnet sind (siehe dazu unten ›Benutzung‹). Das originale Literaturverzeichnis wird zum Vergleich photomechanisch abgedruckt.²⁷

Zu den Problemen für die Edition wissenschaftlicher Texte soll die Komposition der Arbeit nicht gezählt werden. Auf einen »gewissen Mangel übersichtlicher Gruppierung des verwickelten Stoffes«²⁸ weist Ernst Cassirer in seinem Gutachten allerdings hin. Bing begegnete dieser Schwierigkeit durch Querverweise. Weil sie innerhalb der 132-sei-

tigen, in fünf Kapitel eingeteilten und gedanklich dichten Dissertation ohne eine Seiten- oder Kapitelangabe stehen und das Gedächtnis des Lesers damit nicht immer günstig in Anspruch nehmen, werden diese Querverweise im Kommentar mit einer Seitenangabe versehen; wo es angebracht erschien, sind sie durch weitere ergänzt worden.

Fremdsprachige Wendungen, für die im Text keine Übersetzung gegeben ist, sind im Kommentarteil übersetzt worden. Wenn nicht anders angezeigt, stammen Übersetzungen vom Herausgeber, oder es handelt sich, zum Beispiel bei Schrifttiteln, um etablierte Bezeichnungen.

Benutzung der Edition

Mit einer Orientierung über die formalen Bestandteile der Edition und ihre Funktion schließt der Bericht.

Spitze Klammern (<x>), die im edierten Fließtext stehen, kennzeichnen Ergänzungen des Herausgebers. In Bings Literaturverzeichnis werden auf diese Weise Titel markiert, die rekonstruiert wurden (siehe oben ›Textgestaltung‹).²⁹

Unsichere Lesarten – aufgetreten sind sie vereinzelt für die handschriftlichen Texte unter den weiteren Dokumenten, nämlich Gutachten und Prüfungsberichte – werden durch Unterpunktierung des betreffenden Wortes (xyz.) angezeigt.

Eckige Klammern ([x]) ersetzen runde Klammern, die Bing für erklärende Hinzufügungen innerhalb von direkten Zitaten verwendet, und markieren dort außerdem Auslassungen ([...]), auf die Bing durch Punkte in unterschiedlicher Anzahl und ohne Klammern hinweist. In den Randnoten, ebenso wie in den editorischen Anmerkungen, dienen eckige Klammern dem Vergleich unterschiedlicher Auflagen von Ernst Cassirers Leibniz-Ausgabe, den »Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie«; die von Bing benutzte erste Auflage (1904; 1906) ist dabei regulär angegeben, während abweichende Band- und Seitenzahlen sowie Reihennummern für die heute zugängliche Neuauflage (1996) in eckigen Klammern hinzugefügt sind.³⁰

Ein Schrägstrich (/) markiert den Seitenumbruch im Original. Die entsprechende Seitenzahl ist in römischer Zählung (I, II usw.) am rechten oberen Seitenrand zu finden.

Randnoten mit Asterisk (*) enthalten die von Bing selbst gesetzten Anmerkungen (siehe oben ›Textgestaltung‹).

Arabisch und fortlaufend gezählte Endnoten (1, 2 usw.) sind editorischer Art. Sie ermöglichen den Nachvollzug von Emendationen und Konjekturen, wobei eine geschlossene eckige Klammer die korrigierte bzw. verbesserte Stelle (= x), die im edierten Text zu lesen ist, von der fehlerhaften bzw. problematischen Stelle (= y) trennt, die im Original steht, nämlich: x] y. Endnoten dienen außerdem der Wiedergabe berichteter sowie erläuternder Zitatstellen, zur Ergänzung fehlender Quellenangaben³¹, für Kommentare, Namens- und Sacherläuterungen und

für Querverweise (siehe oben ›Textgestaltung‹). Im Fall einer Ergänzung oder Berichtigung von Bings Quellenangaben oder wenn deren Wiedergabe in der Edition unter einer anderen Titelbezeichnung erfolgt (siehe oben ›Textgestaltung‹), ist die editorische Anmerkung an die Randnote in der rechten Spalte angeschlossen worden.

Hervorhebungen innerhalb von Zitaten, die im Fall Lessings durch *S p e r r u n g*, ansonsten auch im *Kursivdruck* erfolgen, werden im Kommentarteil originalgetreu wiedergegeben. Ein Ausrufezeichen (!) gibt eine Hervorhebung des Herausgebers an, die sich auf die unmittelbar vorausgehende Stelle bezieht.

Um die Unterscheidung mit editorischen Zeichen zu erleichtern, sind deutsche Anführungszeichen („x“) für die edierten Texte, wo vorhanden, beibehalten worden. Auf Abweichungen vom Reihenformat weist die graue Unterlegung dieser Texte hin.

Ein Personenregister am Ende des Bandes (S. 344 ff.) erschließt Bings Dissertation und die anderen edierten Texte.

Anmerkungen

- 1 Für diesen Hinweis danken wir Claudia Wedepohl vom Warburg Institute.
- 2 H¹ entspricht dem Hamburger Exemplar mit der Signatur ›HBG D.PHIL MSCR 533EX1‹, H² ›HBG D.PHIL MSCR 533EX2‹ und H³ ›R 49 l 7.38 Schrank‹. B bezeichnet das Berliner Exemplar mit der Signatur ›MS 23/5253‹, und L steht für das Londoner Exemplar mit der Signatur ›WARBURG Theses EEM 400‹.
Es sind außerdem zwei Kopien von Bings Dissertationsschrift vorhanden. Die Berliner Staatsbibliothek verfügt über einen Microfiche des dortigen Exemplars unter den Signaturen ›MS 23/5253 MF(1)‹ und ›MS 23/5253 MF(2)‹. Die Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek in Hannover besitzt unter der Signatur ›Leibn. 1235‹ eine Photokopie von H¹, die als Ausdruck vorliegt.
Verschollen ist ferner ein Exemplar, das die Zentralbibliothek Zürich unter der Signatur ›UnD 1923: 5253‹ anführt und zu dem nichts Näheres bekannt ist.
Dass es sich bei diesem Exemplar ebenfalls um eine Kopie gehandelt haben dürfte, dafür spricht die »Promotionsordnung der Philosophischen Fakultät der Hamburgischen Universität« von 1919, die für Bing Geltung hatte. »Mit Rücksicht auf die zur Zeit sehr hohen Kosten für Druck und Papier« brachte sie »Erleichterungen für die Doktoranden« (Ausführungsbestimmung, I). Dabei ist insbesondere eine »Vergünstigung« (ebd., I, 5) zu nennen, die es dem Kandidaten freistellte, anstatt der üblichen gedruckten Pflichtexemplare, deren Anzahl ihrerseits von zweihundert auf zwölf reduziert wurde, »vier Exemplare[...] der ganzen Dissertation in der Regel in Maschinenschrift« (ebd., I, 3) abzuliefern. Zu Inflationszeiten war damit die Druckverpflichtung erlassen worden, und Bing machte von dieser Möglichkeit Gebrauch. Bei den heute erhaltenen Exemplaren H¹, H², H³ und B handelt es sich demnach um sämtliche der ursprünglich eingereichten Promotionsexemplare; folgende Verteilung war für sie vorgesehen: »Zwei von diesen erhält die Stadtbibliothek [...]; eins erhält die Preußische Staatsbibliothek in Berlin, eins der Referent oder das Institut« (ebd.). Bei H¹ und H², deren Signaturen auf »EX1« bzw. »EX2« enden, handelt es sich um die beiden Exemplare für die damalige Stadtbibliothek Hamburg, die seit dem 4. Februar 1921 die offizielle Bezeichnung »Staats- und Universitätsbibliothek« trägt. Mit B blieb das Exemplar erhalten, das der damaligen Preußischen Staatsbibliothek zur Verfügung gestellt wurde, deren heutige Bezeichnung als »Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz« nach wechselvoller Geschichte 1992 eingeführt wurde. Das letzte Exemplar, das entweder an den Referenten oder ans Institut gehen sollte, liegt mit H³ vor und wird heute abseitig, nämlich in der Teilbibliothek ›Sprache, Literatur und Medien – Fachabteilung Medien und Kommunikationswissenschaft‹, aufbewahrt. Die Promotionsordnung kann eingesehen werden an der ZBW – Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft in Kiel unter der Signatur ›K/A 9 k1/19‹.
- 3 Der Berliner Microfiche, der vom 15. Juli 1996 datiert, vermerkt zu seiner Vorlage unter der Kategorie »Beschädigter Text«: »Seiten eng eingebunden, teilweise fehlende Buchstaben«. Unter »Vorlage(n) schwer lesbar« steht: »Seiten fleckig. Teilweise schwaches und verschwommenes Schriftbild«. Im Microfiche sind längere Passagen mitunter kaum oder gar nicht kenntlich.

- 4 Die Promotionsordnung legte auch die Benutzungsmodalitäten für die beiden Exemplare der Stadtbibliothek fest. Eines davon sollte »unverleihbar« sein, während »das zweite Exemplar der Stadtbibliothek [...] verleihbar« war (Ausführungsbestimmung, I, 3). H¹ zählt noch heute zum Präsenzbestand, während H² nach wie vor zur Ausleihe freisteht. Es liegt diesem zweiten Exemplar noch der originale Ausleihzettel bei, siehe dazu die Einleitung in diesem Band, S. 13, und das Bildmaterial S. 110.
- 5 Sie wird im Universitätsarchiv Hamburg geführt: Bestand 305f. Fachbereich Philosophie (Philosophisches Seminar), Nummer 78.
Wir danken Jens Geinitz vom Universitätsarchiv Hamburg für wertvolle Hilfe.
- 6 Siehe S. 12 f.
- 7 Die Prüfungsprotokolle von Petsch und Cassirer werden zusätzlich photo-mechanisch abgedruckt, siehe S. 103 und 102.
- 8 So u. a. in der Promotionsakte Bings, angehängt an H¹ und H² sowie eigenständig einmal in London (ebenfalls unter der Signatur ›WARBURG Theses EEM 400‹) und einmal in Hamburg (unter der Signatur ›R 49 I 7.38 a‹). Neben diesen fünf Exemplaren werden weitere geführt an der Deutschen Nationalbibliothek in Leipzig, der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln, der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, der Bibliothèque nationale de France in Paris, dem Center for Research Libraries in Chicago und der UCLA (University of California, Los Angeles) Library. Insgesamt konnten zwölf Exemplare des Auszugs ermittelt werden, von denen neun, weil sie ›frei‹ kursieren, mit eigenständiger Signatur erfasst sind. Eine Prüfung der Verfügbarkeit am jeweiligen Standort erfolgte für die fünf Erstgenannten.
Aufschluss über den Auszug gibt die Promotionsordnung. Die Satzung I, 5 ihrer Ausführungsbestimmung bezog sich auf Doktoranden, die, wie Bing, von der Möglichkeit zur Abgabe der vier maschinenschriftlichen Dissertationsexemplare Gebrauch machten. Bei der Meldung zum Examen sollten sie einen »Auszug (Inhaltsübersicht)« einreichen. Seine Zielsetzung war es, »die wesentlichen Ergebnisse der Arbeit zusammen[zuf]assen«. Beides, die Dissertation sowie der Auszug, unterstanden »der Begutachtung durch den Bericht-erstatte[r]«; von ihm wurde auch der Umfang des Auszugs festgelegt, wobei mindestens »4 Druckseiten« gefordert waren. Dieses ursprüngliche Auszugsexemplar liegt möglicherweise heute als dasjenige aus der Promotionsakte vor. Die weiteren erklären sich durch Satzung I, 6: »Nach der Promotion hat der Doktorand den Auszug in 200 Druckexemplaren bei der Fakultät einzureichen.«
Diese Forderung galt unverändert im Fall der Ablieferung von zwölf gedruckten Pflichtexemplaren wie bei der Alternative der vier maschinenschriftlichen Exemplare. Die eingereichten Dissertationsexemplare mussten dabei ihrerseits vollständig sein: Der »sogenannte Teildruck« wurde ausdrücklich »aufgehoben« (I, 2). Dem Auszug kam daher, auch in Zeiten der Inflation, keine Ersatzfunktion zu; den folgenden Wortlaut sollte er enthalten: »Die vollständige Dissertation ist ... erschienen« bzw. ›ist in Maschinschrift geschrieben von der Hamburger Stadtbibliothek und der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin leihbar‹.« Die Funktion des Auszugs bestand somit darin, den Leser auf die eigentliche Arbeit aufmerksam zu machen.

- 9 Vorgesehen war diese Zugabe von der Promotionsordnung (siehe Ausführungsbestimmung, I, 6). Nicht ausdrücklich verlangt war dagegen, dass Auszug oder Lebenslauf den beiden Stadtbibliotheksexemplaren, die »mindestens steif broschiert abzuliefern« (ebd., I, 3) waren, angehängt würden.
- 10 Als Photokopie ist zusätzlich die einzige handschriftliche Fassung des Lebenslaufs aufgenommen worden, siehe S. 101. Sie ist mit der maschinenschriftlichen Fassung identisch und befindet sich in Bings Promotionsakte, zusammen mit einem weiteren Exemplar als Typoskript.
- 11 Im Londoner Auszugsexemplar sind vereinzelt Buchstaben verwischt, was die Lesbarkeit jedoch nicht beeinträchtigt. Als einziges der drei Exemplare weist es außerdem handschriftliche Eintragungen auf, bei denen es sich vor allem um stilistische Verbesserungsvorschläge handelt; auch die Unterstreichung von Wörtern im Text, denen weniger eine inhaltliche Bedeutung als vielmehr eine sprachliche Funktion zukommt, bekundet Lesegewohnheiten, die eher vom Autor eines Textes als von einem seiner Leser zu erwarten wären. Von Bings Hand stammen die gelegentlichen Eintragungen jedoch nicht; auch die verwendete Zeichensprache (z. B. Pfeile, die Positionswechsel von Wörtern im Satz anzeigen) entspricht nicht den Korrekturen, die Bing für die Dissertationsexemplare selbst vornahm (sie werden im Weiteren noch besprochen werden). Überhaupt handelt es sich bei den Eintragungen im Londoner Auszug weniger um Korrekturen, die im Text Vorkommendes austreichen und ersetzen, als vielmehr um danebengesetzte Alternativen; aufgrund ihres sprachlich-stilistischen Charakters bleiben sie für den Inhalt des Textes weitestgehend ohne Belang. Für den Text der Edition sind sie nicht übernommen worden und werden auch im Kommentar nicht angezeigt.
- 12 Soweit noch erkennbar, ist der maschinenschriftliche Text von H² und B identisch. Beide Durchschläge gehen demnach auf dasselbe Original zurück, als das sich L erweist. Auf einer Handvoll von Seiten finden sich im Maschinentext zwischen H²-B und L jedoch geringfügige Abweichungen. Sie betreffen – mit Ausnahme der ersten Seite, wo die Unterstreichung der Kapitelüberschrift in L ausgeblieben ist und sich Schreibfehler häufen – nur wenige Buchstaben und Leerschläge; maschinenschriftliche Seitenumbrüche fallen stets identisch aus.

Weil die Promotionsexemplare einen gemeinsamen und abgeschlossenen Text verbürgen, den Bings privates Exemplar als letzter vorhandener Textzeuge bestätigt, ist die Abhängigkeit der Textzeugen für die Textherstellung unerheblich; die Betrachtung erlaubt jedoch Rückschlüsse auf den Arbeitsprozess, der ansonsten, etwa durch Briefzeugnisse, nicht dokumentiert ist. So weisen die Abweichungen im Maschinentext zwischen L und H²-B auf einen Austausch von Seiten hin, der entweder für den Text von L oder H²-B, möglicherweise auch für beide erfolgt ist. Wahrscheinlicher, als dass gleiche Seiten, als Durchschläge, für H² und B oder, als Original zusammen mit Durchschlägen einer anderen Vorlage, für alle drei Exemplare ersetzt wurden, erscheint ein Austausch nur für L.

Unter der Voraussetzung, dass L das einzige Original ist, das Bing anfertigte, wäre seine ursprüngliche maschinenschriftliche Textgestalt demnach in Form des Textes H²-B erhalten geblieben. In dieser Sache ist allerdings nur Raum für

Spekulation. Die Existenz eines weiteren vollständigen und verschollenen Originals, dessen Durchschläge für einen Austausch hätten verwendet werden können, ist mit Gewissheit nicht auszuschließen; eine nähere Prüfung der Textzeugen H¹ und H³, die im Rahmen der Edition nicht möglich war, würde weiteren Aufschluss bringen. Sollte es sich herausstellen, dass der Maschinentext dieser Textzeugen mit H²-B identisch ist, dann wäre L als Vorlage für sämtliche eingereichten Dissertationsexemplare bestätigt; im Fall einer Abweichung wären vielfältige Möglichkeiten denkbar, z. B. der Hinweis auf eines oder mehrere nicht-erhaltene Originale. Die Klärung der Textherkunft muss für solche Abweichungen jedoch grundsätzlich unsicher bleiben, denn als überprüfbares Dokument liegt außer L kein weiteres Original vor.

Die Vermutung des Herausgebers, die keine Gewissheit, sondern lediglich eine Orientierung geben kann, geht dahin, dass es sich bei H¹ und H³ um zwei weitere Durchschläge von L handeln dürfte, die mit dem Maschinentext H²-B identisch sind; dass die abweichenden Seiten einmalig, und zwar für L ersetzt wurden; und dass es sich bei L um das einzige (vollständige) Original in Maschinschrift handelt, das Bing anfertigte.

In diese Richtung weist ein eigentümlicher Textbefund, nämlich gemeinsame Fehler im Maschinentext, die auf Seiten zu finden sind, die wiederum durch andere Fehler voneinander abweichen. Teilweise handelt es sich dabei um komplexe Tippfehler, so dass die Vermutung einer absichtlichen Übertragung naheliegt; dass es zweimal an der gleichen Textstelle zum nämlichen Fehler gekommen wäre, erscheint unwahrscheinlich. Schwierig ist dieser Befund jedoch deswegen, weil die Übertragung von Fehlerstellen nicht konsequent erfolgt ist und auf den gleichen Seiten teilweise auch neue Fehler hinzugekommen sind. Tippfehler, die als wenig wünschenswerte Abweichungen gegenüber H²-B vor allem im Maschinentext von L anzutreffen sind, legen zunächst die Vermutung nahe, dass Seiten nicht für Bings eigenes Exemplar, sondern für die einzureichenden Dissertationsexemplare ersetzt worden wären, nämlich um so einen besseren offiziellen Text zu gewährleisten; weil die entsprechenden Seiten in H²-B jedoch selbst nicht unbedingt fehlerfrei sind und Fehler in größerer Anzahl und größeren Gewichts im Maschinentext auf anderen Seiten zu finden sind, erscheint ein zur Verbesserung des Textes erfolgter Seitenaustausch wenig überzeugend. Unter der Annahme, dass markante Fehlerstellen absichtlich übertragen wurden, ergibt sich als Motiv des Seitenaustausches dagegen die Erhaltung der Textgestalt. Es wäre dann davon auszugehen, dass Bing eine getreue Kopie des offiziellen Dissertationstextes für den persönlichen Besitz anzufertigen suchte; dass eine sich bietende Möglichkeit zur Textrevision dazu benutzt worden wäre, Fehler des persönlichen Exemplars auf die offiziellen zu übertragen, ist widersinnig. Diese Herleitung spricht somit für einen einmaligen Seitenaustausch, der nicht für H² und B erfolgt ist, deren Textgestalt es zu bewahren galt, sondern für L; die Tippfehler, die in L hinzugekommen sind, ebenso wie nicht-übertragene Fehlerstellen, wären dann als Versehen zu werten. Die Erklärung muss spekulativ bleiben, doch für den eigentümlichen Textbefund erscheint sie tragfähig.

Wenn die maschinschriftliche Textgestalt von H²-B übertragen wurde, ist weiterhin zu vermuten, dass sie der sämtlicher eingereichter Dissertationsexemplare entspricht; wenn diese Textgestalt in Form desjenigen Originals aufbe-

wahrt wurde, das ansonsten die Vorlage des Textes ist, liegt es nahe, dass L durch die Bearbeitung seine ursprüngliche Textgestalt hat zurückhalten sollen; wenn L demnach ursprünglich die einzige Vorlage für sämtliche eingereichten Dissertationsexemplare gewesen wäre, läge in der Sache selbst kein triftiger Grund für die Anfertigung eines weiteren Originals, zumal die Kosten für Papier zu bedenken sind.

- 13 Den Umstand, dass im Text der Dissertation nicht alle Fehlerstellen korrigiert wurden und die Übertragung der Korrekturen nicht immer einheitlich erfolgte, bedingt zum einen die maschinenschriftliche Textgestalt, die vielfach kleinteilige Fehler aufweist, und zum anderen der Materialträger selbst, dünnes Durchschlagspapier, das die Lesbarkeit erschwert. Dass Bing ihre Dissertation einer mehrmaligen kompletten und buchstabengenaugen Lektüre unterzogen hätte, erscheint schon daher nicht wahrscheinlich. Auszugehen ist stattdessen von einem Überfliegen des Textes auf Augenfälliges hin, wobei die Korrekturvarianten entstanden sind. Weil die Korrekturen im Ganzen dennoch nicht willkürlich ausfallen – größere Lücken sind z. B. stets identisch verbessert worden, ebenso viele Buchstabenfehler –, ist davon auszugehen, dass Bing einen Mustertext zur Orientierung verwendete. Einen solchen komplett redigierten Text bezeugt am wahrscheinlichsten derjenige Textzeuge, der selbst die meisten Korrekturen aufweist. Für das Original L hätte sich eine entsprechende Bearbeitung vor allem der Lesbarkeit wegen angeboten, die das verwendete Papier gegenüber den Durchschlägen garantiert.
- 14 Die Hinzuziehung der Textzeugen H¹ und H³ war während der Corona-Pandemie, als die Arbeit an der Texterstellung abgeschlossen wurde, nicht möglich. Ein entscheidender Mehrwert ist von ihr nicht mehr zu erwarten. Konjekturen, d. h. inhaltliche Korrekturen, die nach Berücksichtigung sämtlicher von Bing für H², B und L vorgenommener Korrekturen noch erforderlich waren, sind selten und fallen eindeutig aus.
- 15 Für die deutschsprachigen Staaten brachte die in Berlin 1901 abgehaltene Orthographische Konferenz erstmals einheitliche Vorschläge, die von offizieller Seite umgesetzt wurden. Die Interpunktion z. B. war jedoch kein Gegenstand dieser Diskussionen, und die Vereinfachung von Schreibvarianten blieb weiterhin ein Desiderat. Verschiedene, teilweise regional wirksame Versuche wurden unternommen, um die Reglementierung voranzubringen; flächendeckend konnte sich ein einheitlicher Sprachgebrauch, der insbesondere für amtliche Texte galt, nicht durchsetzen. Literarische ebenso wie philosophische und wissenschaftliche Schriftsteller der Zeit legen davon ein Zeugnis ab. Ein Beispiel der Zeit: Um dem Problem der Schreibvarianten Abhilfe zu leisten, brachte Konrad Duden 1903 den sogenannten »Buchdruckerduden« heraus, der Regeln auch zur Interpunktion enthielt. Bis sie 1915 erstmals in die 9. Auflage des »Duden. Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter« aufgenommen wurden, blieben diese Regeln somit einer bestimmten Berufsgruppe vorbehalten.
Bing folgt den Richtlinien des zeitgenössischen Duden in vielem nicht. Ihr Schreibstil – sie bedient sich u. a. noch der latinisierten Schreibung von Fremdwörtern (z. B. Consequenz) – erweist sich im Ganzen eher dem späten 19. Jahrhundert zugehörig.

- 16 Der Text scheint auf einer Schreibmaschine getippt worden zu sein, die über keine Eszett-Taste verfügt. Hinsichtlich der Umlautung folgt Bing einer älteren Schreibkonvention. Ein Sonderfall der Schreibvarianten liegt vor, wenn handschriftliche Korrekturen mit dem Maschinentext konkurrieren, also etwa »ß« anstatt »ss« steht, oder im Maschinentext der Umlaut bei Großbuchstaben gesetzt wird. Solche Fälle werden einzeln gehandhabt und sind angezeigt.
- 17 Historische Schreibweisen und Hervorhebungen aus der Quelle, wie die von Bing benutzte und für die Forschung nach wie vor maßgebliche Lessing-Ausgabe Karl Lachmanns und Franz Munckers sie abbildet, bleiben grundsätzlich unberücksichtigt, aber auch Wortwahl und Satzstellung unterliegen gelegentlichen Veränderungen.
- 18 In der Einleitung zum Band wird dieser Zusammenhang ausführlich dargestellt, siehe S. 70 ff.
- 19 Gutachten Petsch, S. 321.
- 20 Bei geringfügigen grammatischen oder lexikalischen Abweichungen wie auch bei Abweichungen, die ausschließlich die historische Schreibung oder Hervorhebungen betreffen, wird auf eine berichtigende Wiedergabe in der Regel verzichtet.
- 21 Die Schwierigkeit für das Verständnis liegt bisweilen weniger im benutzten Material als in der Art seiner Benutzung. Auf Interpretation konnte zur Verdeutlichung und Erklärung daher nicht immer verzichtet werden.
- 22 Siehe S. 108.
- 23 Nicht zu klären ist, welche Auflage von Erich Schmidts umfänglicher Monographie, »Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften«, Bing verwendete. Die Wahl geht im Einzelnen mit inhaltlichen Veränderungen einher. Veranschlagt wurde hier die zu Bings Zeit aktuellste Auflage, die auch die letzte zu Lebzeiten Schmidts erschienene und von ihm bearbeitete war. Siehe zu gewissen Unterschieden der Auflagen die Einleitung, S. 74.
- 24 Mit der Forschungsliteratur setzt Bing sich größtenteils indirekt auseinander. Kritisch werden Robert Sommer und insbesondere Erich Schmidt angeführt.
- 25 Ihre Stelle vertritt der Hinweis auf die benutzte Ausgabe: für Leibniz die von Ernst Cassirer besorgten »Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie« und für Lessing die Lachmann-Muncker'sche Ausgabe der »Sämtlichen Schriften«.
- 26 Ausgenommen sind, wenn kein direktes Zitat vorliegt, Anspielungen und Zusammenfassungen allgemeiner Sachverhalte, etwa im zweiten Kapitel Stationen aus der Geschichte der Ästhetik. Für solche Fälle werden Hinweise zur Person und zu einschlägigen Werken im Stellenkommentar gegeben.
- 27 Siehe S. 109.
- 28 Gutachten Cassirer, S. 323.
- 29 Das betrifft Titel, die aus nichtausgewiesenen Zitaten, Paraphrasen oder Anspielungen rekonstruiert wurden. Rekonstruktionen, die für Bings Quellenangaben in den Randnoten erfolgten, wenn diese fehlerhaft oder unvollständig waren, sind im Kommentar zur jeweiligen Textstelle einzusehen.
- 30 Im Kommentarteil folgt der zitierte Text der Neuausgabe, die orthographisch modernisiert wurde.

- 31 Die Titel werden im Literaturverzeichnis Bings aufgeführt, das vor den editorischen Anmerkungen erscheint. Sonstige Literatur, die zur Erklärung herangezogen wird, ist im allgemeinen Literaturverzeichnis am Ende des Bandes zu finden.

Gertrud Bing:

»Der Begriff des Notwendigen bei Lessing.
Ein Beitrag zum geistesgeschichtlichen
Problem Leibniz-Lessing« (1921)

Der Begriff des Notwendigen bei Lessing

Ein Beitrag zum geistesgeschichtlichen Problem Leibniz-Lessing

Dissertation
Zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät
der Hamburgischen Universität
vorgelegt
von
Gertrud Bing aus
Hamburg
Hamburg 1921

Leibniz.¹

Das Streben des 17. und 18. Jahrhunderts geht dahin, die Welt der Erscheinungen dem Gedanken zu unterwerfen. Die Geburtsstunde der modernen Philosophie ist der Augenblick (gleichviel wo er historisch liegt und ob er überhaupt eindeutig aufzuweisen ist), wo man anfängt, die Sinneseindrücke unter die Sonde des Denkens zu nehmen, und wo man erkennt, dass sie nicht standhalten, dass die Welt, die sich dem Erleben durchaus als real und einheitlich darstellt, vor dem prüfenden Verstande in eine Vielheit unzuverlässiger Daten zerflattert. Von da an ruht der Gedanke nicht mehr, dass die sinnliche Wahrnehmung wandelbar in Raum und Zeit und als Erkenntnis trügerisch ist. Die Geschichte der modernen Philosophie nun setzt sich zusammen aus den Versuchen, dieser zerfallenden Welt Bestand zu verleihen. Mag dieses stabilisierende Prinzip innerhalb der Welt oder ausserhalb ihrer gelegen sein, mag es intellektuellen oder religiösen Charakter tragen, mag es allgemeiner oder individueller Art sein – immer bezeichnet es das Bestreben, dem Augenblick Dauer zu verleihen, das Zufällige als notwendig erscheinen zu lassen. Descartes² zweifelt an der Realität alles Bestehenden, bis ihm in der Tatsache des Selbstbewusstseins ein Absolutes entgegentritt, das sofort mit dem Denken unmittelbar gegeben ist: das ist die erste Errungenschaft auf dem Wege, dessen Endziel eine intellektuelle Realisierung der nicht mehr als real empfundenen Wirklichkeit ist. Auch Spinoza³ findet das Fundament seines Systembaus durch ein geistiges Kriterium: Substanz ist das, was für sich allein gedacht werden kann. Und der Gedanken/gang aller folgenden Philosophie ist: Das Sinnenfällige ist trügerisch und zufällig, der Gedanke ist eindeutig und notwendig – in was für einem Verhältnis stehen diese beiden Gegebenheiten zu einander, wie ist die Sicherheit des einen auf das⁴ andere zu übertragen? Ein Reich gibt es, das in vorbildlicher Weise die Forderung der Notwendigkeit erfüllt – das ist die Mathematik. Ihre Form wird das Muster aller Erkenntnis. Soll daher irgend eine Erkenntnis Geltung haben, so muss sie den Normen genügen, die die Mathematik an ihre Resultate stellt: sie⁵ ist notwendig, d. h.

mit anderen Worten, ein Denkwang fordert ihre Anerkennung, wenn sie allgemein und gesetzmässig ist. Und damit ist zugleich der Weg gewonnen, auf dem die Erkenntnis fortschreiten muss. Notwendig sein⁶ heisst Geltung beanspruchen;⁷ das kann in der modernen abendländischen Philosophie nur das Allgemeine und Gesetzmässige. Mit diesen Mitteln nimmt die Forschung die Hinweise der Renaissance auf die Wunder der Natur auf, und eine Naturwissenschaft entsteht, die den Forderungen des Geistes nach Sicherheit und Notwendigkeit gerecht zu werden versucht. Hier ist der erste Punkt, wo die Reiche des Sinnlichen und des Gedankens zusammentreiben. Und hier ist es, wo Leibniz deutlich seine grosse Lösung proklamiert: die Gesetze des Seins sind dieselben, wie die des logischen Denkens. Damit sind zunächst die beiden Objekte geschieden und <ist> zugleich ihre Vereinigung begründet.

Nun kann jedes von ihnen getrennt durchforscht werden, und zugleich sind die Massstäbe und Mittel angegeben, mit denen diese Forschung vorzugehen hat. Die durchgängige Parallelität berechtigt den Geist, seine eigenen Prinzipien dem / Geschehen⁸ zugrunde zu legen; noch mehr:⁹ wirklich ist nur das, was den Forderungen der Vernunft gemäss ist. Urteile für und wider physikalische Hypothesen werden bei Leibniz gefällt, nicht je nachdem sie gut oder schlecht mit der Erfahrung übereinstimmen, sondern <danach,> wie <sie> sich zu allgemeinen Vernunftprinzipien verhalten. Leibniz nimmt z.B. gegen die Atomistik Stellung, trotzdem er eingesteht, dass die Annahme eines letzten absoluten Körpers etwas sehr Bestechendes¹⁰ hat, weil das, was für das Bewusstsein ununterscheidbar ist (wie es die vollkommen bestimmungslosen Atome wären)<,> auch tatsächlich ununterschieden sein muss. Er verwirft die Hypothese der Gravitation, weil man, sobald man über die Beschreibung des Phänomens hinausgehe und nach seiner Ursache frage, eine immaterielle Kraft annehmen müsse, die er aus methodischen Gründen verwirft. Hiermit sind zwei wichtige methodische Prinzipien berührt. Das erste ist das *principe de l'observabilité*. Diese Forderung der Beobachtbarkeit bedeutet kein Zugeständnis an den Empirismus, wie es scheinen könnte, sondern postuliert die Möglichkeit, alles

Existierende durch ein Mittel des Bewusstseins überhaupt festzustellen. Nur diesem kommt Realität zu. Es gibt nichts, das dem Bewusstsein ununterscheidbar wäre, ausser dem Identischen,¹¹ also gibt es auch in der Wirklichkeit nicht zwei Dinge, die nicht individuell verschieden wären, „selbst zwei Wassertropfen nicht“*. Dadurch wird die Mechanik in ihren Möglichkeiten festgelegt und kontrolliert durch das Bewusstsein.¹³ Die Verwerfung der immateriellen Kräfte, die in der Philosophie des Henry Morus¹⁴ zu Leibniz¹⁵ Zeit wieder Gestalt gewonnen hatten, sichert die Einheitlichkeit und den Zusammenhang der Erkenntnis; die Herrschaft der Vernunft, die, wie Descartes es einmal ausdrückt¹⁵, wie die Sonne nur eine ist, darf nicht durchbrochen werden, wenn nicht die gesamte Erkenntnis untergraben werden soll. So müssen vor der Ableitung der mathematisch-causalen Mechanik die allgemeinen Prinzipien des Naturablaufs festgestellt werden nach den Postulaten der Erkenntnis. Das ist besonders deutlich in der Leibnizischen Lehre von Raum und Zeit. Newton¹⁶ hatte den absoluten Raum und die absolute Zeit gebraucht¹⁷, um ein starres Bezugssystem für seine Bewegungslehre zu gewinnen. Für Leibniz aber sind Zeit und Raum keine Probleme der Physik, sondern Probleme der Logik. Er nennt einmal die Phoronomie die Logik der Physik.¹⁸ Die logische Forderung aber widerspricht hier der physikalischen und sinnenfälligen. Raum und Zeit sind keine absoluten selbständigen Wesenheiten, sondern etwas rein Relatives, eine Ordnung der möglichen ebenso wie der wirklichen Existenzen. Sie sind also gänzlich unabhängig von Tatsachen, nicht beschränkt in bezug auf die sie ausfüllenden Inhalte, sondern eine Relation, in die alles nur Mögliche als Inhalt eintreten kann, sie sind eine Bedingung eben dieser konkreten Inhalte. Die Zeit im besonderen ist die Ordnung des Nicht-zugleich-Existierenden¹⁹, somit die allgemeine Ordnung der Veränderungen²⁰, der Bewegung. Mit der Aufgabe des absoluten Raumes und der absoluten Zeit aber erfolgt die Relativierung der Bewegung, die von Leibniz gegen Newton und seinen Vertreter Clarke²¹ geltend gemacht / wird. Denn es ist unmöglich zu entscheiden, welcher von zwei sich gegen einander nähernden Körpern der tatsächlich sich bewegende ist, wenn der eine

* Leibniz, Streitschriften mit Clarke, in: Hauptschriften, Bd. 1, S. 146 [S. 103].¹²

nicht als gegen den absoluten Raum ruhend, der andere gegen ihn als bewegt angenommen wird. Die rationalen Gründe, aus denen Leibniz die Absolutheit von Raum und Zeit verwirft, führen also zur Relativität aller Bewegung, sofern sie rein phoronomisch betrachtet wird; der Empirismus dagegen, wie er von Newton vertreten wird, verlangt²² die Setzung eines Absoluten. Wie man sieht, ist das Verhältnis gegenüber der modernen Physik umgekehrt²³. Es sei, sagt Leibniz, logisch kein Unterschied zwischen dem kopernikanischen und dem ptolemäischen Weltsystem²⁴. Schärfer kann die Relativität der Bewegung nicht gefasst²⁵ und deutlicher die Verwandtschaft der Leibnizischen mit der modernen Forschung nicht ausgesprochen werden. Nur muss für Leibniz gerade diese Formulierung des Gedankens noch kühner und grossartiger empfunden werden als heute, da Galileis²⁶ Tod und der Kampf zwischen Kirche und Wissenschaft noch lebendiger war²⁷ und die junge Wissenschaft auf die Tat des Kopernikus²⁸ als auf ihren Anfang mit Stolz zurückblickte. Was aber, so müssen wir jetzt fragen, bleibt in der allgemeinen Relativität nun als Notwendiges bestehen? Die Unzuverlässigkeit der Wahrnehmung war bis in ihre Schlupfwinkel aufgespürt worden; wodurch soll die Welt neu erschaffen werden? Es geschieht nicht durch einen einzelnen konkreten Inhalt, wie z.B. Spinoza es mittels der Substanz versucht – das führt unter allen Umständen zum Dogmatismus –<,> sondern für Leibniz ist das Bleibende die Beziehung, die jedem Inhalt vorausgeht. An sich ist alles veränderlich, aber jeder einzelne Zustand wird abgeleitet durch das Gesetz, das den Gesamtprozess beherrscht. Weit davon entfernt, dass die Zeit durch ihre Idealität an Gewicht einbüsst, gewinnt sie vielmehr an Geltung dadurch, dass sie an jedem Einzelinhalt wieder das Gesetz verwirklicht. Dieser Gedanke ist für Leibniz ursprünglich durch die Mathematik gewonnen – er²⁹ erweist sich aber für alle anderen Gebiete ebenso von ungeheurer Fruchtbarkeit. Wie die Formel der Kurve implizite jeden Punkt ihres Verlaufes im Raume in sich fasst, weil sie die Struktur bezeichnet, nach der sie verläuft, wie man also Kraft der Formel an jedem Punkte der Kurve alle übrigen Punkte bezeichnen kann, so kann man bei jeder Veränderung im Geschehen alle

künftigen Veränderungen voraussehen, wenn man das Gesetz kennt, nach dem ein Zustand sich aus dem andern entwickelt. Jeder Zustand hält ebenso virtuell, der Anlage nach, alles nachfolgende Geschehen in sich verborgen, zusammen mit der Zeit, zu der es hervortreten muss, wie jeder Punkt der Kurve den Verlauf voraussehen lässt, zusammen mit der räumlichen Ordnung, die nichts anderes als die Zahl und Lage ihrer Mittelglieder ist. Dabei ist die Stetigkeit des Ueberganges von einem Zustand in den andern vorausgesetzt, und das Gesetz gilt für jeden Zustand und jeden Grenzfall. Dieses Prinzip der Kontinuität, dessen mathematisches Resultat die Integralrechnung ist, kommt jedem Uebergange in der Natur zu, da ein solcher niemals sprunghaft vor sich geht. Es muss also auch in der Physik zum Ausdruck kommen. Hier findet es seine Fassung in der Form der Kraft. Die Kraft bedeutet nichts anderes als das Mittel, die Erscheinungen zusammen zu fassen und als spezielle Fälle eines Grundgesetzes darzustellen. Sie ist die Bedingung des Ueberganges und gesetzlichen Fortschrittes von einem Zustand zum andern. Sehen wir z. B., dass ein Körper einem andern langsam und stetig angenähert wird, so sprechen wir von einer / Kraft, die ihn treibt, um seine weitere Annäherung damit zu summieren; wir erkennen so den künftigen Gesamtverlauf in einem Einzelzustand. Mit anderen Worten:³⁰ die Beziehung zwischen Kraft und Wirkung ist eine Funktionsbeziehung. Und mit der Einführung dieses Begriffes wird nun aus der Veränderlichkeit, die anfänglich überwunden und stabilisiert werden sollte, ein Prinzip gemacht; das Problem ist zum Postulat geworden.³¹ War die Veränderung bisher ein Unfassbares, weil die einzelnen Inhalte der Erkenntnis nicht standhielten, so kann sie nun nicht nur in den Kreis des logisch Begreiflichen mitaufgenommen, sondern sogar als Grundprinzip aufgestellt werden, weil an ihr die gesetzmässige Bestimmtheit allen Geschehens deutlich zum Ausdruck kommt. Damit kommt eine neue und erstaunliche Bewegtheit in das philosophische Weltbild. Die mathematischen Regeln, mittels derer bisher die Rationalisierung des Seins bewirkt worden war, waren wie ein Frost gewesen, der das lebendige Geschehen gleichsam in einem Augenblicke erstarrt festgehalten hatte; jetzt ist die

Möglichkeit gegeben, auch die Veränderung mathematisch abzuleiten und damit rational verständlich zu machen. Mit dem Wechselnden wird das Individuelle als solches logischen Mitteln zugänglich.³² Damit kommt Leibniz in das Gebiet der Biologie. Zwar hatte er schon in der Mathematik versucht, gegenüber Descartes, der als primäre Qualität, als solche allein dem Denken verbleibend, nur die Ausdehnung gelten lässt, das Wesen des Körpers in seine Qualität zu setzen. Deshalb war bei ihm nicht die Zahl Vermittlung zwischen Denken und Anschauung, sondern er muss auf ein Element zurückgehen, das³³ nicht einem fremden logischen Gebiet entnommen ist, das vielmehr schon die spezifische Form des komplexen Gebildes hat; an die Stelle der Zahl tritt der Punkt, an die Stelle der quantitativen / Gleichheit die qualitative Kongruenz oder Ähnlichkeit, d. h. Gleichheit der Form. Die Qualität oder Form ist das, was am Körper für sich allein erkannt werden kann, während zur Erkenntnis der Grösse immer der Vergleich zweier Körper oder beider mit einem dritten (Massstab) erforderlich ist.³⁴ Form und Ausdehnung aber sind bedingt durch die dem Körper innewohnende Kraft, die, selbst individuell, auch den Körper, den sie gestaltet, zu einem individuellen macht. Die Ausdehnung ist also die Ausbreitung bestimmter Energien über einen gegebenen Raum – wenn die Ausdehnung im allgemeinen als wiederholte Setzung von Einheiten bezeichnet wird, so bedeutet das nichts anderes, denn die Einheit ist eben eine individuelle Kraft. Sie allein ist nicht teilbar, während jedes Teilchen der Materie als Agglomerat von Kräften eine Unendlichkeit von Individualitäten in sich fasst. Auch die träge Masse ist der Ausdruck eines individuellen dynamischen Prinzips; setzt also ein Körper der Bewegung eines andern Körpers Widerstand entgegen, so wird dieser bewirkt durch eine entgegengesetzte Kraft, die jenem eigentümlich ist. So führt der Gedanke von der Mathematik zur Biologie. Denn unter einem lebendigen Körper versteht man nichts weiter als die Gestalt, mit der eine Kraft sich gesetzmässig selbst darstellt. Das Leben ist das tätige Prinzip in ihm, das seinem Wesen nach mit seinem Ausdruck, nämlich dem Körper, verknüpft ist. Und wie eine Kurve, die das Musterbild eines gesetzmässigen Ablaufs

bleibt, in ihrer Formel ihren gesamten Prozess einschliesst, so kann auch das lebende Individuum zu nichts werden, als was es im Grunde schon war. Seine ganze Geschichte ist nur die Auseinanderfaltung seines begrifflichen Wesens. Dieses lebt in ihm als eine wirkende Kraft, die es durch eine Reihe von Einzelphasen führt;³⁵ diese sind notwendig als Stufen in dem Gesamtverlauf, der als Ganzes³⁶ erst den Begriff darstellt. Die Ideen sind also / innewohnende Kräfte; das Geistige hat kein losgelöstes Sein, sondern kann sich nur in einer Reihe von sinnlich-körperhaften Einzelzuständen manifestieren. Andererseits sind diese aber auch in jedem Augenblick als Ganzes die völlige adäquate Darstellung der Kraft. So hat jedes geistige Prinzip einen zugehörigen organischen Körper, den es schafft und der es vollkommen repräsentiert, <hat> jedes Innere sein äusseres Zeichen. Beide Seiten dieser organischen Einheit haben <eine> eigne Regel, aber <den> gleichen Grundplan – die denkenden Substanzen begleiten das physikalische Geschehen, indem sie jede Veränderung des Körpers in der Vorstellung darstellen. Nun sind wir an dem Punkt angekommen, wo die vorhin doch einigermaßen willkürliche Uebertragung der Denkgesetze auf das Sein³⁷ seine innere Berechtigung erhält. Die Erfahrung liefert mechanische, materielle Veränderungen an organischen Körpern – der Verstand sieht diese als Abfolge von Vorstellungsinhalten, die zur Einheit des Selbstbewusstseins verknüpft sind. Es ist derselbe Gegenstand unter einer verschiedenen Betrachtungsweise. Dieser Akt der geistigen Synthese konstituiert den Begriff der Monade. Die Monade ist das individuelle Bewusstsein, das mit seinen Inhalten (seinem Körper) zusammen eine organische Einheit ausmacht. Auch sie untersteht dem Gesetz ihrer Wesenheit, das einen Zustand zum Typus der ganzen Reihe werden lässt. Auch auf ihre Entwicklung ist das Prinzip der Kontinuität anwendbar, und die scheinbar gewaltsamen Einschnitte, Geburt und Tod<,> sind in Wahrheit nur Auseinanderfaltung und Transformation der Substanz. Der Lehre von der Präformation kam die Entdeckung der vermeintlichen Samentierchen zustatten. Ebenso wie sie ist die Lehre von der Unsterblichkeit keine religiöse, sondern eine wissenschaftliche Ueberzeugung. Das lässt sich schon daraus ersehen, / dass allen

Lebewesen, auch den Tieren, Unsterblichkeit zugesprochen wird. Die Monade also ist die geistige Kraft, die in der Form der allgemeinen Vernunftprinzipien den Erscheinungen ihre eigne innere Notwendigkeit aufdrückt; damit macht sie sie gesetzmässig.³⁸ Diese Notwendigkeit der Monade aber ist ihrerseits das Gesetz, das sie zwingt, ihre Inhalte aus sich zu entwickeln. Dieses Streben ist ein unableitbares Grundphänomen und macht die Gesamtheit ihres Seins und Wesens aus. Das Sein der Erscheinungen ist <in>soweit notwendig, als wir die widerspruchsvolle Welt der Sinne zur intelligiblen Welt der Erkenntnis umwandeln. Damit sind die zwei Welten unablösbar aneinander geknüpft und erhalten gegenseitig auseinander ihre Befestigung; es sind die Welt des mechanischen Naturablaufs und die des individuellen Bewusstseins. Die Wirklichkeit ist ein Komplex von Phänomenen, der sich durch den menschlichen Geist als eine Einheit von mathematischen Beziehungen darstellt. Dadurch werden³⁹ das Bewusstsein und seine Wandlungen das einzig unveränderlich Geschehene. Seine Inhalte sind aber keine Hirngespinnste, sondern als wahr erweist sich der Gegenstand durch den gesetzmässigen und lückenlosen Zusammenhang, in dem er in sich und mit den übrigen Erscheinungen steht; wenn man die Körperwelt loslöst von diesen Bedingungen des Denkens, ist sie nicht real; ihre einzige Realität ist ihr gesetzmässiger Zusammenhang in der Erkenntnis – „nichts kann regelmässig sein, ohne vernünftig zu sein.“⁴⁰ Wirklich in einer tieferen Schicht sind nur die vorstellenden Subjekte, die Kräfte, die deshalb auch Substanzen genannt werden. Deshalb kommt der Welt des Geschehens auch eine andere Notwendigkeit zu als der der Vernunftprinzipien. Jene sind hypothetisch, diese absolut notwendig. Notwendig sein heisst⁴¹ nach unserer früheren Definition⁴² Geltung beanspruchen, deshalb kann es sehr wohl, was auf den ersten Blick befremdlich erscheint, einen verschiede/nen Grad von Notwendigkeit geben. Leibniz betont auch immer, dass seine hypothetische Notwendigkeit, die er auch Zufälligkeit nennt, deshalb noch nicht ursachlos ist. Hypothetisch notwendig sein heisst⁴³ also unter bestimmten Bedingungen Geltung beanspruchen können; und diese bestimmten Bedingungen sind⁴⁴ eben der logische Zusammenhang, den

das denkende Bewusstsein in die Welt der Erscheinungen hineinlegt. Sind sie untereinander lückenlos verknüpft, so sind sie gültig. Diese Verknüpfung nun geschieht nach dem Satz der Causalität – deshalb ist also auch eine Folge von Ursache und Wirkung nur hypothetisch notwendig. – Das Universum setzt sich also nun zusammen aus einer Unendlichkeit selbstständiger individueller Kräfte, Entwicklungsreihen von Vorstellungsinhalten, rastlos bewegten Substanzen, deren Wesen ein Streben ist. Es erhält damit etwas von der wimmelnden Fülle eines Regentropfens unter dem Mikroskop. Gesetzmässigkeit kommt durch die spezifische Organisation eines jeden Individuums hinein, das seine Inhalte aus sich entwickelt; aber der ganze Zusammenhang untersteht einem gewaltigen Gesetz. „Die verschiedenen Klassen von Wesen sind für Gott Koordinaten ein und derselben Kurve.“* Damit wird der Gedanke der Kontinuität auch in die Stammesgeschichte hineingetragen und wird hier mit einer solchen Konsequenz durchgeführt, dass Leibniz mit Sicherheit die Existenz von pflanzlich-tierischen Grenzarten behauptet*⁴⁶, lange ehe die exakte biologische Forschung sie entdeckt hatte. Der Ausspruch von den Koordinaten hat aber eine noch tiefer gehende Bedeutung, denn er zeigt die Gesamtheit aller Substanzen als von dem/selben Gesetz beherrscht und derselben Struktur angehörig wie jede einzelne. Auch im Universum muss jeder Zustand die Folge aller vorhergehenden und der Keim aller zukünftigen sein, muss ein Gesetz den Gesamtverlauf regeln. In einem Augenblicke des Geschehens sind alle Entwicklungen enthalten. Würde er völlig durchschaut, so könnte die Zukunft ausgerechnet werden. Diese Uebereinstimmung im Universum muss im Interesse einer einheitlichen Erkenntnis gefordert werden. Wie aber ist sie zu erklären, da doch jede Monade ihre eignen Inhalte entwickelt und auf ihre besondere Weise und von ihrem individuellen Standpunkte aus die Welt repräsentiert? Wieso fällt die Erkenntnis nicht in eine Unendlichkeit verschiedener Vorstellungsreihen auseinander, die, wenn sie nicht disparat sind, so doch nichts miteinander zu tun <zu> haben brauchen? Das geschieht durch die prae-stabilisierte Harmonie; sie ist also nicht so sehr die Verknüpfung von Leib und Seele – das ist für Leibniz garnicht notwendig, da

* Leibniz, Über das Kontinuitätsprinzip, in: Hauptschriften, Bd. 2, S. 77 [Bd. 1, S. 329].⁴⁵

* Ebd., S. 78 [ebd., S. 329 f.].

sein Begriff der Monade schon beides vereinigt* –<, > sondern der Zusammenschluss aller einzelnen Vorstellungreihen zum Zwecke einer einheitlichen Erkenntnis. Ohne sie wäre keine objektive Naturordnung möglich. Wenn nicht durch ein solches nicht weiter erklärbares Gesetz die Reihen der verschiedenen Bewusstseins und ihre Inhalte zusammengehalten würden, gäbe es nichts als rein subjektive Teilerkenntnisse. Die praestabilisierte Harmonie ist die Lösung, die Leibnizens nicht weniger consequenter Idealismus vor der skeptisch->agnostizistischen Folgerung des Berkeley⁴⁸ voraus hat⁴⁹. Und damit kommen wir zum letzten Punkte des Leibnizischen Systems, zum Reich der reinen Zwecke, dem die Monade ebenfalls angehört, wenn sie unter dem Gesichtswinkel ihrer Produkte<, > Erkenntnis und Religion<, > betrachtet wird. Hier schliessen sich das Wahre und Gute mit dem Schönen zusammen; der Wahrheitsbegriff ist aufs engste mit theologischen Begriffen verbunden, die ihrerseits wieder dem Weltall ein ästhetisches Gepräge geben. Die prästabilierte Harmonie zeigt schon sehr deutlich diesen mannigfachen Charakter; sie ist ihrem Wesen nach erkenntnistheoretisch, ihrer Formulierung nach religiös, ihrem Gefühlston nach ästhetisch. – Beginnen wir mit der reinen Erkenntnistheorie, so fällt zunächst die Scheidung aller Wahrheiten in ewige und zufällige auf. Das Reich der ewigen Wahrheiten oder *vérités de raison*⁵⁰ ist die Mathematik, die Logik und – etwas davon sich unterscheidend – die Moral. Das Reich der zufälligen Wahrheiten oder *vérités de fait*⁵¹ ist das Natur- und Weltgeschehen. Die ewigen Wahrheiten unterstehen dem Satz des Widerspruches und lassen sich bei ihrer Analyse in letzte Einheiten auflösen, wie sich z.B. jede zusammengesetzte Zahl in Primfaktoren auflösen lässt. Die zufälligen Wahrheiten sind von dem Satze der Causalität beherrscht, und ihre Analyse geht bis ins Unendliche zurück. Die ewigen Wahrheiten sind von absoluter Notwendigkeit – ihr Kriterium ist die Unmöglichkeit des Gegenteils; die zufälligen Wahrheiten haben hypothetische Notwendigkeit – ihr Wesen schliesst ihre Existenz nicht ein. Was bedeutet das? / Der Kernpunkt bei dieser eigenartigen Terminologie liegt in dem Begriff der Notwendigkeit;⁵² deutet man diesen, wie wir es getan haben, mit Geltung⁵³,

* Vgl. auch Cassirer, Anmerkung 404 [406], in: Hauptschriften, Bd. 2, S. 272 [S. 65*].⁴⁷

so wird der Sinn sofort offenbar. Die Denkgesetze beanspruchen eine andere Geltung als die Wirklichkeit, die durch sie erst zustande kommt. Diese wird dadurch nicht ursachlos, vielmehr schliesst sich in ihr alles in strenger Folgerichtigkeit an einander. Aber gerade diese wird erst durch den denkenden Geist hineingetragen. Wirklich ist jeder Inhalt des Bewusstseins, der dem Gedanken standhält – dann ist er ein *phenomenon bene fundatum*^{54,55} dann liegt sein Recht und seine Gültigkeit eben in seinem Zusammenhang mit den übrigen Phänomenen, in seiner Unterwürfigkeit unter die Gesetze der Mathematik und der Logik. Er ist real, wenn er eine Ordnung oder Verknüpfung beweist, die den intelligiblen Wahrheiten entspricht. Unter diesen Bedingungen kommt ihm Geltung – eine hypothetische Notwendigkeit – zu. Eine eingeschränkte Gültigkeit haben die *vérités de fait* gegenüber den *vérités de raison*, weil sie den Einzelfall, das spezielle Gesetz, diese aber das Allgemeine und sein Gesetz betreffen. Zufällig aber ist diese Wirklichkeit insofern, als ihrem Inhalt, nicht ihrer Struktur, nach⁵⁶ auch eine andere möglich, d.h. denkbar gewesen wäre. – Das Verhältnis von zufälligen und ewigen Wahrheiten ist der Kernpunkt der Leibniz'schen Logik. Legt man nämlich den Nachdruck darauf, dass der konkrete Inhalt als solcher zufällig ist, dass die sogenannten ewigen Wahrheiten eben durch ihre Unabhängigkeit vom Einzelfall ihre Geltung erhalten, zugleich aber der Einzel/fall denkbar sein muss, bevor er wirklich werden konnte,⁵⁷ so wird es deutlich, dass die ewigen Wahrheiten keine Konkretionen sein können, sondern nichts anders als Gesetze, Beziehungen sind. Die Frage nach Notwendigkeit und Zufälligkeit ist also, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, die nach dem Verhältnis von Einzelfall und Gesetz. Die Notwendigkeit, die der ewigen Wahrheit zukommt, ist die allgemeine Geltung, die dem Gesetz eignet; in ihrer Möglichkeit liegt ihre unumschränkte Anwendbarkeit auf alle Inhalte; sobald etwas wirklich geworden ist, ist es zum Einzelnen individualisiert und auf eine geringere Geltung eingeschränkt. Nun liegt aber, wie schon mehrfach erwähnt, der gesamten wirklichen Welt die Denkbarkeit zugrunde. Es kann nichts wirklich werden, was nicht vernünftig war. Die Anwendbarkeit des Gesetzes auf den

Einzelfall bildet also für Leibniz gar kein Problem; denn Wissen ist für ihn keine induktive Nachbildung eines Gegebenen – selbst eine solche verlangt rationale Hilfssätze, deren Berechtigung die Induktion allein niemals erweisen kann.⁵⁸ – Es gilt nur<,> aus dem Einzelfall das ihm innewohnende Gesetz aufzufinden, dessen Funktion er ist. Funktion, Kraft, Leben, wirkende Einheit, Gesetz sind gleichbedeutende Begriffe, deren Anwendung und Abwandlung in den verschiedenen Gebieten des Wissens wir vorhin verfolgten; die Gesamtheit aller Beziehungen, die den Einzelfall konstituieren und regeln, ist das Reich der ewigen Wahrheiten. Die Logik ist für Leibniz also nichts anderes als die Wissenschaft aller möglichen Abhängigkeitsverhältnisse und qualitativen Beziehungsformen, wie z.B. Raum und Zeit es sind. Auch hier hat die Mathematik das Vorbild geliefert. / Wie in der Zahlenkombinatorik die Mengen aus Einheiten, so sollen in der Logik die zusammengesetzten Begriffe durch Multiplikation einfacher Elemente, nämlich durch Multiplikation von Definitionen und identischen Sätzen nachzuschaffen sein. Diese *ars combinatoria*⁵⁹ oder allgemeine Charakteristik scheiterte aber daran, dass ein zu einfaches Verhältnis (nämlich eben das der Multiplikation) angenommen wurde. Das Verhältnis der ewigen und der zufälligen Wahrheiten aber hat auch noch einen andern Aspekt, denn auf der Eigentümlichkeit, dass der wirklichen Welt eine vernünftige, jedem Inhalt eine Beziehung logisch vorangeht, baut sich die Freiheitslehre Leibniz' auf. Der Geometrie liegt die Arithmetik zugrunde (weil Ausdehnung nur wiederholte Setzung von Einheiten ist), der Dynamik die Metaphysik (weil die mechanisch wirkende derivative Kraft nur eine Ableitung der teleologisch wirkenden primitiven Kraft ist). So baut sich die gesamte Welt der Naturcausalität auf einer Welt der Zwecke auf. Das beruht auf der Leibnizischen Grundkonzeption von einer Unendlichkeit möglicher Welten, die Gott vor dem Akt der Schöpfung als selbständige gegenüberstanden⁶⁰ und von denen er eine ausgewählt und zur Existenz zugelassen hat. Alle diese Weltreihen wären möglich, das heisst denkbar, also <wäre> eine ihrer Struktur nach ebenso gesetzmässig wie die andere. Ist eine von ihnen einmal gewählt, so läuft sie nach unverrückbaren Regeln ihren

Gang. Vorher aber liegt der Akt der Auswahl. Dieser erfolgt nicht willkürlich, sondern Gott ist dabei geleitet von der moralischen Notwendigkeit, die gleichbedeutend ist mit der Welt des Besten. Dieser kann er nicht nur, er muss ihr folgen, da er als unendliche Einsicht das Beste erkennen⁶¹, als unendliche Güte es auch wollen und wählen muss. Alles andere ist noch der Essenz nach möglich, es schliesst keinen Widerspruch ein – Existenz aber entsteht nach dem Prinzip der / Wahl des Besten als zureichendem Grunde. Dadurch ist in die Welt, die bisher rein nach mechanischen Regeln gebaut erschien, ein teleologischer Gesichtspunkt gekommen. Sie hängt aber nicht, wie bei Descartes, mit ihrer Wahrheit und ihren Geltungsansprüchen von einem göttlichen Willensgebot ab, sondern nur der göttliche Verstand ist wahrhaft unbedingt. Der Wille ist der Erkenntnis untergeordnet. Die Ordnungen und Gesetze der Mathematik geben dem Willen Richtung und Bestimmung. Daher tritt auch die Moral als drittes Geltungsbereich der ewigen Wahrheiten an die Seite der beiden andern, und hier schliesst sich unter dem Gesichtspunkt des Zweckes auch der ästhetische Gesichtspunkt dem logischen und religiös-ethischen an. Denn Gottes Erkenntnis ist das Prinzip der Wissenschaft; Gottes Wille und Wesenheit ist das Prinzip der Dinge. Sein Wille ist die Güte, seine Wesenheit die Vollkommenheit oder Schönheit. Güte und Schönheit werden also Erkenntnisprinzipien. Wenn die Forderungen der Erkenntnis befriedigt werden, sprechen wir von Güte, Schönheit, Gott, Vorsehung, Ordnung. „Die Prinzipien der Physik aber und somit auch die der Mechanik können selbst nicht weiter aus Gesetzen von mathematischer Notwendigkeit abgeleitet werden, sondern bedürfen zu ihrer Begründung letztlich des Hinweises auf die höchste Intelligenz: hierin liegt die echte Versöhnung zwischen Glauben und Vernunft.“* Wir können hinzufügen: zwischen Teleologie und Causalität. Zwischen Gott und dem Nichts (dem absolut tätigen und dem absolut leidenden Prinzip) liegt nun eine Unendlichkeit von Zwischenstufen. Jeder endliche Geist ist also nach Massgabe seiner Spontaneität und Bewusstheit ein mehr oder minder treues Abbild des Höchsten. Er kann die bedingt freie Wahl Gottes wie/derholen. Seine eignen Normen der Erkennt-

* Leibniz, Über das Kontinuitätsprinzip, in: Hauptschriften, Bd. 1, S. 93 [S. 69 f.].

nis, des Zwecks und des Schönen schliessen sich im Begriff Gottes zu der feierlichen Harmonie des Weltalls zusammen. Der Glaube an ihn ist der Glaube an ihre Verwirklichung. Die Wahl des Besten, die jeder Schöpfung zugrunde liegt, bedeutet nichts anderes als die moralische Gewissheit, dass die causal-gesetzlich ablaufende Natur einer Annäherung an die sittlichen Normen entgegengeht. Die Aufgabe des Ich ist das Streben nach immer neuen Vollkommenheiten. /

Lessings Aesthetik.

Das Problem des Notwendigen ist zentral für das Leibniz->sche System. Es schien mir deshalb aber auch geeignet als Angriffspunkt, um die innere Verwandtschaft dieses Systems mit den Grundanschauungen Lessings darzustellen. Tiefer allerdings als Uebereinstimmungen der Meinung liegt eine Wesensähnlichkeit der beiden Persönlichkeiten, die auf den ersten Blick hinter den Fassaden des konziliananten Staatsmannes und des eifernden Reformators, Gelehrten oder Kritikers nicht zu vermuten ist. Was sie gemeinsam haben, das sind letzte menschliche Stellungnahmen; wenn Lessing von Leibniz etwas übernommen und umgebogen hat, so geschieht das auf Grund seines Temperaments, seiner Stellung in der Zeit, seiner Aufgabe. Im wesentlichen wird die konkrete Bedeutung zu verfolgen sein, die Leibniz->sche Grundbegriffe für die Auffassung der Kunst, für die Begründung der ethischen Gesetze, für die Gestaltung der Sozial-<,> Rechts- und Geschichtsphilosophie gewinnen.

In der Kunsttheorie kann Lessing schon auf die Tradition einiger Jahrzehnte zurückblicken. Ich greife die wichtigsten Daten heraus. Die Franzosen liefern im Bestreben um eine objektive Ästhetik, die mehr sei als die bloße subjektive Feststellung eines Geschmackes, zwei Begriffe. Dubos⁶² geht auf das künstlerische Erleben hinaus und verlegt das Wohlgefallen am Schönen in die Erhöhung der „Daseinsgefühle“, des Realitätsbewusstseins; dieses Prinzip ist formal und frei genug von jedem speziellen Inhalt, dass es wohl eine allgemeine Charakterisierung der künstlerischen Wirkung bedeuten / kann. Batteux⁶³ geht auf die Gegenstände der Kunst aus; keine psychologische Erhebung über die Wirklichkeit, sondern eine sachliche wird angestrebt und dabei für das Mittel zur Erreichung dieses Zweckes die Formel gefunden: die Kunst sei Nachahmung der schönen Natur. Er ahnt schon etwas von dem Verhältnis der poetischen Welt zur realen, wenn er sagt, dass die Kunst das Wahre als wirklich daseiend darstelle. Die deutsche und englische Aesthetik vertieft die psychologische Grundlegung, aber nicht nach der Seite des Genießenden, sondern nach der Seite des Schaffenden hin. Denn wenn für Baumgarten⁶⁴ die

Aesthetik auch noch eine Logik der unteren Erkenntnisvermögen sein soll und eine *ars pulchre cogitandi*⁶⁵, so gebührt ihm doch das Verdienst, auf die unteren Seelenkräfte, Sinne und Phantasie, und auf ihre Bedeutung für das Schöne erstmalig und mit Nachdruck hingewiesen zu haben. Auch ist ihm die Schönheit keine Bestimmung am Gegenstande, sondern sie beruht auf der Vollkommenheit der sinnlichen Erkenntnis. An diesen Hinweisen wird fortgebaut, und die Spekulation gelangt über Hutcheson⁶⁶, der die Rolle der Phantasie hervorhebt und abgrenzt, und Shaftesbury⁶⁷, der dem psychologischen Ursprung der Idee des Schönen nachgeht, zu Joh. Ad. Schlegel⁶⁸, der mit Sicherheit die Wesenheit der Kunst in den künstlerischen Menschen verlegt: sie ist nicht Nachahmung der wie immer gearteten Natur, sondern sinnlicher Ausdruck innerer Empfindung, freie Schöpfung der sinnlichen Einbildungskraft. Wie in ein ungeheures Sammelbecken münden alle Wissensströme / seiner Zeit in Lessing, und jede seiner Äußerungen ist ein eigentümliches Produkt von Begriffen, die der Zeit angehören, und dem unverkennbaren Stempel, den sein Geist ihnen aufdrückt. Er gibt allen diesen Theorien ein Leben und einen Inhalt, deren Herkunft aus Leibniz<'>schen Gedankengängen unverkennbar ist, die aber auch die charakteristische Umbildung Lessings erfahren haben. Unter den drei Gesichtspunkten des Betrachtenden, des Dargestellten und des Schaffenden geht die Forschung weiter mit dem Bestreben, diesen höchst subjektiven Komponenten des künstlerischen Akts allgemeine Geltung, mithin Notwendigkeit zu verleihen. Wie soll dies bei dem Zusammenwirken zweier Individualitäten, des Kunstfreudigen und des Künstlers, möglich sein? Hier tritt der Begriff der Monade ein. Und was das Dritte, das Dargestellte<,> betrifft, so schien es in der naiven Theorie des Batteux zwar objektiv genug, aber das spätere Geschlecht hatte längst die Mehrdeutigkeit des Adjektivs „schön“ erfahren, und auch die Natur erschien nicht mehr unveränderlich. Hier muss also das einsetzen, was ich vorhin die Stabilisierung der subjektiven Welt nannte.⁶⁹ Gegenstand der Kunst sind Natur und Geschichte. Ihre individuellen Wahrheiten bilden eine unendliche Reihe, die dem Satz der Causalität entsprechend gebaut ist. Dem höchsten Wesen ist

diese Reihe logisch durchsichtig, denn sie könnte nicht zur Existenz zugelassen worden, nicht wirklich geworden sein, wenn sie nicht möglich, d.h. logisch denkbar wäre. Dem endlichen Verstand aber, der sie nicht in ihrer Ganzheit, sondern der nur einen Teil übersieht, erscheint sie irrational und darum / trotz ihrer Wirklichkeit zufällig. Diese eigentümliche Leibniz->sche Terminologie bleibt so lange unverständlich, als man sich nicht klar macht, dass eine gedachte Tatsache vom Standpunkt des logischen Zwanges aus notwendig ist, während sie als möglich bezeichnet werden kann, wenn man ihr Verhältnis zur realen Welt ins Auge fasst. Finden sich die beiden Bestimmungen <„>notwendig<“> und <„>möglich<“> an ein und demselben Gegenstande, so können andererseits auch ihre Gegenteile, nämlich <„>zufällig<“> und <„>wirklich<“> identifiziert werden. Immerhin kann eine wirkliche Tatsache im Grunde garnicht zufällig sein, denn sie muss logisch notwendig sein, um durch den Akt der göttlichen Schöpfung aus dem möglichen in den wirklichen Zustand eintreten zu können. So bildet den Hintergrund der wirklichen Welt die Möglichkeit, das ist logische Denkbarkeit; die Wirklichkeit selbst aber erscheint dem menschlichen Verstande zufällig, weil statt der tatsächlichen individuellen Verkörperung auch eine andere denkbar und möglich gewesen wäre. Allerdings bedingt auch die Entwicklung nach dem Causalzusammenhang eine Notwendigkeit, die aber im Gegensatz zu der des logischen Gedachtwerdenmüssens eine hypothetische ist. Der methodische Gegensatz zwischen Vernunft und Erfahrung erscheint hier, den Dingen selbst anhaftend, ins Metaphysische hinausgespielt; zugleich ist er in einer psychologischen Wendung gleichbedeutend mit dem zwischen Spontaneität und Rezeptivität⁷⁰. Durch diese Gleichsetzung bietet die Genesis der Dinge und Verhältnisse zugleich / die Art ihres Erkenntnens. Die ewigen Wahrheiten der Mathematik, Moral und Logik existieren mit unbedingter Notwendigkeit; sie werden mit dem Bewusstsein ihrer Notwendigkeit vom rationalen Verstand vollkommen erfasst. Das kommt daher, dass sie einmalig und keine andern denkbar sind, die an ihrer Stelle als ebenso möglich hätten existieren können. Anders verhält es sich mit den Gegebenheiten des tatsächlichen Gesche-

hens. Der wirklich gewordene Causalzusammenhang ist nicht der einzig denkbare. Neben ihm existieren im Bewusstsein, im Verstande Gottes noch eine Anzahl anderer, die in sich ebenso geschlossen zusammenhängen wie der wirkliche und ebensogut in die Erscheinung hätten treten können. Wenn also seine einzelnen Glieder auch lückenlos zusammenhängen, als ganzer ist er zufällig. Zufällig wenigstens für den menschlichen Verstand, der den Grund seines Geschaffenwerdens nicht zu erkennen vermag. So wird der causalen Welt des Geschehens eine Realität geringeren Grades zuerteilt als der gedachten der Erkenntnisse – eine Auffassung, die der Entstehung einer aesthetischen Welt als einer wirklich-unwirklichen sehr günstig scheint. Die gedachte Welt hat nämlich den Vorzug der Wahrscheinlichkeit; das ist mehr, weil allgemeiner, als wahr. Die poetische Welt muss auch wahrscheinlich sein, auch wo sie nicht wahr sein kann noch <zu sein> braucht; sie ist daher verwandt mit der notwendigen Welt der philosophischen Erkenntnis. – Diese gedanklichen Grundlagen sind bei Lessing nirgends klar ausgesprochen. Sie können aber rekonstruiert werden, wie / das einheitliche weisse Licht aus den gebrochenen Farben seines Spektrums. Nur der praktische Einzelfall veranlasst Lessing zu Aeusserungen, und er spricht sich nur soweit aus, als dieser reicht. Erst wenn man diese durch die Gelegenheit modifizierten Aussprüche zusammenhält, kann man aus ihnen eine Einheit erkennen. – Wie der Begriff der absoluten Notwendigkeit bei Lessing wiederkehrt, bleibt einer Untersuchung seines gesamten Weltbildes, seiner Religions-,> Moral- und Geschichtsphilosophie überlassen. Für die Aesthetik bildet nur der der hypothetischen Notwendigkeit ein Problem. Die Kunst hat es nur indirekt mit den ewigen Wahrheiten, unmittelbar dagegen mit tatsächlichen Wahrheiten zu tun, die in ihrer Realisation immer ein Individuelles darstellen. In der Batteux'schen Formel der Nachahmung der schönen Natur, von der Lessing ausgeht, liegt ohne weiteres keine andere Forderung als die der Wiedergabe dieses Individuellen. Dieses aber ist für die eben dargelegte Anschauung nur hypothetisch notwendig, d. h. zufällig. Und das Problem ist also dies, dass damit der Nachahmungstheorie die Möglichkeit dessen entzogen wird, was sie anstrebt:

ein objektives Prinzip der Kunst. Wie kann 1) das Individuelle als bloss Zufälliges Gegenstand der künstlerischen Darstellung werden, ohne dass ein Hinweis auf den Verstand Gottes, der in der Kunst keine Rechtfertigung gäbe, nötig wäre, und ohne deshalb doch zufällig zu wirken? Und wie können 2) der Kunst objektive Prinzipien oder Gesetze zugrunde liegen, da doch ihr Gegenstand auf keine solchen Anspruch machen darf? Ist 3) bei der Zufälligkeit des Dargestellten überhaupt / eine allgemein gültige Aesthetik möglich? Die Lösung der ersten Frage geht darauf hinaus, dem Individuellen eine mehr als scheinbare Realität zuzusprechen. Lessings Denken hat die Voraussetzung der logischen Beschaffenheit alles Seins. Als notwendig erscheinen lassen⁷¹ heisst vor dem Verstande Geltung verschaffen.⁷² Also gilt es, auch das Individuelle als logisch und darum notwendig zu erkennen. Die Auffassung der Monade als Entelechie, die durch ihre Zulassung zur Existenz allerdings in ihren Folgen empirisch endgiltig bestimmt ist, reicht nicht aus, da metaphysisch auch ein anderes Individuum möglich gewesen wäre. Aber anderes lag esoterisch schon in der Leibniz->schen Anschauung, was über die nur hypothetische Notwendigkeit des Tatsächlichen hinausdeutete. Das ist zuerst die logische Erfassung der Qualität der Substanz, die sich nicht anders als in unendlich vielen Individualitäten äussern kann. Nach Descartes konnte nur die Quantität, die Ausdehnung, begrifflich erfasst werden. Die Qualität, das ist das spezifisch Individuelle, war sekundär und gehörte in das Gebiet der trügerischen Sinne. Dieses Verhältnis wird bei Leibniz direkt umgekehrt. Qualität ist das begrifflich Fassbare, das, was für sich allein in seiner individuellen Besonderheit erkannt wird, Quantität das sinnlich Gegebene, das nur durch Gegenüberstellung oder durch Vermittlung erkennbar ist. In der Qualität liegt immer das Individuelle; um das Individuelle auszuschalten, musste Descartes der Qualität ihre Bedeutung nehmen und sie als sekundär darstellen; um dem Individuellen / seine Würde wiederzugeben, musste es nach dem Postulat der durchgängigen Verständlichkeit des All logisch begreifbar gemacht werden. Diese Auffassung drückt sich zunächst in Leibniz' mathematischen Schriften aus; ich erinnere an das vorhin Gesagte über seine Bevorzugung der

Geometrie⁷³, als hinzielend⁷⁴ auf die Art und Ordnung ihrer Objekte, gegenüber der Algebra, die auf Zahl und Grösse ausgeht; an seine Analysis der Lage, wo anstelle der algebraischen Relation der gewöhnlichen analytischen Geometrie das Verhältnis der Kongruenz, also die Uebereinstimmung der Art nach, gesetzt wird. Ein Resultat dieser Auffassung ist der Versuch, die Erscheinungen restlos durch eine Zerlegung in ihre logischen Elemente, durch die *ars combinatoria*, auszudrücken, denn diese Elemente müssen natürlich die individuelle Besonderheit des Ganzen an sich tragen. Die sinnliche Erscheinung ist der notwendige Ausdruck des dahinter liegenden Geistigen, der Monade, die sich ihren Körper schafft, <sie ist> also auch einmalig bezeichnend für sie. Das Aeussere ist das „Zeichen“ für das Innere, und zwar so, dass nicht das Zeichen mit dem Bezeichneten an und für sich übereinstimmt, sondern dass der Verknüpfung hier eine analoge Verknüpfung dort entspricht.⁷⁵

Bei dieser Versinnlichung des Geistigen ist wesentlich das Moment der Zeit. Das Subjekt kann zu nichts werden, was es nicht im logischen Sinne schon ist – aber seine Eigenart kann sich auch nur in diesem Augenblick verwirklichen; nicht nur seine Anlage ist wesentlich, sondern auch die Bedingungen ihres Hervortretens. Bei Descartes und Spinoza ist die Zeit / die zufällige Form der Dinge, von der es sich „unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit“⁷⁶ freizumachen gilt; für Leibniz ist sie, da er sie ja als reine Ordnung, <als> einen Inbegriff von Beziehungen ansieht⁷⁷, die Bedingung, unter der allein das Sein erscheinen kann. Mit der ursprünglichen Kraft sind sowohl ihre Folgen, als auch der Zeitpunkt ihrer Realisation gegeben. Durch die Identität des Subjekts aber, die wir mit dem Ausdruck „Kraft“ bezeichnen, wird eine Reihe von Veränderungen zur Entwicklung. Und damit kommt ein drittes Moment zur Geltung, der Gedanke des Kontinuitätsgesetzes, unter dem das Sein steht. Es gibt keine Lücke, weder in der Stufenfolge aller Monaden, noch in der Entfaltung jeder einzelnen. Dieser Gedanke wirkt auf allen Gebieten. Die mathematische Entdeckung der Infinitesimalrechnung war einerseits durch eine prinzipielle Forderung des Denkens bedingt; andererseits befähigte sie zur Uebertragung des Kontinuitäts-

gedankens auf das gesamte Weltgeschehen. Die „Vorstellungen“ der Monade, die durch ihren Doppelsinn (einmal Reproduktion von Wahrnehmungen, zweitens aber auch Symbolisierung) das individuelle Bewusstsein zum mehr oder minder treuen Spiegel des Universums machen, unterliegen ebenfalls diesem allgemeinen Gesetz der Erkenntnis. Ist also – wie bei Lessing – durch die Betonung des Vorstellungsverlaufes im Bewusstsein überhaupt das Auge auf Psychologisches hingelenkt, so ist durch das Kontinuitätsgesetz zugleich die Art ihres Ablaufs⁷⁸ gekennzeichnet. Diese drei Faktoren also, die logische Erfassung der Qualität, die Einführung des Zeitbegriffes und der Gedanke der / Kontinuität scheinen mir im Grunde – entgegen dem wörtlichen Ausdruck – bei Leibniz schon die Erkenntnis von der mehr als hypothetischen Notwendigkeit individuellen Seins vorzubereiten. Bei der Erfassung eines gesamten Systems durch einen kongenialen Geist wirken solche Momente, verschiedenen Gedankengängen entnommen, aber denselben geistigen Komplexen entstammend, umwandelnd wieder auf Einzelheiten des Systems zurück, sodass diese sich im Geiste des Aufnehmenden (abgesehen von dessen persönlichen Zutaten) anders darstellen, als sie ausgesprochen und niedergelegt sind. In diesem Sinne kann man sagen, dass Lessings Begriff der Notwendigkeit, in bezug auf die tatsächlichen Wahrheiten, den des Leibniz weiterbildet. Allerdings sind auch für Lessing die Tatsachen des mechanischen Geschehens an Gewicht und Geltung keineswegs mit den Denknotwendigkeiten der ideellen Gebiete zu vergleichen, und auch psychologische Tatsachen sind *vérités de fait*⁷⁹. Als Spiegel des Ewigen aber beansprucht die an sich zufällige Monade Beachtung. Und richtet sich nun das Auge auf sie und ihre individuellen Besonderheiten, so entdeckt es in ihr dieselben Gesetze, nach denen das Universum gebaut ist. So besteht im Individuellen eine Welt, die dem Sein nach weniger Bestimmtheit hat, dem Bau und der Funktion nach aber dieselbe Geltung beansprucht wie die gedachte; dem Inhalt nach zufällig und individuell, der Konstitution nach notwendig und objektiv:⁸⁰ so betrachtet sind in der Natur schon die beiden Forderungen der Aesthetik vorgebildet. Nun aber setzt die Lessing'sche Deutung der Batteux'schen Formel ein. Nach-

ahmung / der schönen Natur bedingt schon ein gewisses Auswahlprinzip, das darin bestehen sollte, das Wahre als wirklich daseiend darzustellen. In diese letzte Schale nun giesst Lessing neuen Wein. Wahr ist das, was<,> von den Zufälligkeiten des Individuell-Natürlichen befreit, seine Gestaltung nach dem Gesetz der Denknöwendigkeiten beweist. Stellt die Kunst nun den so verstandenen Naturgegenstand dar, so folgt sie selbst denselben Gesetzen, und ihre Zusammenfassung bildet eine objektive Aesthetik. So fallen die drei Fragen zusammen: mit der Objektivierung ihres Gegenstandes entstehen der Kunst selbst objektive Gesetze. Der eindeutigen Verknüpfung von Zeichen und Inhalt entsprechen die individuellen Mittel der verschiedenen Künste. So gilt es auch, die Zeichen, deren sich die Künste bedienen, nach deren spezifischer Eigenart festzulegen, die Grenzen zwischen Poesie und Philosophie, Dichtkunst und Geschichtsschreibung zu bestimmen, die Begriffe der Fabel, des Epigrammes eindeutig zu umreißen.⁸¹ Von hier aus ist es nur ein Schritt zu Lavaters Physiognomik⁸² und dem Freiheitsbegriff in Schillers Theosophie des Julius⁸³. Jede Wirklichkeit ist aber wesentlich mit den zeitlichen Bedingungen ihrer Realisation verknüpft, das Individuum in seiner bestimmten Einmaligkeit durch seine räumliche und zeitliche Stellung im Kosmos bedingt und also aus ihr nur zu verstehen. Es gilt daher, es in seiner geschichtlichen Eigenart zu begreifen, alle Erscheinungen unter dem Gesichtspunkt der Zeit ihres Hervortretens zu betrachten. Religion und Kunst, innerhalb dieser Aristoteles und / Shakespeare<,> sind Komponenten des geschichtlichen Prozesses in seiner Gesamtheit, Dogmen und Regeln sind historisch bedingt und gelten in ihrer bestimmten Form nur für den Zeitpunkt, zu dem sie konzipiert sind.⁸⁴ Gemeinsam aber ist den verschiedenen Verwirklichungen und künstlerischen und religiösen Allgemeinheiten ihre Zugehörigkeit zu den ewigen Wahrheiten, die sich nur hinter der historischen Einkleidung verbergen. So ist die Aufgabe der Kunst die Darstellung des Natürlichen, soweit⁸⁵ es notwendig im strengen Sinne des Gedachtwerdenmüssens ist. Dabei aber ist es möglich, da das Tatsächliche nur die sekundäre Geltung des Einzelfalles hat, vom Gang der Geschehnisse zugunsten einer gleich denkbaren Ordnung abzuweichen;

es kommt darauf an, welche die notwendige Grundform alles Geschehens am klarsten zum Ausdruck bringt. Die Tatsachen werden gering geschätzt gegenüber andern, ewigen Wesenheiten. Auf diesen Grundlagen nun,⁸⁶ besonders auf den Menschen als Schaffenden, Dargestellten und Aufnehmenden bezogen, baut sich lückenlos Lessings ganze Theorie des Dramas, der wichtigste Teil seiner Aesthetik<,> auf; dies sind die Instrumente, die ihm beim Herangehen an die einzelnen Gelegenheiten und Materien bereit stehen und durch deren Anwendung diese die nun vorliegende Form erhalten. Ich möchte in den Mittelpunkt seiner Aeusserungen den Satz stellen: „Dem Allgemeinen kommt in unserer Einbildungskraft eine Existenz zu, die sich zu der realen Existenz des Einzelnen wie das Wahrscheinliche zum Wahren verhält.“* An anderer Stelle* aber wird das Allgemeine direkt / zuerst mit dem Notwendigen, sodann mit dem Wahrscheinlichen gleichgesetzt.⁸⁷ Diese Aussprüche enthalten einerseits in nuce die ganze Basis, und aus ihr⁸⁸ lassen sich andererseits die Begriffe Genie, historische Wahrheit, Motivation, kurz alle Grundbegriffe der Lessingischen Aesthetik entwickeln. Das Allgemeine, Notwendige, Wahrscheinliche hat, abgesehen von seiner realen Existenz, die ihm zukommen oder nicht zukommen kann, eine Existenz in unserer Einbildungskraft, d. h. in unserer Erkenntnis, die nicht das Phantasiegebilde eines Einzelnen ist. Mit andern Worten:⁸⁹ es hat eine höhere Geltung. Eben dieselbe höhere Geltung hat das Wahrscheinliche dem Wahren, das ist⁹⁰ Wirklichen<, > gegenüber. Was wahr scheint, kann möglicherweise auch wirklich werden, ist also eine von jenen gleich denkbaren Ablaufsreihen des Geschehens, wie sie nebeneinander im Bewusstsein Gottes existieren<, > und bedeutet gerade wegen seiner grösseren Freiheit dem einmalig in seiner Besonderheit festgelegten Fall gegenüber einen Zuwachs an Geltung. Dass diese Existenz im Bewusstsein Gottes⁹¹ oder<, > was dasselbe heissen will, in unserer Einbildungskraft gleichbedeutend ist mit seiner Konstitution nach bestimmten Gesetzen, ist schon gesagt worden⁹²; je mehr diese gesetzliche Form zum Ausdruck kommt, desto mehr überzeugt uns ein Geschehen, desto notwendiger wirkt es, desto wahrscheinlicher ist es, desto allgemeinere Geltung verschafft es sich.

* Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 92. Stück, LM 10, S. 173.

* Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 89. Stück, LM 10, S. 161.

Dieser „Schein“ ist kein anderer als die poetische Illusion; das, was ihn hervorruft, ist Gegenstand der Kunst. Er muss also das Geschehen darstellen, indem er / sich zugleich von ihm entfernt. „Die dramatische Nachahmung soll die Mitte zwischen Leben und Phantasie halten.“⁹³ Wie wird nun dieses Notwendige und Wahrscheinliche durch den Künstler im Einzelfall dargestellt? Es wird dargestellt durch einen Schöpferakt, der dem Gottes analog ist, wenn er aus den vielen möglichen Welten seines Bewusstseins eine zur Wirklichkeit gelangen lässt. Der Künstler, dem dieses gelingt, ist das Genie. An diesem Begriff kann man den Fortschritt sehen, den Lessing über die zeitgenössische Aesthetik hinaus tut. Batteux hatte das Verhältnis des Künstlers zur Natur betrachtet; Joh. Ad. Schlegel, bei dem sich ja auch das Wort Genie findet, <hatte> in einer psychologischen Zergliederung des künstlerischen Schaffens die Beschaffenheit des Künstlers zu definieren versucht; Lessing legt das Verhältnis des Künstlers zum Kunstwerk fest und gelangt dadurch zu einer Gesetzmässigkeit. Das Genie ist eine Analogie Gottes nicht nur im psychologischen Akte des Schaffens, sondern auch und vor allem im Resultat. Es stellt in einem gesetzmässigen Akt eine Welt aus sich heraus, die eine höhere Notwendigkeit beanspruchen kann, als die des einzelnen Falles, den es nur scheinbar darstellt. Es ändert seinen Gegenstand nicht dem Grade nach, indem es ihn nur lebhafter, eindringlicher, glaubwürdiger darstellt, sondern der Beschaffenheit nach; der Gegenstand gehorcht nur den Gesetzen, die die Wirklichkeit niemals rein zum Ausdruck bringt. „Die Charaktere müssen zu einer andern Welt gehören können als der wirklichen; zu einer Welt, deren Zufälligkeiten in einer / andern Reihe folgen, aber doch zu eben der allgemeinen Wirkung des Gutes abzuweichen, kurz, zu der Welt eines Genies, das (es sei mir erlaubt, den Schöpfer ohne Namen durch sein edelstes Geschöpf zu bezeichnen), das, sage ich, um das höchste Genie im Kleinen nachzuahmen, die Teile der gegenwärtigen Welt versetzt, vertauscht, verringert, vermehrt, um sich ein eignes Ganze daraus zu machen, mit dem es seine eignen Absichten verbindet.“⁹⁴ Es sondern sich also das künstlerische Subjekt in seiner Schaffens-tätigkeit und das künstlerische Objekt. Der Künstler ist in sei-

* Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 34. Stück, LM 9, S. 325.

nem Schaffen nicht an Regeln gebunden. Im Gegenteil werden aus ihm erst die Regeln abstrahiert. Wie ist das zu verstehen? Lessing scheint einmal eine unbedingte Freiheit des Schaffens, ein andermal die Existenz von allgemeinen Regeln und Prinzipien anzuerkennen. Die Lösung liegt in dem eigentümlichen Verhältnis zum Gesetz, das Lessing dem Genie zuerkennt.⁹⁵ Es ist frei von äusseren Regeln, aber es steht unter einem inneren Gesetz. Indem es diesem folgt, ist es zugleich frei und gesetzmässig:⁹⁶ frei in seinem subjektiven Empfinden, gesetzmässig in seinen Leistungen. Seine Kunstwerke lassen dieses Gesetz erkennen, und aus ihnen können daher die Regeln abgeleitet werden, die dieses Gesetz gleichsam in seine Elemente zerlegen. Werden die Regeln aber im Verlaufe der historischen Entwicklung wieder zu seelenlosen Vorschriften, die ihre Herkunft aus dem lebendigen Quell des immer neu gebärenden Gesetzes nicht mehr erkennen lassen, so dürfen sie nicht, / so müssen sie zerbrochen werden. So hat Shakespeare die Regeln zerbrochen, die Aristoteles aus den Schöpfungen der griechischen Tragiker abstrahiert hatte, denn sie waren im Laufe der Zeit unter der Handhabung der Franzosen aus dem schöpferischen Gesetz zu leerem Zwang geworden.⁹⁷ Was ist nun dieses innere Gesetz, unter dem der Künstler steht, nach dem er schafft⁹⁸ und das sich in seinem Werk zeigt? Lessing fasst es in die Ausdrücke: Absicht und Uebereinstimmung, „die vom Genie unbedingt zu fordern sind, wenn anders es verlangt, von uns im Lichte eines solchen betrachtet zu werden.“⁹⁹ Nicht das Erdichten, sondern das zweckmässige Erdichten beweist den schöpferischen Geist.¹⁰⁰ Man hat an diesem Punkte eingesetzt, um die rationalistische Färbung des Lessing<'>schen Geniebegriffs zu erweisen.^{*101} Wie mir scheint, mit Unrecht. Mir scheint in dem Ausdruck „Absicht“ weniger die bewusste Wahl des Weges betont zu sein, auf dem ein Ziel erreicht wird (darauf geht die ganze Fragestellung garnicht aus)<,> als der psychische Weg selbst bezeichnet zu werden, der – bewusst oder intuitiv, das sei dahingestellt – zur Erreichung des Zieles beschritten werden muss. Es gilt<,> aus der verwirrenden Fülle, die die Notwendigkeit der Einzelgeschehnisse nicht klar erkennen lässt, auszusondern, und zwar nach zwei Seiten hin: der Dichter muss die Wirklichkeit

* Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 34. Stück, LM 9, S. 325.

* Sommer, Geschichte der deutschen Psychologie und Aesthetik, S. 189.

erweitern, denn sie stellt <sich> nicht lückenlos dar; er muss sie verengen, denn es hat im Ganzen manches Sinn, was im Ausschnitt des Dramas keinen hätte. Die Verschlingung aller Fäden in der Natur, die / Durchkreuzung, der Wechsel in ihr sind ein befriedigendes Schauspiel nur für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genusse teilnehmen zu lassen*, wurde ihnen das Vermögen gegeben, Schranken zu setzen, die in der Wirklichkeit nicht da sind, das Vermögen<, > auszusondern und die Aufmerksamkeit nach Gutdünken leiten zu können. Dies Vermögen ist notwendig zur Beherrschung des Vielerleis der Empfindungen, die in jedem Augenblicke auf uns einströmen. Es würde ohne es kein Leben geben. Die Kunst nun überhebt uns der Mühe, selbst diese Schranken zu setzen<, >¹⁰² und lässt uns so an dem Vergnügen des zuschauenden unendlichen Geistes teilnehmen.¹⁰³ „Alles was wir in der Wirklichkeit auszusondern wünschen würden, weil es die Durchsichtigkeit ihres Zusammenhanges verdunkelt, das sondert die Kunst wirklich ab und gewährt uns diesen Gegenstand oder die Verbindung von Gegenständen so lauter und bündig, als es uns nur immer die Empfindung, die sie erregen soll, verstatet.“¹⁰⁴ Man sieht an diesem Punkte besonders deutlich, wie weit entfernt Lessings Kunstideal von jenem Naturalismus ist, den die Formel „Nachahmung der Natur“, wenn diese zufällig ist, zu fordern scheint.¹⁰⁵ Hier liegt also das Auswahlprinzip, dessen Inhalt das Wort <„>schön<“> in der Batteux'schen Theorie leer liess. Eine Absicht, ein Absehen auf etwas, eine Blickrichtung wird gefordert. Auch bei jeder Erkenntnis ist diese Auswahl nötig, denn der endliche Geist kann nicht die Dinge in ihrer Gesamtheit erkennen. Sie ist bedingt durch den Standpunkt der / Monade im Kosmos und ihre daraus folgende Ansicht dieses Kosmos. Dieser bei der Erkenntnis unwillkürliche Gesichtspunkt wird in der Kunst durch Auswahl erzeugt. Die Kunst liefert eine ästhetisch bedeutsame Erkenntnis. Sie lässt wie diese die Struktur erscheinen, die den Dingen zugrunde liegt¹⁰⁶ und die das Geschehen in seiner naiven Form verhüllt. „Die Absicht der Poesie ist philosophischer als die der Geschichte,“¹⁰⁷ weil sie auf eine klarere Erkenntnis ausgeht. Was nun dargestellt werden darf, richtet sich darnach, ob und inwie-

* Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 70. Stück, LM 10, S. 82.

fern es diese Struktur klarlegt. Greuelthaten dürfen dargestellt werden, wenn sie planmässig sind¹⁰⁸, auch Geisterscheinungen, sofern sie wie natürliche Geschehnisse betrachtet werden und dadurch auf unsere Empfindungen wirken können¹⁰⁹; das Wunder aber muss ausgeschaltet werden, „so überzeugt wir auch immer von den unmittelbaren Wirkungen der Gnade sind.“^{*110} Denn selbst dem höchsten Wesen ist es weit anständiger, wenn es zur Bestrafung der Bösen keiner ausserordentlichen Wege bedarf und diese in die ordentliche Kette der Dinge mit einflieht^{*111}. Das heisst, von dem exoterischen Ausdruck befreit, folgendes: das Wunder an sich gehört nicht zur inneren Struktur. Gott greift zum Wunder, wenn er uns eine Erkenntnis übermitteln will, die unserm Verstande noch nicht zugänglich ist. Wir halten für ein Wunder das, von dem wir nicht alle causalen Wurzeln oder logischen Bedingungen kennen. Für uns erscheint etwas wunderbar, doch das ist eben eine der Abweichungen von der reinen Form, mit der die Wirk/lichkeit uns trägt. An sich ist nichts wunderbar, und in die Darstellung des inneren Wesens gehört das Wunder nicht. Das wahrhaft Wunderbare, d.h. Staunenswerte, ist im Sinne des <„>Nathan<“> in den natürlichen Gang der Ereignisse verlegt.¹¹² Das „Mischspiel“ Lopedevga<’>scherundShakespeare<’>scher Herkunft, das Diderot zur Ausbildung und Blüte gebracht hatte, d.h. Stücke, die zu gleichen Teilen Tragik und Komik enthalten, werden verurteilt, weil sie zu viel das tatsächliche Geschehen, wie es sich ohne „Absicht“ abspielt, und allzu wenig die Natur unserer Empfindungen beachten.¹¹³ Begebenheiten, die die Haupthandlung durchkreuzen, müssen ausgeschaltet werden¹¹⁴<,> und vor allem darf der Zufall keine Rolle spielen, denn er ist wie das Wunder nur eine Erscheinungsform der Dinge und kommt ihnen nicht wesentlich zu¹¹⁵. Hiermit ist auch die Stellung zur historischen Wahrheit gegeben, deren Erörterung in der <„>Hamburgischen Dramaturgie<“> einen so breiten Raum einnimmt¹¹⁶. Die Wahrheiten der Geschichte sind zufällig, d.h.<,> sie unterstehen keiner anderen Geltung als die Begebenheiten des täglichen Lebens; auch aus ihnen muss also erst die Struktur herausgeholt, < muss > das Gesetz ihres Seins sichtbar gemacht werden. Sie können darum den Dichter nicht mehr interessieren, als sie einer

* Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 2. Stück, LM 9, S. 188.

* Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 12. Stück, LM 9, S. 231.

wohleingerichteten Fabel ähnlich sehen,^{*117} mit der er seine Absichten verbinden kann. Damit sind sie für die poetische Darstellung auf eine Stufe gerückt mit den Erzeugnissen der Phantasie, die ihren Gegenstand aus dem täglichen Geschehen genommen haben. Findet er eine Fabel in der Geschichte, die ihm zur Darstellung / des Gesetzes dienlich scheint, so mag er sie benutzen; sie darf ihm aber nie mehr als Mittel zum Zweck werden. Es kommt nicht darauf an, darzustellen, was geschehen ist, sondern wie es geschehen musste.¹¹⁸ Wichtiger als Fakta ist die Schilderung von Sitten, da sie den Menschen in die für ihn bedeutsame Zeit hineinstellt. Das Wichtigste¹¹⁹ aber ist der Charakter¹²⁰, denn er ist der Träger des Gesetzmässigen. Unter diesen Umständen wird das Kunstwerk eine Theodizee, denn erst, wenn die wirkliche Welt durch eine mögliche ersetzt wird, kommt ihre reine Gesetzmässigkeit zum Ausdruck, wird die logisch-teleologische Grundform des Wirklichen zum Ausdruck gebracht und so auch dem sonst unerklärlichen Uebel seine Stelle im Kosmos angewiesen. Ein Ereignis, das Jammer und Grauen erregt, soll nicht dargestellt werden;¹²¹ wenn es geschehen ist, „nun, so wird es seinen guten Grund in dem ewigen, unendlichen Zusammenhang aller Dinge haben. In diesem ist Weisheit und Güte, was uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter herausnimmt, blindes Geschick und Grausamkeit scheint. Aus diesen wenigen Gliedern soll er [der Dichter] ein Ganzes machen, [...] wo keine Schwierigkeit aufstösst, derentwegen wir die Befriedigung nicht in seinem Plane finden, sondern sie ausserhalb in dem allgemeinen Plane der Dinge suchen müssen; das Ganze des sterblichen Schöpfers soll ein Schattenriss von dem Ganzen des ewigen Schöpfers sein; sollte uns an den Gedanken gewöhnen, wie sich in ihm alles zum Besten auflöst, werde es auch in jenem geschehen.“^{*122} Wenn wir das Ganze des / Kosmos so übersehen könnten, wie wir das Ganze der künstlerischen Welt übersehen, so würde er uns ebenso absichtsvoll, d.h. gesetzmässig erscheinen wie diese. So wird die Analogie des Genies mit Gott vollendet. In diesem Hinweis auf Gott und die Harmonie des Weltgeschehens liegt auch der Gedanke von der belehrenden und reinigenden Wirkung der Tragödie. –

* Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 19. Stück, LM 9, S. 261.

* Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 79. Stück, LM 10, S. 120.

Nun¹²³ fragt es sich, worin diese innere Struktur der Dinge besteht, die das Kunstwerk offenbaren soll. Notwendig ist für unsere Erkenntnis nur das Gesetzmässige. Die Kunst soll also das Gesetz aufweisen, nach dem sich das Geschehen abspielt. Ist die Folge als Ganzes ihrem Inhalt nach auch zufällig, so läuft sie doch gesetzmässig ab. Und zwar waltet hier dasselbe Gesetz, das sich schon als die Eigenart des Genies offenbart hatte. – Absicht und Uebereinstimmung waren die Bedingungen des genialen Schaffens.¹²⁴ Es sind correlative Begriffe, insofern als der erste, <„>Absicht<“>, sich auf die Kunst als Prozess, der zweite, <„>Uebereinstimmung<“>, sich auf ihr Produkt bezieht. „Absicht“ ist der psychische Zustand – eine Intention, ein Gerichtetsein –<„> den eine innere Gesetzmässigkeit (nicht äussere Regelmässigkeit) dem Genie aufnötigt. Es ist dabei kein Zweck von aussen gegeben; nur einer immanenten Forderung gehorcht der Künstler, der Form, die sich teleologisch ihrer eigenen Anlage gemäss entwickelt. Was hier als die Struktur des Genies erscheint, das ist es auch bestrebt darzustellen. Die Uebereinstimmung bedeutet den Zusammenhang der genial erfassten Welt. Nun liefern die / einzelnen Fakta diesen Zusammenhang nicht, denn sie reihen sich aneinander, ohne dass man Ursache und Wirkung mit Sicherheit wahrnehmen und unterscheiden könnte. Fakta aber gehen zurück auf Handlungen, Handlungen auf Motive, Motive auf menschliche Charaktere. Andererseits aber wirkt seinerseits das Faktum auf den Menschen und erregt Motive und Handlungen in ihm. Geht man diesen Verbindungen nach, so entsteht eine geschlossene Kette des Motivationszusammenhanges, der die Tatsachen als notwendige Folgen eines psychischen Geschehens erscheinen lässt.¹²⁵ Die Causalität im Weltgeschehen wird also gleichsam nicht in ihrer eigenen Ebene verfolgt; es ist eine Verschiebung um eine Schicht rückwärts nötig, um den Zusammenhang herzustellen. Wir werden ein ähnliches Vorgehen zu konstatieren haben, wenn es sich darum handelt, im psychischen Geschehen eine Causalität herzustellen. Der Zusammenhang zwischen Handlung, Motiv und Charakter ist nur möglich unter der Voraussetzung, dass dem menschlichen Handeln eine strenge Determination zugeschrieben wird. Wenn es doch einmal, in Abset-

zung gegen das Schicksal und die rächende Gottheit bei den Alten, als frei bezeichnet wird¹²⁶, so bedeutet das nichts, als eben diese Fähigkeit, sich von Innen her zu entfalten, die zwar durch keine Vorschriften bestimmt wird, die aber eine strenge Gesetzmässigkeit in sich schliesst. Dass sie nicht als Zwang gefühlt wird, liegt daran, dass sie eine organische Entwicklung bildet; Gesetze, die sich von innen heraus ergeben, / bilden keine Fessel. – Auf den Menschen ist also hiermit das Interesse konzentriert. Begebenheiten gelten nichts, der Charakter alles. Er ist der Träger alles Gesetzmässigen, das sich im Bereich historischen Geschehens findet. Die Persönlichkeit gewinnt Leben. Und um sie darzustellen, dazu war dem 18. Jahrhundert in seiner psychologischen Schulung das Mittel an die Hand gegeben worden. Der Begriff der Monade lehrt das Augenmerk auf das Spezielle richten: die Individualität entsteht. Das Kontinuitätsgesetz wird auf psychisches Geschehen angewandt. Auf diesen Grundlagen geben die Engländer die ersten grossen Beispiele praktischer Seelenforschung. Der Charakter wird jetzt als etwas Einheitliches angesehen, das in jeder seiner Aeusserungen dasselbe bleibt. Hieraus ergeben sich wieder die Mittel der Kunst. Die Charaktere müssen folgerichtig und individuell sein. „Der grösste Fehler ist, innerhalb der einmal angenommenen Charaktere zu verstoßen.“* Die Beweggründe zu jedem Entschlusse, zu jeder Aenderung der geringsten Gedanken und Meinungen müssen dargestellt werden¹²⁸, denn der Sprung beleidigt¹²⁹, und nichts ist anstössiger, als wovon wir uns keine Ursache zu geben wissen.* Eine Leidenschaft ist allmählich, Schritt für Schritt, in eine andere überzuführen, selbst der Umschlag in die entgegengesetzte kann dadurch nicht nur erträglich, sondern sogar angenehm gemacht werden. Diese Freude an der allmählichen Entwicklung eines psychischen Geschehens ist aus unserer Lust am Zweckmässigen zu erklären¹³¹, und je verständlicher ein Dichter es zu schildern / vermag, desto mehr wächst sein Lob.¹³² Aus dieser Forderung der verständlichen Motivation, die wieder ein immanentes, durch die Natur der Sache bedingtes Gesetz ist, lassen sich nun die notwendigen Regeln ableiten; sie bildet zugleich ein Kriterium für diese, denn nichts kann an äusseren Vorschrif-

* Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 34. Stück, LM 9, S. 323.¹²⁷

* Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 23. Stück, LM 9, S. 281.¹³⁰

ten richtig sein, was dieser inneren Forderung widerstreitet. Nach dieser Norm ist die Einheit der Handlung¹³³ unnötig, die Handlungen können noch so bunt sein, wenn sie uns folgerichtig aus einem Charakter und seinen Bewegungen entspringen. Sie wird ersetzt durch eine Einheit der Leidenschaften. Die Einheiten des Raumes und der Zeit sind wesentlich, soweit sie der Schilderung des Charakters dienlich sind. Auch sie aber unterstehen der psychologischen Glaubwürdigkeit, und die moralische Einheit der Zeit darf der physikalischen nicht aufgeopfert werden. Was Voltaire seine Mérope¹³⁴ an einem Tage tun lässt, kann zwar in vierundzwanzig Stunden getan werden, aber kein vernünftiger Mensch wird es in einem Tage tun.*¹³⁵ Vermöge dieser psychologischen Lückenlosigkeit, durch die der Faden unserer Empfindungen nicht abreisst, kommt es dahin, dass wir bekennen müssen, unter den nämlichen Umständen, in dem nämlichen Grade von Leidenschaft ebenso gehandelt zu haben.*¹³⁶ Wir müssen uns also an die Stelle des Helden versetzen können. Je näher er uns steht, desto stärker werden wir der Wirkung seines Schicksals unterliegen,* desto heftiger werden uns Furcht und Mitleid ergreifen.¹³⁸ Aeussere Schicksale sind / zufällig; das des Helden braucht nicht das meine zu sein. Seine Trauer aber, seine Liebe, seine Ahnung, sein Verlangen sind mein eignes Leben. Die künstlerische Darstellung wirkt, indem sie verwandte Saiten in mir tönen lässt. Das Auswirken der inneren, auf den Menschen bezogen:¹³⁹ der persönlichen Gesetzmässigkeit schafft im Genie das Kunstwerk, bildet den Gegenstand der Darstellung und garantiert durch seine Nacherlebbbarkeit die Wirkung. Schöpfer, Produkt und Betrachter schliessen sich unter diesem Gesichtspunkt zusammen. – /

* Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 45. Stück, LM 9, S. 375.

* Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 32. Stück, LM 9, S. 317.

* Dieser Gedankengang hat zur Schöpfung des bürgerlichen Trauerspiels geführt; ich werde an anderer Stelle darauf zurückkommen.¹³⁷

Geschichts- und Religionsphilosophie.

Ein System kann ohne weiteres logisch, begrifflich,¹⁴⁰ deduktiv dargestellt werden, eine Weltanschauung nicht; denn diese lässt sich, als ein Kubisches, nicht ohne weiteres auf die notgedrungen lineare Formuliertheit projizieren. Um nun dieses Kubische darzustellen, kann man entweder der Form folgen; dann wird man bald vorgreifen müssen, bald sich auf schon Dargestelltes berufen, denn jeder Punkt in der Oberfläche hält sich, stützend und gestützt, nur durch seinen Platz im Verhältnis zum Ganzen. Oder man wird, vom Mittelpunkte des Körpers ausgehend, ihn radial bis zur Oberfläche durchmessen. Man kann, mit andern Worten, entweder durch Beantwortung aller Einzelfragen ein Bild der Weltanschauung entstehen lassen, oder man kann den Ausgangspunkt der Stellungnahme, der meistens ein Gefühlskomplex sein wird, aufweisen, aus dem sich dann ohne weiteres die Lösungen der Einzelprobleme ergeben. Handelt es sich um Darstellung nicht einer Gedankeneinheit, sondern der Durchdringung zweier, so entfällt die erste der beiden Möglichkeiten; denn der historischen Uebermittlung und Beeinflussung unterstehen nie fertige Gedankengebilde, sondern immer nur die Stimmung des Gefühls und der Wertung, die ich vorhin als den Mittelpunkt des Körpers bezeichnete. Einen Hinweis, wo diese in dem Verhältnis Lessing-Leibniz zu suchen ist, gibt Lessing selbst in dem Gespräch mit Jacobi¹⁴¹ 1780: „Leibnizens Begriffe von der Wahrheit waren so beschaffen, dass er es nicht ertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken setzte. Aus dieser / Denkungsart sind viele seiner Behauptungen geflossen, und ist es bei dem grössten Scharfsinn oft sehr schwer, seine wahre Meinung zu entdecken. Eben darum halt ich ihn so wert. Ich meine, wegen dieser grossen Art zu denken und nicht wegen dieser oder jener Meinung, die er zu haben schien oder wirklich haben mochte.“¹⁴² Dieser Ausspruch trifft die spezielle Eigenart des Leibnizischen Wahrheitsbegriffs, eine „Art zu denken,“ der gegenüber die einzelnen Resultate unwesentlich sind. Hier ist eine psychische Eigenart bezeichnet, die die systematische Ausgestaltung einzelner Fragen bedingt. Eine Wahrheit nun, der man en-

gere oder weitere Schranken setzen kann, ist keine eindeutige, sie muss variabel sein und darf deshalb jedenfalls keinen festumrissenen Inhalt haben. Erinnern wir uns nun an Leibnizens Wahrheitsbegriff. Das, was in der Relativität der Sinnenwelt übrig blieb, war dasselbe, was sich nachher als Inhalt und Bereich der einzigen absoluten Geltung erwies: das Gesetz. Und zwar war es die gesetzmässige Beziehung, die Funktion, die stetige Näherung, die Ordnung. Das Fluktuierende, nie Fertige, über sich selbst Hinausdeutende dieses Wahrheitsbegriffes zog Lessing an. Zahllos sind die Aussprüche, in denen er die Setzung eines bestimmten Inhalts als letzter Wahrheit abwehrt. Der bekannteste ist der von der Höherwertigkeit des Wahrheitsstrebens gegenüber dem Besitz der Wahrheit.*¹⁴³ Das Vergnügen der Jagd ist ihm allzeit mehr wert als der Fang.* Der theologische Streit soll keinem neu zu erringenden Wissen dienen, sondern nur die Fermentation beschleunigen.* Der Streit an sich erringt nie / eine neue Wahrheit, doch ist er ihr bester Propagator, denn der Widerspruch ist das Mittel, Autorität zu erschüttern, Prozesse in Gang zu setzen, Unwahrheiten zu entlarven.*¹⁴⁶ Nicht die einzelne Wahrheit, in deren Besitz ein Mensch ist oder zu sein meint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, um hinter sie zu kommen, macht den Wert des Menschen aus.*¹⁴⁷ Diese Reihe liesse sich beliebig vermehren. Ueberall wird nicht das Endziel betont, sondern der Prozess; nicht der Besitz, sondern das Gewinnen; nicht das Wissen, sondern das Forschen; nicht die Vollendung, sondern die Entwicklung. Ueberall sieht dieser ruhelose Geist eine neue Möglichkeit, um über sich und seinen augenblicklichen Zustand hinauszukommen; im Augenblick des Erreichens ist das Neue schon nicht mehr wahr. Jeder Wissensinhalt, der als Endziel oder selbst nur als wesentliche Errungenschaft für die Gesamtheit der Wahrheit hingestellt wird, erscheint ihm schon als zu enge Schranke. Deshalb kann in logischer Auswirkung sein Wahrheitsbegriff auch nur ein formeller sein. Die Wahrheit kann kein einzelner Inhalt, sie kann selbst nur ein Prozess sein. Sie ist die Gesamtheit einer Entwicklung, die sich stufenweise in einer teleologisch bestimmten Richtung bewegt, eine unendliche Annäherung, deren vergangene Schritte sich als Irrtümer herausstellen,

* Lessing, Duplik, LM 13, S. 24

* Lessing, Jerusalem philosophische Aufsätze, LM 12, S. 294.¹⁴⁴

* Brief Lessings vom 8. April 1773 an seinen Bruder Karl, LM 18, S. 81-83.¹⁴⁵

* Lessing, Wie die Alten den Tod gebildet, LM 11, S. 3.

* Lessing, Duplik, LM 13, S. 24.

deren gegenwärtige den Besitz des Endgiltigen zu versprechen scheinen¹⁴⁸ und deren nächstkünftige doch nur wieder den unendlichen Abstand zeigen. Die Inhalte, die auf diesem Wege erungen werden, sind rein relativ, daher / das häufige skeptische Achselzucken, das „Zu-wissen-Glauben“¹⁴⁹; zwischen Haben und Nichthaben, zwischen Ja und Nein¹⁵⁰ ist kein grosser Unterschied. Aber es kommt auch nicht darauf an, was zu gewinnen ist; der Weg selbst, auf dem man die Wahrheit sucht, ist das einzige Resultat; sie selbst gibt nur als unendliche Aufgabe die grössere oder mindere Gültigkeit des Weges an. Auf diesem Wege liegen alle Erkenntnisse der Menschheit, die ganze Sphäre des Vernünftigen sowohl wie die des Geschehens. Damit erhält das Rationale auch eine Relativität, die es dem Empirischen annähert, die es möglich und verständlich macht, dass, wie es sich tatsächlich herausstellen wird, das eine sich sogar aus dem anderen entwickelt. Wir sind bei der Unterscheidung von notwendigen Vernunftwahrheiten und zufälligen Geschichtswahrheiten.* Auf den ersten Blick leuchtet die Verwandtschaft dieser Begriffe mit den Leibnizischen ewigen und zufälligen Wahrheiten ein;¹⁵² sie scheinen nur noch exakter gefasst zu sein, da sie scharf die verschiedene Erkenntnisart hervorheben, der sie ihre verschiedene Geltung verdanken. Tatsächlich werden sie aber sich auch gegenseitig wieder annähert. Die Formulierung scheint auf einen diametralen Gegensatz der beiden Gebiete hinzuweisen, die „durch einen breiten Graben getrennt sein sollen.“¹⁵³ Betrachtet man sie nur jeden für sich, so sind sie allerdings Gegensätze, aber eine nähere Untersuchung lässt sie als Pole erscheinen, die, wie Leibniz gelehrt hatte, sich durch eine unendliche Stufenreihe von Veränderungen allmählich ineinander überführen lassen. „Die einen können der Beweis für die andern nicht werden.“¹⁵⁴ Dieser Satz hat im „Beweis des Geistes und der Kraft“ das Ansehen einer Schlussfolgerung. In Wirklichkeit ist dieses Moment der logische Ausgangspunkt der ganzen Unterscheidung und deutet mit seiner Wendung von den Dingen fort zu ihrer Erscheinung im menschlichen Geiste hin auch schon auf die Auflösung des Gegensatzes. Der Beweis ist ein anderer¹⁵⁵ oder, was mit Verschiebung um eine psychische Stufe nach hinten¹⁵⁶ dasselbe ist: ihre Evidenz, ihre Darstel-

* Lessing, Beweis des Geistes und der Kraft, LM 13, S. 5.¹⁵¹

lung im Geiste ist eine verschiedene. Ueber die Dinge selbst ist damit nichts ausgesagt. Sie mögen verschieden oder gleichgert sein (tatsächlich wird sich die zweite Möglichkeit als zutreffend herausstellen) – verschieden ist jedenfalls die Art, wie der Verstand sie erkennt. Dadurch, dass er die notwendigen Vernunftwahrheiten als seine eignen Prinzipien erkennt, erlangen sie für ihn unbedingte Geltung. Er kann sie in ihrer Klarheit und Eindeutigkeit logisch begreifen und muss sie vernünftig beweisen; er reicht aber nicht hin, das verworrene und stoffumkleidete Geschehen zu durchdringen, und der Beweis muss auf diesem Gebiete dem logisch nicht zu rechtfertigenden Glauben weichen, der bisher nur für das Wunder in Anspruch genommen worden war; tatsächlich ist zwischen Geschichtswahrheit und Wunder nur ein gradueller Unterschied. Die Art, wie der Geist die notwendigen Wahrheiten erkennt, ist vorbildlich; das Ziel ist, sich des Geschehens auf dieselbe / Weise und in demselben Grade bewusst zu werden, wie der Vernunftprinzipien. Der Gegensatz ist also aus einer Verschiedenheit des Seins, als welche er tatsächlich unüberbrückbar gewesen wäre, zu einer der Erkenntnisarten geworden und so auf die gemeinsame Basis des menschlichen Bewusstseins gebracht. Die Unterscheidung Vernunft- und Geschichtswahrheit in re¹⁵⁷ löst sich im Spiegelbilde in den Gegensatz Beweis und Glaube auf, wobei das Gebiet des Glaubens gegenüber der gewöhnlichen Anschauung sehr erweitert werden muss. Wären die beiden Reiche an sich diametral entgegengesetzt und läge ihre Verschiedenheit nicht nur in der Verschiedenheit ihrer Evidenz für den menschlichen Verstand, so könnte nie die notwendige Wahrheit als Endglied einer Kette zufälliger¹⁵⁸ erscheinen. Und gerade das ist ihre Eigentümlichkeit. In jedem Geschehen steckt als innewirkende Kraft eine Idee. Kann der Verstand sie als solche erfassen, so erscheint sie als Vernunftprinzip. Sehr häufig aber ist Erfahrung die Art, wie sie sich uns auf normalem Wege „offenbart“. Logische Erfassung, Erfahrung, Offenbarung sind also drei nicht gleichwertige, aber gleich natürliche und mögliche Erscheinungsweise der Idee. In der ersten stellt sie sich in ihrer eigentlichen Gestalt dar; als Erfahrungserkenntnis wird sie nicht ganz klar, aber doch wenigstens soweit erfasst, dass sie ihre Ge-

setzmässigkeit und ihren Zusammenhang mit der Gesamtheit der Erscheinungen erweist. Und als Offenbarung stellt sich eine Erkenntnis dar, nicht wenn ihr Inhalt aus dem Zusammenhang des Geschehens herausfällt, sondern wenn er für die besondere Stufe unseres Wissens so fortgeschritten ist, dass eine aussergewöhnliche Art des Bekanntwerdens nötig ist, um ihn in den Bereich unseres Verstandes zu bringen, der ihn weder auf dem logischen, noch auf dem empirischen Wege erfassen kann. Im ersten Fall sprechen wir von Vernunftwahrheit, im zweiten von Geschichtswahrheit, im dritten von Wunder. Gott ist ein Erkenntnisinhalt, den wir nicht anders als auf dem Wege der Offenbarung erfassen können –¹⁵⁹ das heisst noch nicht, dass er seinem Wesen nach nicht logisch wäre. Ebenso die übrigen Gegenstände der Offenbarung. In dieser Welt nun, in der Sinnliches und Geistiges so labil miteinander verknüpft ist, hat auch das Wunder einen Platz, denn weshalb sollte die alles durchdringende Vernunft sich nicht einmal anders als auf dem gewohnten Wege, der doch immerhin zufällig ist, manifestieren? Das Wunder ist eine, allerdings der landläufigen Erfahrung, die ja nie vollständig sein kann, aber nicht der Vernunft entgegengesetzte Geschichtswahrheit und beansprucht als solche dieselbe Prüfung auf Wahrscheinlichkeit und denselben Glauben wie diese. Es unterscheidet sich von dem gesetzmässigen Gang der Geschehnisse nicht durch seinen Inhalt, sondern durch die ungewöhnliche Art der Bekanntwerdung, und nur durch eine dem Hume'schen Glaubensinstinkt ähnliche Gewöhnung¹⁶⁰ erscheinen uns die „wahren echten Wunder“¹⁶¹ des normalen Naturablaufs nicht ebenso wunderbar. Der verschiedenen Wertigkeit der 3 Erkenntnisarten entspricht ihre Glaubwürdigkeit. Das ist eine praktische Anwendung, / die der Archäologe, der Bibliothekar, der theologische Gelehrte macht. Für die Vernunft braucht kein besonderer Apparat zur Unterstützung herangezogen zu werden, denn ihr Beweis leuchtet unmittelbar als wahr ein. Die historische Wahrheit aber bedarf zu ihrer Bekräftigung des Zeugnisses, und die Offenbarung, die, nachdem sie geschehen ist, eine historische Wahrheit ist, untersteht denselben Anforderungen. Durch diesen Unterschied also erreicht Lessing einerseits eine Rehabilitierung des Christentums, andererseits aber auch die Be-

rechtiung, nach Beweisen und Belegen zu forschen und, wo sie fehlen, Kritik anzulegen. Hier ist auch der Punkt, wo sich Lessing von der Richtung der Hamann-Herder-Jacobi-Lavater unterscheidet¹⁶²: Offenbarung ist ihm durchaus nicht die höchste und sicherste Art der Erkenntnis, sondern so unsicher und unglaubwürdig wie jedes geschichtliche Dokument. Sie ist nichts anderes als die auf ungesetzlichem Wege übermittelte Erfahrung. In dem Gegensatz¹⁶³ zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion finden wir den zwischen Vernunft- und Geschichtswahrheiten wieder. Naturreligion ist tatsächlich nichts anderes als Vernunftreligion, denn Natur ist für Lessing nicht der Ausgangspunkt, sondern das Endziel einer Entwicklung, nicht die ungeklärte psycho-physische Einheit des Menschen, sondern sein rein geistiges, gleichsam destilliertes Wesen. In der Bezeichnung <„Naturreligion“> steckt also nichts etwa von Rousseau'scher Verherrlichung des ersten Unschuldstadiums der Menschheit;¹⁶⁴ sie ist einfach die Religion, / die dem eigentlichen<,> vernünftigen Wesen des Menschen am meisten entspricht. In jeder geoffenbarten Religion steckt als Sinn und treibende Kraft die natürliche, ebenso wie das Geschehen in seinem Ablauf bedingt ist durch die ihm innewohnende Vernunftidee. Sie ist in ihrer Form zufällig in demselben Sinne, wie früher das Geschehen als zufällig gedeutet wurde. Die Art ihres Erscheinens lässt nämlich nicht unmittelbar ihren vernünftigen Charakter erkennen. „Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion.“¹⁶⁵ Darum drehen¹⁶⁶ sich letzten Endes der ganze Goeze¹⁶⁷-Streit und viele Stücke des theologischen Nachlasses. Nur um dieser grundlegenden Unterscheidung willen werden die Geschichten des Alten¹⁶⁸, die Wunder des Neuen¹⁶⁹ Testaments auf ihren Wahrscheinlichkeitsgehalt hin geprüft,¹⁷⁰ werden die kirchengeschichtlichen Untersuchungen angestellt. Es soll vor jeder schriftlichen Ueberlieferung ein Urchristentum bestanden haben, eine regula fidei¹⁷¹, die nur den vernunftgemässen Kern des Christentumes enthielt. Es ist daher erwiesen, dass auch ohne Ueberlieferung eine christliche Religion bestehen kann.¹⁷² Der Kanon ist weder ausschliesslich wahr noch notwendig. An diese Grundsätze hat sich die Theologie zu halten.¹⁷³ Es steckt ein vernünftiger Kern in jeder Reli-

gion, den es herauszuholen gilt. In der Tatsache der Offenbarung liegt weder die absolute Sicherheit, wie die Orthodoxie, noch die Sinnlosigkeit ihres Inhaltes, wie die Aufklärung es will. Die Art<,> wie die religiösen Vernunftgrundsätze für unser Wissen Gestalt gewonnen haben, ist eine historische Wahrheit und er/fordert historische Kritik. Die Frage ist nun:¹⁷⁴ wie weit sieht Lessing in dem historischen Christentum den¹⁷⁵ Vernunftgehalt verkörpert, und was sieht er überhaupt dafür¹⁷⁶ an? Es scheint fast, als ob er seine Stellung dazu absichtlich gern im Dunkeln lassen wollte, so strittig ist sie¹⁷⁷ und so häufig wird sie missinterpretiert. Gewiss stellt er häufig die Moral als den einzigen Gehalt der Religion dar. Dann scheint er vor den Unverträglichkeiten der verschiedenen Religionen und den Unverständlichkeiten der christlichen in die klare Gemeinsamkeit der Moral zu flüchten. So im Aufsatz über die Herrnhuter, der schon deshalb nicht als eine verantwortungslose und uncharakteristische Jugendarbeit angesprochen werden darf, weil in dieselbe Epoche das in dieser Hinsicht ganz anders gestimmte <„>Christentum der Vernunft<“> gehört.¹⁷⁸ Aber die geoffenbarte Religion hat noch einen andern Inhalt, um dessentwillen sie in die Form der Offenbarung gekleidet wurde. Sie soll nicht nur einen rechtschaffenen Mann bilden, sie soll ihn vielmehr zu höheren Einsichten erheben.^{*179} Und fragt man hier nach dem Wesen dieser höheren Einsichten, so setzt eine Wendung zur Orthodoxie ein, der Erich Schmidt keine Gerechtigkeit widerfahren lässt, wenn er sie nur einer¹⁸⁰ Lust an gedanklichen Spiehereien und Spiegelfechtereien zuschreibt.¹⁸¹ Die von Lessing verteidigten Ansprüche der Orthodoxie lassen sich durchaus in seinem Sinne vernunftgemäss fundamentieren. – Der spezifisch religiöse Gehalt der christlichen Religion, in Absetzung gegen ihren nur moralischen<,> äussert sich in ihrem Anspruch auf offenbarte Entstehung, in / der dogmatischen Stellung des Wunders und in den geheimnisvollen Lehren der Dreieinigkeit und der Ewigkeit, diese sowohl in der Form der ewigen Strafen, wie der des ewigen Lebens. Die metaphysische Möglichkeit von Wunder und Offenbarung ist für Lessing (wie schon dargelegt¹⁸²) durchaus zulässig, und wenn er sie nicht bestreitet, so verfällt er darum durchaus noch nicht dem Vorwurf der Heuchelei¹⁸³. Sie unterliegen

* Lessing, Briefe, die neueste Litteratur betreffend, LM 8, S. 130.

zwar der Prüfung und können nicht zum Beweis der Lehre dienen. Aber sie sind aus psychologischen Gründen äusserst wichtig für die Annahme der Lehre. Denn wenn sie objektiv auch keinen Notwendigkeitscharakter tragen, d.h. keinen Anspruch auf allgemeine Geltung haben, so tragen sie doch subjektiv den Stempel der Ueberzeugung und der Evidenz. Sie gewinnen daher Anhänger, wo die schwerfälligere Form der logischen Uebermittlung längere Zeit zur Durchdringung brauchen würde.¹⁸⁴ Dass ihre Form dabei ihrem Vernunftcharakter nicht entspricht, braucht weder den Denker noch den Christen zu stören, denn was geht ihn die Art des Fundamentes an, wenn das Gebäude sicher und gut darauf ruht,* was der offenbare Trugschluss, durch den der Entdecker auf eine mathematische Wahrheit gekommen ist¹⁸⁶, wenn er sich ihrer zu seinem und der Menschheit Nutzen bedienen kann¹⁸⁷? Da sie¹⁸⁸ aber Geschichtswahrheiten sind, verbietet es sich, ohne Kritik auf ihnen weiterzubauen. Deshalb kann Lessing ihnen die Möglichkeit der Existenz ruhig belassen, ohne ihnen logische Beweiskraft für ein metaphysisches System zuzugestehen. Deshalb kann er sich auch ruhig der orthodoxen Theologie anschliessen, ohne sich als Historiker und Philosoph / zu kompromittieren.

Anders verhält es sich mit den Mysterien des Dogmas. Diese sind Geheimnisse, d.h. dem menschlichen Verstand tatsächlich unent-hüllbare Wahrheiten, und sollen in den Schranken eines solchen angenommen werden,^{*189} ohne dass damit über ihre Vernunft-mässigkeit oder Widervernünftigkeit etwas ausgesagt werden könnte. Man hüte sich aber, sie sofort vor die kritische Vernunft zu bringen; sie sind zu tief, um ganz von ihr erfasst zu werden<, > und könnten darum leicht von ihr missverstanden werden; deshalb ist das Kindesalter geeignet, um sie sich gläubig einzuprägen.^{*190} Sie gehören zum Vernunftgehalt der Religion; nur stehen die ewigen Wahrheiten, die sie verkörpern, auf der Stufenleiter der Erkenntnisse so hoch, dass sie nicht vernunftgemäss begreiflich gemacht werden konnten, wenigstens nicht auf der jetzigen Höhe der menschlichen Entwicklung. Denn wohl sind die Vernunftwahrheiten als Art immer die höchsten; aber unter ihnen sind diejenigen, die wir jetzt schon als solche erken-

* Ähnlich auch im
4. Wolfenbütteler Beitrag,
LM 12, S. 428.¹⁸⁵

* Lessing, Wissowatius,
LM 12, S. 90.

* Lessing, Briefe, die
neueste Litteratur
betreffend, LM 8,
S. 125.

nen, die einfachsten. Es spricht also durchaus nicht gegen den Wahrheitsgehalt des Mysteriums, wenn es bisher nur auf dem Wege der inneren Erfahrung mitgeteilt werden konnte. Auch Geschichtswahrheiten werden dereinst das Gesetz ihres vernünftigen Aufbaus enthüllen, und der dem Glauben verwandte intuitive Verstand, der höher steht als der demonstrative, kann auch das Mysterium im Ganzen des Weltbildes organisch erschauen. Damit ist auch das Alogische der allgemeinen Vernünftigkeit einge/gliedert. Wie wird nun im einzelnen das Dogma gedeutet? Dreimal rührt Lessing deutend an das Geheimnis der Trinität: im <„>Christentum der Vernunft<“>, im <„>Wissowatius<“>, im § 73 der <„>Erziehung des Menschengeschlechts<“>. Mehrmals wird das Dogma von der Ewigkeit auf seinen esoterischen (vernünftigen)¹⁹¹ Gehalt hin geprüft: bei der Verteidigung des Leibniz¹⁹², in den Anmerkungen zu Campes philosophischen Gesprächen, am Schluss der „Erziehung“, in dem Aufsatz „Dass¹⁹³ mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können.“ Immer geht der Kern auf ein philosophisches Problem zurück. Einmal auf die Vorstellungstätigkeit der Monade; ein andermal auf das Verhältnis des Ich zum Selbstbewusstsein und zum Bewusstsein der äusseren Dinge; ein drittes Mal auf die Endlosigkeit der causalen Verknüpfung aus der Vergangenheit her und in die Zukunft hinein; oder wieder auf die ewige Wirksamkeit und Entwicklung der Monadenhierarchie.¹⁹⁴ Gewiss ist die Annäherung an die Orthodoxie zum Teil aus der Opposition zu verstehen gegen die flache Unterschätzung der Probleme, wie sie in der Vermittlungstheologie bräuchlich war; denn darin sieht Lessing den versteckten, aber darum gefährlichsten Feind der Wahrheit. Die anscheinende Durchdringung des Christentums mit Vernunft verwässert seinen religiösen Gehalt<„> ohne tatsächlich für den tiefer Denkenden eine logische Rechtfertigung geben zu können. „Sie [nämlich die sogenannten Neologen] machen uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen machen zu wollen, zu / höchst unvernünftigen Philosophen.“¹⁹⁵ „Ein Christentum der Vernunft, von dem man nicht weiss, wo ihm das Christentum, noch wo ihm die Vernunft sitze.“¹⁹⁶ Wo Lessing selbst eine philosophische Deutung des Dogmas unternimmt, da ist es

keine Erklärung, sondern ein Erkennen seines Symbolwertes; kein Verständlichmachen, sondern ein Aufweisen der immer gleichen menschlichen Fragen unter verschiedenen Formen. Erich Schmidt jedoch, der in Lessing nur den Helden des Rationalismus sieht und ihn um jeden Preis von jeder Spur von Mystizismus freizuhalten wünscht, stellt ihn lieber dar, als sei er in einigen Punkten in der zeitgenössischen orthodoxen Begriffsbildung befangen, als dass er eine innere Annäherung zugäbe.¹⁹⁷ Das scheint mir unzutreffend. Wer die Dinge so klar, so von allen Seiten und, bei aller Neigung zum Disseziieren und Auseinanderhalten, so sehr in ihrer ewigen Gleichheit sieht wie Lessing, dem können Theologie und Philosophie nicht anders <denn> als verschiedene Mittel desselben Strebens erscheinen. Die subtile Unterscheidung von exoterischem und esoterischem Gehalt liefert die Hilfsbegriffe, durch die auch die verschiedenen Religionen (im <„>Nathan<“>) und die verschiedenen philosophischen Systeme (im Spinoza-Gespräch) sich als zusammengehörig und <als> eine Wahrheit verkündend herausstellen. Der exoterische Gehalt gehört zur Form der Bekanntwerdung, die, da sie sich nach dem jeweiligen Stand des Wissens richtet, notwendig mit der historischen Lage wechselnd sein muss. Der esoterische Gehalt aber muss überall derselbe sein, weil er die immer gleichen / Prinzipien des Geistes selbst enthält. Es zeugt auch von mehr als blossem Widerspruchsgeist, wenn er in der <„>Bibliolatrie<“> sagt: „Je bündiger mir der eine das Christentum erweisen wollte, desto zweifelhafter ward ich. Je mutwilliger und triumphierender mir es der andere ganz zu Boden treten wollte, desto geneigter fühlte ich mich, es wenigstens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten.“¹⁹⁸ Hier klingt der Ausgangspunkt wieder an: nirgends ist die alleinige Wahrheit zu finden – auf beiden Seiten liegt ein Für und Wider. –¹⁹⁹

In die historische Wirklichkeit hineingestellt, erscheint das Verhältnis von geoffenbarter zu natürlicher Religion als die Entwicklung von bedingten Wahrheiten zu absoluten, und der Weg ist die Erziehung des Menschengeschlechtes²⁰⁰. Je unentwickelter der Geist ist, desto mehr haftet er am Stofflichen, desto weniger ist er fähig, das rein Geistige zu erfassen, desto anschaulicher muss ihm das dargebracht werden, was er aufnehmen soll. Seine

Erkenntnisse sind daher ihrer Form nach abhängig von der Stufe seiner Entwicklung und charakteristisch für sie. Das, was im Erlebnis der Erfahrung auf ihn eindringt, ist seine erste Erkenntnis. Erst nach und nach treten die innewohnenden Vernunftprinzipien als solche in seinen Bereich. Dasselbe<,> was früher als Geschichtswahrheit durch Erfahrung erfasst wurde und nur einen engen Geltungsbereich hatte, wird nun in seiner logischen Struktur gesehen. Dieser Weg muss von jedem einzelnen so gut wie von der Gesamtheit durchlaufen werden, er stellt sich in der psychologischen Entwicklung der / Einzelmonade als die Aufhellung zur vollen Klarheit dar, und unter den Mitteln, die dem kindlichen Geiste (des Individuums wie des Volkes) die absoluten Wahrheiten nahe bringen sollen, bekommt die Offenbarung eine Erhellung von einer andern Seite her. Sie ist dann die in Einzelnen frühzeitig gereifte Vernunftkenntnis, die, auf einem Wege mitgeteilt, der den Trägern selbst als übervernünftig erscheint, den Weg der Masse abkürzt. Ihre innere Notwendigkeit vermag ihre lokale und temporelle Befangenheit nicht aufzuheben, denn in ihrer Form als Geschichtswahrheit liegt ihre Zufälligkeit eingeschlossen. Bibel und Kanon sind historisch bedingt zu verstehen und daher kritisch zu untersuchen. Am deutlichsten spricht dies der Aufsatz „Entstehung der geoffenbarten Religion“²⁰¹ aus, der von den „conventionellen Zusätzen“²⁰² redet, die die Vernunftreligion erst für alle annehmbar und ausführbar machen. Diese soll sogar erst später mit der ausdrücklichen Absicht erfunden worden sein, um der grossen Masse das zugänglich zu machen, was von den Auserwählten als Vernunftwahrheit erschaut und erlebt worden war.²⁰³ Die Abhandlungen „Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion“²⁰⁴ und „Über die Elpistiker“²⁰⁴ zeigen die pragmatische Ausbreitung des Christentums und wenden sich damit gegen die Auffassung, die die Hilfe einer übernatürlichen Macht als Beweis für die Wahrheit der Lehre in Anspruch nimmt. Immer reiner stellen sich im Laufe der Zeit die Vernunftwahrheiten heraus; nach dem Alten Testament entsteht das Neue Testament; in diesem wieder zeigen die vier Evangelisten / charakteristische Abstufungen.²⁰⁵ Wieder ist so die Doppelstellung er-

* Lessing, Theses, LM 16, S. 309.

reicht*²⁰⁶, die nach der einen Seite hin das Ueberkommene rehabilitiert, sich aber zugleich die Berechtigung der Kritik und des Angriffs vorbehält.²⁰⁷ Als Geschichtswahrheit enthält die Religion Bedingtes, Zufälliges, sogar Willkürliches; als Vernunftwahrheit kann sie vor jedem Zweifler gerettet werden. Das Geschichtliche wird mehr und mehr abgestreift, damit die Vernunftgemässheit immer deutlicher hervortrete. Mit diesem Endziel als Massstab²⁰⁸ rechtfertigt sich eine mehr wertende als rein historische Betrachtungsweise, die jede Stufe als nach rückwärts berechtigt, nach vorwärts <als> unvollkommen erkennt. Nachträglich erhellt dann die Vernunft wieder die Offenbarung, indem sie diese in ihrem Inhalte als vernünftig erweist; und wenn sie zuerst ein Mittel der Erziehung war, so erscheint schliesslich die ganze Erziehung als eine allmähliche Offenbarung. An dieser auf den Wortsinn zurückgehenden Gleichsetzung zeigen sich zwei charakteristische Züge der Lessingischen Denkart. Einmal die intellektualistische Färbung der Offenbarung, wie er sie auffasst. Sie ist Erhellung der Vorstellungen. Auch die Erziehung ist keine Beeinflussung des Willens, sondern nur Erweiterung des Wissens. Sie geht aus von Gott, scheint also nicht als teleologisch-selbstverwirklichende, sondern als final von aussen regulierte Entwicklung gedacht zu sein. Aber gerade dadurch fällt von hier aus ein bezeichnender Ausblick auf den Lessing<'>schen Gottesbegriff. Gott ist allerdings der grosse Erzieher, / der seine Lehren je dem Geisteszustande seines Zöglings anpasst. Andererseits aber wird die Geschichte der Menschheit gebildet durch den Entwicklungsgang der Idee von der ersten anschaulichen bis zur letzten geistigen Form. Der Gott, der sie fortlaufend dem Menschengestalt darbietet, ist also gleichbedeutend mit dem Gesetz, das sie zwingt, ihren Weg zu durchlaufen. Man braucht also nicht anzunehmen, dass die scheinbar von innen heraus sich entwickelnde, nur durch den Charakter als Entelechie bestimmte Monade unbewusst einem von aussen gesetzten Plan folgt, dass die Eigengesetzlichkeit des Weltablaufs sich nur in der beschränkten Ansicht des Menschen so darstellt, dass in Wirklichkeit die Welt nur ein Puppenspiel an Fäden in den Fingern der Gottheit ist. Vielmehr ist die historische Wandlung, die die Idee in dem Bewusstsein der Menschheit

* Lessing, Neue Hypothese, LM 16, S. 390.

durchlaufen muss, die für den Menschen ihr allmähliches Deutlichwerden in seinem Geist bedeutet, nichts anderes als ihre eigene Entwicklung zu ihrem reinsten Ausdruck hin. Die subjektive Genesis im Bewusstsein des Erkennenden fällt zusammen mit dem immanenten Gesetz der Erkenntnis.²⁰⁹ Deutlich ist auch diese Verwirklichung eines Objektiven dargestellt im 2. Freimaurer-gespräch, wo das Glückseligkeitsstreben des Einzelnen die Glückseligkeit des Ganzen nach sich zieht. Auch hier findet sich in der historischen Entwicklung eine Selbstverwirklichung der Werte, die, wenn ihre Mittel auch psychologisch und damit causal sind, doch nicht einer metaphysischen teleologischen Fundamentierung entbehrt. Die in der Betrachtung / transzendente Teleologie²¹⁰ ist tatsächlich eine immanente. Interessant ist es, zu sehen, wie dieses Gesetz in Lessings eigenem Denken zum Ausdruck kommt. Wenn es, wie z.B. in der Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“ <, > die ganze Entwicklung schildert, die das Problem und seine Lösung in seinem Denken durchgemacht haben, so stellt er damit nicht sowohl seinen eigenen Gedankengang dar, wie vielmehr eine der Erkenntnis eigentümliche Genesis; es scheint, als wenn das Resultat den Weg selbst mit umfasst, den es im Bewusstsein des Denkenden durchläuft. Es ist nicht zufällig, dass das Denken diesen Gang nimmt.

Vernunftwahrheiten tun sich dem menschlichen Verstand durch das demonstrative Denken kund; sie sind der Empirie entgegengesetzt. Die Kenntnis des Geschehens wird aufgebaut auf den zwei Grundpfeilern Erfahrung und – davon abgeleitet –²¹¹ Ueberlieferung; sie lässt sich durch „keine Anstrengung des Genies“²¹² erwerben, d.h., sie kann nicht durch den reinen Verstand ersetzt werden. Deutlich zeigt es sich hier, dass nur die Art des Bekanntwerdens die beiden Reiche bildet und scheidet. Erfahrung kann nie logisch begründet, sondern muss geglaubt werden. Misstrau ich meiner eignen Erfahrung, so empfinde ich sie als einen Irrtum. Vor allem aber liegt es in der Natur dieser Glaubensevidenz, dass sie subjektiv ist. Meine Erfahrung kann nie einem andern beweiskräftig sein. Ein selbst erlebtes Wunder, eine selbsterfahrene Offenbarung kann in mir unmittelbar den Gemütszustand hervorrufen, der mich zur Annahme der Erkenntnis bewegt, selbst wenn

ihre / Wahrheit mich noch nicht überzeugt hat. Ein Bericht darüber untersteht schon der kritischen Abwägung gegen die Glaubwürdigkeit des Zeugen. So kommt Lessing zu dem zweiten Gegensatz im „Beweis des Geistes und der Kraft“, dem zwischen Selbsterlebtem und Berichtetem.²¹³ Es gilt zu unterscheiden zwischen schlecht verbürgter, vereinzelter, zweifelhafter²¹⁴ und sicher beglaubigter, nacherlebbarer Erfahrung. Das<, > was man als historische Sicherheit bezeichnet, setzt sich zusammen aus zwei Faktoren: der möglichen Kontrolle durch die persönliche Erfahrung (die immer die beste Evidenz für Geschichtswahrheiten bleibt) und dem Abwägen zwischen der Glaubwürdigkeit der berichteten Tatsache und der des Zeugen. In dieser Wendung liegt die Berührung Lessings mit dem 10. Kapitel in Humes „Untersuchung“²¹⁵. Auch Leibniz unterscheidet ursprüngliche und überlieferte Offenbarung. Aber er steht der Bibel noch nicht so frei urteilend und kritisch gegenüber wie Lessing, weil er die Konsequenzen, die in dem Unterschied von ewigen und zufälligen Wahrheiten lagen, noch nicht praktisch auf die Forschung angewandt hatte. Die Problematik der Geschichtsforschung, die Unzuverlässigkeit einer Methode, die nicht beweist, sondern Glauben verlangt, weil sie letzten Endes nur auf Erfahrung basiert, das ist die Lessing<’>sche Fortführung des Gedankens. Leibniz gesteht noch unbedenklich zu, dass wir möglicherweise bei einer geschichtlichen Ueberlieferung einem Zeugnis mehr Wert beilegen als der eignen Erfahrung und dem eignen Nachdenken. Immerhin darf keine Ueberlieferung der intuitiven Erkenntnis / kontradiktorisch entgegengesetzt sein, die doch den letzten Massstab des Glaubhaften und Unglaubhaften liefert.* Lessing gibt dagegen schonungslos alles preis, was im Alten Testament, in den Berichten der²¹⁷ Evangelisten, in den nach-biblichen Kirchendokumenten dieser Wahrscheinlichkeitsprüfung nicht standhält. Mit Zunahme der zeitlichen Entfernung verringert sich naturgemäss die Glaubwürdigkeit des Zeugen; auch die Versicherung göttlicher Eingebung kann die persönliche Erfahrung nicht ersetzen. „Der Inspiration war er sich nur selbst bewusst; und vermutlich zuckte man schon damals die Achseln über die Leute, die etwa Historisches aus Inspiration zu wissen vorgaben.“*

* Hume, Untersuchung über den menschlichen Verstand, S. 45-47; Leibniz, Theodicee, Erste Abhandlung, § 20-28, S. 50 ff.²¹⁶

* Lessing, Neue Hypothese, LM 16, S. 377.

Paulus gibt durch eigne Wunder erst den Beweis seiner Glaubwürdigkeit; auch später werden, wenn auch seltener, doch immer durch übernatürliche Gaben der Berichterstatter Christi Wunder erhärtet.* Häufig wird sogar die Unwahrscheinlichkeit des Berichtes selbst eine verbürgte Glaubwürdigkeit des Erzählers überwiegen. Hier findet sich wieder der Begriff der Wahrscheinlichkeit, der in der Aesthetik eine solche Rolle spielt.²¹⁹ Die wissenschaftliche Hypothese teilt ein wesentliches Merkmal mit der aesthetischen Welt. Hier wie dort fällt der vieldeutigen Wirklichkeit gegenüber das Urteil des Verstandes die Entscheidung über Geltung oder Nicht-Geltung. In beiden Fällen hängt diese Entscheidung zum grossen Teil von der Ueberzeugungskraft einer Persönlichkeit ab. Auch ein noch so sicher begründetes historisches Faktum kann aber nur dazu dienen, andere historische Sätze daraus zu folgern und andere historische Dinge darnach einzuschätzen. / Es kann nie der logische Beweisgrund einer Erkenntnis werden. Unabhängig von ihrer Evidenz sind metaphysische und religiöse Sätze. Hatte Lessing mit der Trennung von eigener Erfahrung und Ueberlieferung an die methodologischen Fragen der Geschichtswissenschaft selbst gerührt, so grenzt er sie durch diese Festlegung in ihrem Geltungsbereich ab gegen die Prinzipienwissenschaften. Die historische Methodik ist nicht geeignet zur Behandlung philosophischer Fragen. Zugleich aber befreit er, ohne vom christlich dogmatischen Standpunkt abzuweichen, den religiösen Menschen aus der Gebundenheit des Verstandes. Nur die Vermengung historischer Gesichtspunkte in die Religion hatte diese angreifbar gemacht. Er lässt den Kanon fallen, um das Christentum zu retten. –

Die Relativierung schreitet also weiter; auch die Geschichte ist höchst problematisch. Es ist ein ähnlicher Prozess, wie wir ihn schon in der Aesthetik gesehen hatten. Dort hatte die Relativität alles Natur- und Weltgeschehens die Wirklichkeit gleichsam unwirklich, transparent gemacht und dadurch der aesthetischen Scheinwelt angenähert.²²⁰ Hier wird ein neuer Bereich der Tatsachen seiner Dignität entkleidet. Seine Geltung wird eingeschränkt, er²²¹ wird relativiert, ohne dass ohne weiteres etwas Absolutes an seine Stelle gesetzt wird. Eine Leere²²², eine Unsi-

* Lessing, Beweis des Geistes und der Kraft. Ein zweytes Schreiben, LM 13, S. 404.²¹⁸

cherheit, ein luftverdünnter Raum bleibt zurück. Der suchenden Erkenntnis, die sich an etwas Letztes zu heften sucht, wird eine Stütze nach der andern entzogen. Die Erfahrung, die historische Ueberlieferung, die psychologische Evidenz, die Inspiration haben wohl alle eine gewisse / Berechtigung – mehr sogar, als der Rationalist ihnen im allgemeinen zuzubilligen geneigt ist –<, aber Sicherheit, allgemeine Geltung liefern sie nicht. Alles causal Verknüpfte ist zugleich relativ, und dem forschenden Verstande begegnet einstweilen nichts, dem diese Eigenschaft der Unsicherheit nicht anhaftet²²³.

Schliesslich ist der Gegensatz zwischen Vernunft- und Geschichtswahrheiten das konstituierende Prinzip des Lessing<'>schen Gottesbegriffes, und zwar nimmt er hier die Form an: Wie verhält sich das Ganze der Schöpfung, als Gesamtheit des Geschehens, zu Gott, dem Inbegriff der Vernunft? Hier wirken zwei Gefühlstöne gegeneinander: das Erlebnis, dass das Tatsächliche unzuverlässig, gleichgiltig und unwesentlich ist gegenüber dem abstrakten Denken, dessen Abwicklung sich als psychischer Zwang fühlbar macht,²²⁴ und die religiöse Verlegung alles Seienden in Gott als seinen Ursprung und Erhalter. Wie kann aus dem Unbedingten, dessen Wirkung auch nicht anders als unbedingt sein müsste, eine Welt fließen, deren Zufälligkeit und Trug so stark empfunden wird? In Gottes ewiger Wirksamkeit sind Vorstellen und Schaffen ein und dasselbe. Demnach wäre aber als Erscheinung zufällig, was als Vorstellung Gottes nicht anders <denn> als notwendig gedacht werden kann. Zur Lösung dieses Zwiespaltes schiebt sich bei Leibniz zwischen Zufälligkeit und Notwendigkeit die Angemessenheit ein. Aus der unendlichen Vielheit der möglichen Vorstellungsreihen wählt Gott, zwar nach Massgabe seiner Allgüte, aber doch frei, die / möglichst beste, d. h. die mit der geringsten Zahl von Uebeln, aus und lässt diese zur Verwirklichung zu. „Angemessenheit“ wird geradezu der „Grundsatz des Besten“* genannt. Das Wirkliche ist nur das Mögliche, das sich eignet, gewählt zu werden; es ist nicht logisch notwendig, sondern untersteht, in sich allerdings unwandelbar causal verknüpft, in seiner Zulassung zur Existenz einer moralischen Notwendigkeit, die durch die Güte, die Wahl, den Willen Gottes bedingt ist. Schöp-

* Leibniz, Theodicee, Vorrede, S. 26.²²⁵

fung geschieht durch Wertbetonung. Es war also weder notwendig noch wesentlich, dass Gott gerade diese Welt schuf, wenn es auch seiner Weisheit und Güte entsprach.* Aus diesem Gottesbegriff fließen bei Leibniz wiederum seine Theodizee und die besondere Art seiner Willensfreiheit, die eigentlich eine Determination ist. Das vorhandene Uebel ist an Umfang das wenigste, der Betrag, der bei Verwirklichung einer Welt unvermeidbar war. Es spricht nicht gegen die Güte Gottes, weil es unvermeidlich ist, es legt vielmehr dafür Zeugnis ab, weil die Wahl einer andern Welt seinen Umfang noch vermehrt hätte. Leibnizens Freiheitslehre aber beruht ganz auf der Annahme dieser göttlichen Wahl, von der jede menschliche Willensentscheidung ein Analogon bildet. In beiden Punkten weicht Lessing ab auf Grund eines bestimmten, von Leibniz abweichenden Gottesbegriffes. Auch für ihn ist das Universum die Realisierung göttlicher Vorstellungen, aber es ist keine ausgewählte, einzelne, sondern die Summe aller, der gesamte Bewusstseinsinhalt Gottes. Die Welt ist also für ihn restlose Offenbarung / des göttlichen Wesens, nicht ein (bester) neben unendlich vielen anderen Vorstellungszusammenhängen. Gott hat keine Wahl, sondern muss seinem Wesen nach seine Vorstellungen so denken, also die Welt so schaffen, wie sie ist. Es gibt also auch keine Wirklichkeit der Dinge ausser in Gott. Hier ist der kritische, viel angefochtene Punkt, wo sich Lessing dem Spinozismus nähert; denn sowohl die durchgängige Naturnotwendigkeit, der ohne Wahl auch Gott untersteht, wie auch die Umfassung alles Seienden durch die göttliche Substanz scheinen dem Spinozismus anzugehören. Tatsächlich ist es aber doch nur eine Annäherung, denn die Determiniertheit Gottes ist zwar consequenter durchgeführt als bei Leibniz, aber doch aus Leibnizischen Gedankengängen gefolgert, und die pantheistische Wendung ist, in den richtigen Zusammenhang gestellt, fast notwendig Leibnizischer Herkunft. Der entscheidende Unterschied zu Leibniz liegt tatsächlich nur darin, dass nach Lessing Gott keine Wahl bei dem Ablauf seiner Vorstellungen hat, der zugleich ein Schaffen, d.h. Verwirklichung ihrer Inhalte ist. Diese Differenz hängt zusammen mit der von Lessing sehr stark empfundenen Determiniertheit im Handeln des Menschen, auf die ich noch später

* Leibniz, Lettre à Mr. Coste, in: *Opera philosophica*, Bd. 1, S. 447-449.²²⁶

eingehen werde. Leibniz sucht nach einem Ausweg, um diese moralfeindliche Einsicht nicht zugeben zu müssen; Lessings Freiheitslehre setzt an einem ganz andern Punkte ein. Wenn diese Consequenzen auch irrtümlich dazu führen konnten, Lessing dem Spinozismus zu vindizieren, so sind die Grundlagen doch durchaus die Leibnizischen. Lessing selbst / sagt einmal von Leibniz und Spinoza: Wenn beide dasselbe Wort gebrauchen, werden sie dann aber auch dasselbe meinen?²²⁷ Dasselbe gilt hier: Lessings Determinismus und sein Pantheismus sind ganz etwas anderes als der des Spinoza. Jacobi betont in einem Brief an Herder (vom 30. Juni 1784) ganz richtig, dass es sich in dem Streit zwischen Supranaturalismus und Pantheismus weniger um das Enthaltensein der Gottheit im All²²⁸ oder des Alls in der Gottheit handele; der Hauptunterschied sei vielmehr der, dass bei dem einen Gott sich in sich selbst, bei dem anderen in der Kreatur bewusst werde²²⁹. So gestellt<,> beantwortet sich die Frage für Spinoza nach der einen, für Leibniz und Lessing nach der andern Seite hin; bei diesen beiden ist Gott durchaus das Analogon des menschlichen Bewusstseins und gerade mit der höchsten persönlichen Bewusstheit ausgestattet. Darauf weisen bei Lessing <„>Das Christentum der Vernunft<“>²³⁰ und § 73 der „Erziehung“²³¹; auch die Jacobische Bezeichnung von Lessings Gott als der Seele des All, das ein organischer Körper sei, stimmt in ihrer (ganz unspinozistischen) Lokalisiertheit dazu.²³² Das Verhältnis Gottes zur Welt ist in der Leibnizischen Anschauung gleich dem des vorstellenden Ich zu seinen Vorstellungen und vereinigt auf die Weise eine Transzendenz dem Dasein, Immanenz dem Wesen nach. Betont man das zweite, so ergibt das schon eine Annäherung an den Pantheismus. Denn es wäre ganz irrig, Leibniz etwa als Dualisten hinstellen. Lückenlos baut sich die Himmelsleiter der Monaden auf; kein Sprung stört den Zusammenhang zwischen dieser halb sinnlichen / und jener rein geistigen Welt. Durch unendlich viele unmerkliche Abstufungen geht der Weg. Gott ist nicht übernatürlich; auch die Fragestellung: ausserweltlich und innerweltlich ist unzutreffend. Er ist die letzte Auswirkung und Steigerung eines Prinzips, das sich als lebendige Kraft im Geringsten²³³ der Geschöpfe geltend macht und durch die unendliche Kette hin-

durch immer reiner hervortritt. Nimmt man Lessing für den Spinozismus in Anspruch, so will man ihn häufig nur von einem Dualismus entfernen, den man fälschlich in Leibniz hineingesehen hat. Allerdings verleitet hierzu die dem 18. Jahrhundert eigne Betonung der prästabilierten Harmonie und ihrer Anwendung auf das Leib-Seele-Problem. Auch Lessing selbst scheint mir von diesem Irrtum nicht frei zu sein.*²³⁴ Es wäre dem relativistischen, vermittelnden Geistescharakter Leibnizens aber ganz entgegengesetzt, wollte man ihn zum Dualisten stempeln. Das ist auch der Fehler, in den Erich Schmidt verfällt; die Gründe also, die bei ihm Lessings Spinozismus erweisen sollen, nämlich seine monistische Denkweise, können ebenso gut für seine Zugehörigkeit zu Leibniz ins Treffen geführt werden. Was nun Lessings eigne Aussage über den Spinozismus betrifft (im Jacobi-Gespräch), so erfährt sie ihre Erhellung durch die Erwägung, dass dem 18. Jahrhundert Spinozismus gleichbedeutend mit Atheismus war. Lessings Parteinahme bedeutet daher, besonders Jacobi gegenüber, mehr eine Rehabilitierung des Spinoza als keines Atheisten, / als eignes Bekenntnis zu seinen Einzelheiten.²³⁵ Die Gleichwertigkeit alles Lebenden vor der Natur konnte dem Verehrer der menschlichen Persönlichkeit²³⁶ nicht entsprechen, während dem ἔν και πάν²³⁷ schon vorgearbeitet war durch das ‚natura non facit saltum.²³⁸ Bei diesem Gottesbegriff führt wieder eine Brücke von der letzten klarsten Vernunftüberzeugung zum Dogma,²³⁹ zur Erklärung der Trinität: wie die Welt das All-Eine im Sinne der „geteilten“ Vorstellungen Gottes ist, so ist der Sohn ihre Gesamtheit, gleichsam das Ich-Bewusstsein Gottes²⁴⁰. Die unbedingte Göttlichkeit Jesu wird (wieder im Gegensatz zur Aufklärungstheologie) überall aufrechterhalten, im Kampf der Literaturbriefe gegen den <„>Nordischen Aufseher<“>²⁴¹, wo die Darstellung Jesu als bloßen Menschen verworfen, wie im <„>Wissowatius<“>, wo die Unendlichkeit des Abstandes zwischen Gott und Geschöpf als Argument für die Göttlichkeit Jesu in Anspruch genommen wird. Die Emanation Gottes in der Form der Persönlichkeit Jesu aber erfüllt noch einen Zweck. Sie bildet den Mittler zwischen dem Menschen und dem Unendlichen. Das Bedürfnis nach einem solchen ist ewig, und weil die christliche Religion diesem nicht nur

* Lessing, Durch Spinoza ist Leibniz nur auf die Spur der vorherbestimmten Harmonie gekommen, LM 14, S. 295.

entgegenkommt, sondern geradezu einen ihrer Hauptpfeiler daraus macht, darum wird sie Bestand haben. Die Betonung der idealen Persönlichkeit Jesu, die eine Steigerung bildet von dem, was an jedem Menschen göttlich ist, führt hinüber zu dem, was im „Testament Johannis“ und in der „Religion Christi“, den tiefsten und feinsten Darstellungen Lessings, als der letzte Inhalt der Religion hingestellt wird: nicht auf das Mysterium kommt es im Grunde dem religiösen Menschen an, wie die / Orthodoxie es will, noch auf die Moral, wie der Deismus es will, sondern es kommt an auf sein ganz persönliches Verhältnis zu Gott, Mitwelt und Natur, auf seinen Standpunkt und Umblick im Weltganzen. Wie im „Testament Johannis“ nach Bewältigung aller Dogmen und Sittlichkeitsvorschriften eine Regel für die Beziehungen der Menschen untereinander als letztes Wahrheitsvermächtnis des Alternden übrig bleibt – „sei deinem Nächsten liebevoll gesinnt“²⁴² <->, so ist in der „Religion Christi“ die vollkommene Persönlichkeit als Träger und Mittelpunkt der Religion hingestellt²⁴³, deren Aufgabe und Ideal wiederum „eine innere Reinigkeit des Herzens“²⁴⁴ eben dieser Persönlichkeit ist. Hier wie dort ist das Höchste nichts, was durch eine Anstrengung des Willens errungen werden könnte, sondern eine Stellungnahme, die unmittelbar und ungewollt aus dem Sein des Menschen fließt. Wie die Blume blüht, so ist der vollkommene Mensch rein und liebevoll – einem inneren Gesetz gehorchend, das eigentliche Selbst verwirklichend. Sittlichkeit bedeutet nichts anderes, als dieses Gesetz möglichst rein zur Anschauung zu bringen, und ihre oberste Vorschrift lautet deshalb: Handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäss.²⁴⁵ Diese Vollkommenheiten stellen die Struktur, die innere Kristallisationsformel dar, nach der sich aus den Ablagerungen und Einwirkungen der Aussenwelt das bildet, was wir als Persönlichkeit eines Menschen und <als> seine geistige Atmosphäre empfinden. Diese Sittlichkeit ist erst in zweiter Linie ein Tun; in erster Linie ist es die Art zu sehen, aufzunehmen, zu reagieren, diese ist bedeutungsvoller als einzelne gute Handlungen, deren Motive, solange sie nicht unmittelbar aus dem guten Sein fließen, zum / mindesten zweifelhaft sind. Das ist der Sinn der Freimaurergespräche, das gute Sein solle die guten Handlungen überflüssig machen.

Hier ist wieder der Punkt, wo aus einer Vielheit materieller Einzelheiten, die anfechtbar und unzuverlässig sind, eine Wendung in ein formales Prinzip genommen wird, das weit und inhaltleer genug ist, diese Vielheit unter sich zu begreifen.²⁴⁶ Diese formale Allgemeinheit wird überall gefunden im Rekurs auf das menschliche Bewusstsein. So durchbrach in der Ästhetik das Genie die Vielheit der Regeln, die es andererseits wieder schafft.²⁴⁷ So fand in der Wissenschaft die Vernunft in der Relativität der geschichtlichen Tatsachen ihre eignen Prinzipien als Grundlage und ermöglichte dadurch die Bewertung und Einordnung des Historischen.²⁴⁸ Und so bleibt endlich hier die religiöse Persönlichkeit als letzter Wert übrig, nachdem Dogmen und moralische Regeln ihre Wandelbarkeit erwiesen haben; sie durchbricht und erschafft sie neu durch ihr blosses Sein. Zu dieser Rolle ist das menschliche Bewusstsein befähigt durch seine Gesetzmässigkeit. Worin besteht nun diese? Es ist der spezifische Standpunkt des Individuums, die Stellung dem Nicht-Ich gegenüber; es ist gut oder schlecht je nach dem Standpunkt der Monade; es ist aber immer gesetzmässig. Die Handlungen sind die einzelnen Willensakte, die, bedingt durch jenen Platz im Universum, die gesetzlichen Aeusserungen der Seins-Einheit sind; ihr Wert hängt allein davon ab, ob in ihnen das Gesetz des Individuums verwirklicht wird; sie können ein gutes Aussehen haben und zu einem guten Erfolge führen, ohne dass sie deshalb aus der Güte des Seins fliessen, die ihnen allein den / Stempel der Sittlichkeit aufdrückt. Allerdings gehört das Handeln selbst so wesentlich, beinahe ununterscheidbar zu diesem Kraftzentrum wie die Strahlen zur Sonne. Die Monade ist nur wirklich, indem sie wirksam ist. Diese Tätigkeit wird als praktische Moral hauptsächlich im Gegensatz zum Theoretisieren betont: „der Mensch ist zum Handeln, nicht zum Vernünfteln geboren.“²⁴⁹ Die Auswirkungen nun sind völlig determiniert durch den Platz der Monade im Kosmos, denn dieser bedingt auch Erkenntnis und Gefühlsreaktion. Man kann die Ausdrücke „Standpunkt“ <,> „Gesichtspunkt“ <,> „Stellung“ bei Lessing ganz wörtlich nehmen, denn es liegt als Symbol tatsächlich eine räumliche Vorstellung vor.²⁵⁰ Die Monade, das heisst für Lessing der metaphysisch betrachtete Mensch, denn dieser allein ist der Ge-

genstand seines Interesses, steht auf einem ihm angewiesenen und eigenen Orte und übersieht von dort aus, je nach seiner Höhe: ein mehr oder minder grosses Feld, je nach seiner Lage: ein so oder so geartetes. Ueberall sieht er einen Ausschnitt, dessen individuelle Färbung sich in seiner Reaktion und Wiedergabe äussert.²⁵¹ Alle Erkenntnis und alle Aussage muss daher, obwohl sie sich auf einen einzigen und an sich unveränderlichen Stoff bezieht, in ihrer Form einmalig und bedingt sein; sie ist also zugleich absolut und relativ. So ist es zu erklären, dass in jeder Erkenntnis ein Wahres, Ewiges, und ein Falsches, d.h. Lokales, Temporales und Individuelles<,> liegt. Daher kann man auch, ohne dem Vorwurf der Heuchelei zu verfallen²⁵², getrost jeden auf dem Wege zur Wahrheit führen, auf welchem man ihn findet.²⁵³ / Daher sind alle Meinungsverschiedenheiten zwischen Männern nur Verschiedenheiten des Standpunktes, als solche unwesentlich und leicht zu schlichten. Daher hat jede Wahrheit ihren exoterischen und ihren esoterischen Gehalt, und daher kann man sagen, dass Gott auch bei unsern Irrtümern die Hand im Spiele habe²⁵⁴, denn sie sind durch den jedem allein sichtbaren, ihm zuerteilten Ausschnitt aus dem Gesamtbilde bedingt. Diese Betrachtung ist nur die andere, subjektive Seite des Phänomens, das sich logisch und methodologisch als Geschichts- und Vernunftwahrheiten darstellt. Die Erkenntnis, die nichts anderes ist als eine Auswahl von einem Mittelpunkt aus,²⁵⁵ erhebt sich von den verworrenen Vorstellungen, die die Folge eines niedrigen und begrenzten Gesichtspunktes sind, stufenweise zu der völligen Klarheit, mit der das höchste Wesen seine Welt durchschaut. Und hier, das muss scharf betont werden, ist der Platz für Lessings rätselhaften Ausspruch im Jacobi-Gespräch: dass Gott frei sei von „unserer elenden Art, nach Absichten zu handeln.“²⁵⁶ Er gehört nicht zur Frage des freien Willens.²⁵⁷ Absicht bedeutet – das ist auch für die Kunsttheorie in der <„>Dramaturgie<“> grundlegend²⁵⁸ – nicht eine frei-willentliche und bewusste Zweck- und Zielsetzung, sondern sie deckt sich mit dem Begriff <„>Gesichtspunkt<“> und bezeichnet eine individuell bedingte auswählende Erkenntnis. Der Wortsinn Ab-Sicht führt hier richtig. Lessings Satz besagt also nichts über den freien Willen, der etwa

* Lessing, Leibnitz von den ewigen Strafen, LM 11, S. 470.

* Lessing, Erziehung des Menschengeschlechts, LM 13, S. 415.

Gott ab- und dem Menschen / widerwillig zugesprochen würde, sondern drückt nur aus, dass die göttliche Erkenntnis von jeder Beschränkung durch den Standpunkt, also auch von jeder Auswahl frei sei. Der Zusammenhang im Gespräch zeigt deutlich, dass von Erkenntnis die Rede war, und wenn Lessing dann fortfährt, dass nicht der Gedanke oben an zu setzen sei,²⁵⁹ so kann man vielleicht in seinem Sinne ergänzen, dass, da ja auch Handlungen aus dieser Stellung im Universum, also „nach Absichten“ geschehen, diese bei Gott nach einem andern Gesetz sich vollziehen, als beim Menschen. Die Erkenntnis vom Standpunkt des Einzelnen abhängig zu machen, ist höchste Subjektivität; ich möchte aber diese Art eine stabilisierte nennen. Es gibt eine Subjektivität – es ist dann die einer späteren Zeit –, die immer geneigt und in Gefahr ist, sich zu überschlagen und in vollständige Relativität überzugehen. Hier aber wird gerade in der Subjektivität das Mittel gefunden, Gesetz und Ordnung in die Fülle des immer wiederkehrenden und sich wandelnden Einzelnen zu bringen. Das einzige Gesetz, das es gibt, ist das Strukturprinzip des menschlichen Bewusstseins. Wie sich nun diese stabilisierte Subjektivität zur religiösen Differenz stellt, wird ohne weiteres aus vielem, das schon gesagt wurde, klar. Die höchsten Vernunftwahrheiten, die sich in der Religion kristallisieren, können dem menschlichen Geiste nicht auf rationalem Wege nahegebracht werden. Sie manifestieren sich auf dem Wege der Erfahrung, und das Gefühl, mit dem der Mensch auf diese reagiert, ist der Glaube. Vorhin²⁶⁰ / lag der Nachdruck darauf, dass der Weg, den die Erkenntnis im Bewusstsein des Denkenden nimmt, objektiv zu ihr gehört; damit erklärte sich die konfessionelle Ausgestaltung der Religion, ihre Riten, Vorschriften, Gesetze<, > als Geschichtswahrheiten. Jetzt wird der Weg allein ins Auge gefasst, ungeachtet seiner Zugehörigkeit zum Ziel; dann ist er ein psychologischer Vorgang<, > und zwar das Erlebnis, das bei den Schöpfern und Verkündern der Religion zugrunde liegt und das jedem wiederholbar ist. Der Schwerpunkt liegt nun auf der religiösen Erfahrung, auf der die Evidenz des Glaubens beruht. Der Glaube ist der „Schild, unter dem nur ein einzelner Raum hat,“²⁶¹ und zwar der, der „fühlt, wo andere sich zu denken begnügen.“²⁶² In dieser Evidenz, so

unabweisbar sie für mich ist, liegt die Unmöglichkeit beschloßen, einen andern daran teilnehmen zu lassen. Das ist ein unabänderlicher Mangel. Sie kann nicht allgemeingiltig sein, und damit entfällt der Anspruch des Christentums auf einen wissenschaftlichen Beweis. Wohl können die Vernunftwahrheiten darin bewiesen werden, aber nicht das spezifisch Religiöse, das, wie wir sahen, subjektiv ist. Nur als persönliche innere Gewissheit ist es nicht nur zu verteidigen, sondern als unumstößliche Tatsache anzunehmen. Nur subjektiv ist es wahr und begründbar, und nur da das Bewusstsein als solches gleich organisiert ist, kann in diesen Dingen wenigstens eine relative Uebereinstimmung zustande kommen. Nun aber kommt eine Folgerung aus dieser Subjektivität als ihre Schranke / zugleich und ihre Stütze; aus der Eigenartigkeit der Standpunkte wird ein Prinzip gemacht. Es sind Dogmatiker und Schwärmer, die „den einzig wahren Weg zu Gott zu wissen wähnen.“²⁶³ Es führen unzählige Pfade zu ihm, deren individueller Bedingtheit das gemeinsame Ziel den Stempel der objektiven Richtigkeit aufdrückt. In ihrer inneren Gesetzmässigkeit, in der formalen Ordnung eines jeden liegt die Möglichkeit ihrer Geltung. Es gibt für den Einzelnen, der das eigne Erlebnis überzeugend und das fremde nicht nacherlebbar fühlt, nur eine Stellung zur der Mannigfaltigkeit der persönlichen Erfahrungen: die der vollkommenen, uneingeschränkten Toleranz. Das ist die zentrale Forderung, in die sämtliche theologischen Schriften Lessings mehr oder minder deutlich auslaufen. Sie unterscheidet sich in ihrer persönlichen Färbung und intensiven Vertretung nicht von der, die der Rationalismus im allgemeinen vertritt<, > und braucht deshalb hier nicht besonders behandelt zu werden. –

Mit diesem Individualismus setzt ein Moment ein, das das Lessing<'>sche Weltbild im irrationalen Sinne bestimmt. Zwar sind auch bei Leibniz die Monaden Individuen und müssen als solche teilhaben an etwas Irrationalem. Aber durch die Unterscheidung von absoluter und hypothetischer Notwendigkeit, die auch innerhalb jedes Einzelwesens gemacht wird, tritt das Gleiche, da es notwendig und ewig ist, stärker hervor als das Differenzierende, das zufällig und fluktuierend ist. Die Bewegung der Welt hat bei

ihm doch etwas von / dem Klappernd-Toten eines abrollenden Gedankenmechanismus. Die Natur, die sich immer und nur aus Einzelem zusammensetzt, ist eine Hülle, die sich vor das Allgemein-Gedankliche schiebt und häufig seine Betrachtung hindert. Wohl können diese Züge gelegentlich auch bei Lessing gefunden werden, wie andererseits entgegengesetzte bei Leibniz auftreten, so scharf sind die Grenzen nicht zu ziehen. Aber die Gefühlsbetonung liegt auf der andern Seite.*²⁶⁴ Die Natur hat bei Lessing vielfach eine Vielfarbigkeit und mannigfache Belebtheit, die bald an die Verherrlichung ihrer Grausamkeit, in Goethes „Fragment über die Natur“, bald an die andachtsvolle Versenkung in das Einzelne des „Werther“²⁶⁵ erinnert. „Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstört, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpfe Tod, indem es jenem Leben bringt; soll lieber kein Tod sein und keine Bewegung? Oder lieber Tod und Bewegung?“²⁶⁶* An anderer Stelle: „Wenn ich auch unvorsätzlich keinen Wurm zertreten soll, so dürfte ich mich überhaupt nicht mehr rühren.“²⁶⁷ Diese Stimmung läuft aus in eine Daseinsfreudigkeit, die ihm auch das zukünftige Leben nur ein modifiziertes diesseitiges sein lässt, vollkommener, aber prinzipiell gleich. Bis zur völligen Reinigung kehren die Seelen auf diese Erde wieder; in dieser gegenwärtigen Form spielt sich jedes Leben wieder ab. Nun erhält alles, was dem Individuum angehört, eine erhöhte Bedeutung. Zwar ist die interessierte Hinwendung zum Menschlichen aus der Gesetzmässigkeit und Allgemeinheit der Vernunft entstan/den. Sie zieht aber ein Eingehen auf alles Zugehörige nach sich: Verstand, Charakter, Neigungen, Gefühle, Aussehen, Gesten, Gesichtsausdruck, Körperbildung, alles wird jetzt wichtig und bedeutungsvoll. Für den Unsterblichkeitsglauben z.B. bildet die Fundamentierung²⁶⁸ und ihm verleiht eine charakteristische Form und Prägung die Rolle, die Lessing dem Physiologischen zuweist. An dem Aufsatz „Dass“²⁶⁹ mehr als fünf Sinne dem Menschen sein können“ ist nichts bemerkenswert, als der Umstand, dass eine physiologische Erwägung zur Begründung einer metaphysischen, also nach Lessing rein rationalen, Tatsache herangezogen wird.²⁷⁰ Diese Stellung kann das Aeussere nur deshalb annehmen, weil es stellvertretend für das Innere, <weil

* Lessing, Fragment an den Herrn M., LM 1, S. 244.

* Lessing, Anti-Goeze, LM 13, S. 165.

es> eine Symbolschrift des Psychischen ist. Stilistisch resultieren aus dieser Anschauung die vielen Bilder, Vergleiche und Analogien aus dem Gebiet des Körperlichen, mit denen Lessing das Geistige ausdrückt. Es erhält einen Eigenwert, der zu seiner – allerdings noch mehr sachlichen als liebevollen – Betrachtung nötigt: „Sieh, eine Stirn, so oder so gewölbt; der Rücken einer Nase, so vielmehr als so geführt; Augenbrauen, die auf einem scharfen oder stumpfen Knochen so oder so sich schlängeln.“²⁷¹ Endlich tritt in übertragener Bedeutung sein Symbolwert auf wie im <„>Berengarius Turonensis<“> als Lehre von den Zeichen, die zwischen dem Begriff des Zeichens als des Sichtbaren, unter welchem und mit welchem wir das Unsichtbare wirklich zu erhalten glauben (der in der Transsubstantiation wirklich in / das Blut Christi verwandelte Wein), dem des „blossen“ Zeichens als eines Dinges, bei dem man sich eines andern erinnern kann, ohne dass der Besitz des einen den des andern einschliesst, und dem des „pregnanten“ Zeichens unterscheidet, dessen Bedeutung sich mit dem des repräsentierten Dinges völlig deckt, ohne in der Existenz mit ihm zusammen zu fließen.²⁷² Diese Lehre von den Zeichen geht auf Leibniz zurück; ich erinnere an die Erörterung seiner „Allgemeinen²⁷³ Charakteristik“, die als Voraussetzung die eindeutige Zuordnung des Körperlichen zum Geistigen und die Ausdrückbarkeit des einen durch das andere hatte. In ihrer Weiterführung aber verlässt sie das Gebiet des Organischen, vom dem sie ausging. Es ist nicht mehr allein das menschliche Bewusstsein, das die Kraft hat, sich einen entsprechenden organischen Körper zu schaffen, sondern²⁷⁴ alles Gewordene ist in seiner Eigenart notwendig so geworden, und allem Einzelnen kommt in diesem Sinne die Bedeutung zu, die anfänglich nur der Körper hatte. Das Auge blickt also nicht mehr flüchtig durch alles Aeussere, Tatsächliche, Gewordene hindurch, nur in der Richtung auf das Unveränderliche, dessen Licht es entlehnt,²⁷⁵ sondern verweilt auf ihm als auf Dingen und Verhältnissen, die ihr eignes Gewicht und ihren eignen Schwerpunkt haben. Ihre Betrachtung bildet deshalb einen Wert, der unabhängig ist von der Erwägung, wie mehr oder minder deutlich sich die Vernunftwahrheiten in ihnen manifestieren: die eigentlich historische Be-

trachtung tritt / auf. Sie unterscheidet sich von der wertenden Betrachtung, wie wir sie anlässlich der <„>Erziehung des Menschengeschlechts<“> besprochen haben.²⁷⁶ Zu polemischen Zwecken angefangen, wird sie bald Selbstzweck, historische Fakta bekommen ein eignes Leben. Und zwar nimmt ihre Gesetzmässigkeit die Formen <an>, die von der Auswirkung der Monaden-Entelechie an bis zum Gehalt des Wahrheitsbegriffes alles beherrscht: die Bewegung, der Prozess, die Entwicklung. Damit ist der Begriff des historischen Werdens entstanden und nimmt eine dominierende Stellung ein. Von nun ab stellt sich jedes Gegebene nach zwei Seiten hin dar: einmal als ein causal gewordenes Irrationales und andererseits als ein teleologisch bedingtes Gedankliches. Dies sind alles Züge, die später im Sturm und Drang eine ungeheure Rolle spielen.²⁷⁷ Aber gerade in der Stellung zu den historischen Produkten wie Staat und Gesellschaft zeigt Lessing in Gefühls- und Wertbetonung den schärfsten Gegensatz zum Sturm und Drang. Hier²⁷⁸ erweist sich die neue historische Betrachtungsweise noch sehr viel weniger wirksam als die rational-idealistische Ansicht von der grösseren Realität des Allgemeinen gegenüber dem Besonderen. Die Einzelbetrachtung in Natur und Geschichte ist noch von keiner Gefühlsauslösung begleitet. Die herrliche Vielheit der Natur gebietet noch nicht <über> das unbedingte Recht des Individuums, sich auf Kosten des andern durchzusetzen. Die Freude an der Verschiedenheit wird noch nicht auf menschliche Verhältnisse übertragen. Im Gegenteil ist für Lessing der Urgrund aller / Dinge ein einziger; wesentlich ist doch immer das, was im Einzelnen dieses Gemeinsame zur Anschauung bringt. Nicht die staatlichen, religiösen, sozialen Gegensätze sollen betont werden, sondern gerade das, was den Menschen darüber stellt: seine Vernunftnatur. In den Freimaurergesprächen wird die Formel gefunden: Über der Trennung in Staaten und den Trennungen im Staat soll eine Loge alle Gutgesinnten aufnehmen. Nathan seufzt nach einem, dem es genügt, ein Mensch zu sein;²⁷⁹ Patriotismus ist eine „heroische Schwachheit.“* Der nationalen Besonderheit wird ihr Platz gelassen, aber ihre Grenzen angewiesen. Ueber den Einzelkomplexen der Familie, des Standes, der

* Lessing, Ernst und Falk, LM 13, S. 360.²⁸⁰

Nation eröffnet sich jedesmal ein grösserer Kreis, der die engere Stufe als Einschränkung erscheinen lässt. Die Menschheit ist der letzte, der alle anderen an sich schliesst. Es ist ein Weltbürgertum ohne die polemische Schwärmerei des spanischen Weltbeglückers. Der Staat, dem keine nationale Betonung seine Bedeutung gibt, erhält seine Funktion, ein Schutz der Bürger zu sein. Familie und Stand sind gleichfalls Zweckverbände – alles willkürliche Ordnungen, die überflüssig werden, wenn der einzelne sich selbst zu regieren weiss. Die zahlreichen Zwischenglieder fallen für Lessing fort; von jedem Einzelnen erweitert sich der Ring gleich zur grossen Gemeinschaft der Menschheit; der Mensch ist Individuum und Vernunftwesen, und zwar das eine, weil er das andere ist.²⁸¹

In der allgemeinen Relativität hatten wir als notwendig eine Gesetzmässigkeit kennen gelernt, die ihren Ursprung im menschlichen Bewusstsein hat.²⁸² Dieses hat aber nun durchaus nicht die Bedeutung, die es vorher bei Descartes <hatte> und nachher bei Kant²⁸³ <haben wird> – als ein Inbegriff von Denkgesetzen nämlich –<, > sondern es wird tatsächlich zur lebendigen, individuellen Psyche des einzelnen Menschen, die sich mit dem Körper zur organischen Einheit verbindet. Dadurch ist der Brennpunkt des Interesses auf den Menschen gerichtet, dessen höchste Form wir in der Aesthetik als Genie, in der Religionsphilosophie als den religiösen Menschen – kurz als die vollkommene Persönlichkeit²⁸⁴ – kennen gelernt hatten. In ihr gipfelt das Weltbild, das hierin zugleich die höchste Gesetzmässigkeit und die höchste Freiheit erreicht. Gesetzmässig ist sie nicht nur dadurch, dass sie ihre Prinzipien der Welt aufdrückt und sie dadurch erst in ihrer rationalen Ordnung entstehen lässt, nicht nur dadurch, dass sie als Selbstverwirklichung eine bestimmte Funktion im Kosmos erfüllt, sondern vor allem auch dadurch, dass die Form ihres inneren Ablaufs genau so streng geregelt ist, wie der der äusseren Welt, dass sie mithin selbst unter dem Gesetze steht. Das ist der Lessingische Determinismus und die Lehre von der durchgängigen Unfreiheit des menschlichen Willens. Bei einer fest geregelten Naturordnung ist die Postulierung eines freien Willens der einzige Punkt, wo diese Naturordnung durch ein

ursachloses, unkontrollierbares Element durchbrochen werden soll. Soll nun damit nicht die ganze Einheit der Erkenntnis umgestürzt werden, so muss angenommen werden, dass der menschliche Wille tiefer liegt, sich gleichsam garnicht in derselben Schicht vollzieht, in der das / Naturgeschehen sich abspielt. Nimmt man aber eine solche Unvergleichbarkeit nicht an, sondern soll das psychische Geschehen dem Naturgeschehen analog sein, so muss es ebenso streng causal verknüpft sein wie dieses. In der Tat ist das die Folgerung, die Lessing zieht. „Das Vermögen, aus zwei gleich ähnlichen und guten Dingen eines dem andern vorzuziehen, ist eine leere Grille.“²⁸⁵ An Lessings Determinismus hat die Behauptung, er sei Spinozist gewesen, ihre stärkste Stütze. Bei der Einreihung dieser Ansicht an den ihr zugehörigen Platz wird sich jedoch, genau wie bei der Frage des Pantheismus²⁸⁶, erweisen, dass der Gedankengang ganz Leibnizisch ist. Ueberall wo Lessing von Leibniz abweicht, ist er nur consequenter als er. Die Leibnizische Freiheitslehre ist nicht ganz klar. Die Willensfreiheit des Menschen beruht bei ihm auf der metaphysischen Zufälligkeit der Welt, in der er²⁸⁷ steht. Und wie diese Zufälligkeit nur für die Erkenntnis eine Rolle spielt, in der causalen Abwicklung des Geschehens aber ganz belanglos ist, so ist auch die Freiheit des Willens nur für das Wissen vorhanden, als psychologische Tatsache ist sie von garkeiner Bedeutung, ja sogar überhaupt nicht spürbar; und doch hatte sie gerade und nur als Bewusstseinserebnis Sinn und Wert gehabt. Es hat fast den Anschein, als wenn die Willensfreiheit tatsächlich nur „präten-diert“ wäre. Für Lessing, der überall seine Beobachtungen und praktischen Erfahrungen in seine Erwägungen mit einbezieht, spricht das Bewusstseinserebnis, das also auch bei Leibniz in die Richtung der Willensfreiheit weist, in viel entscheidenderer Weise mit; Erlebnis und Ueberlegung wirken jetzt zusammen zu der Ueberzeugung, dass tatsächlich keine Freiheit des Willens existiert, dass die Vorgänge im Innern des Menschen mit eben derselben unerbittlichen Folgerichtigkeit vor sich gehen, wie der Lauf der Gestirne, und dass deshalb für einen Willen, der sich auf Grund gleichwertiger Motive bald so, bald so entscheiden könne, kein Raum sei. Dieser Ansicht hatte er schon in der <„>Dra-

* Lessing, Pope ein
Metaphysiker, LM 6,
S. 439.

maturgie<> klaren Ausdruck gegeben. Die Geschlossenheit und Notwendigkeit der ästhetischen Welt kam gerade dadurch zustande, dass mit Naturnotwendigkeit der Charakter aus der Erkenntnis, die Motive aus dem Charakter, die Handlungen aus den Motiven und die Ereignisse aus den Handlungen hervorgehen. Die Stelle, an der Lessing die begriffliche Formulierung dieser Ansicht ausspricht, ist in den Anmerkungen zu Jerusalems philosophischen Aufsätzen und scheint mir so bedeutsam, dass ich sie ganz hierhersetzen möchte. „Der 3. Aufsatz zeigt, wie wohl der Verfasser ein System gefasst hat, das wegen seiner gefährlichen Folgerungen so verschrieen ist, und gewiss weit allgemeiner sein würde, wenn man sich so leicht gewöhnen könnte, diese Folgerungen selbst in dem Lichte zu betrachten, in welchem sie hier erscheinen. Tugend und Laster so erklärt; Belohnung und Strafe hierauf eingeschränkt: was verlieren wir, wenn man uns die Freiheit abspricht? Etwas – wenn es²⁸⁸ etwas ist – was wir nicht brauchen; was wir weder zu unserer Tätigkeit hier, noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen. Etwas, dessen Besitz weit unruhiger und / besorgter machen müsste, als das Gefühl seines Gegenteils nimmermehr machen kann. – Zwang und Notwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirkt, wie viel willkommener sind sie mir als kahle Vermögenheit, unter den nehmlichen Umständen bald so, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, dass ich muss, das Beste muss. Wenn ich in diesen Schranken selbst so viele Fehltritte tue: was würde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre? einer blinden Kraft überlassen wäre, die sich nach keinen Gesetzen richtet, und mich darum nicht minder dem Zufall unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst <hat>? – Also von der Seite der Moral ist dieses System geborgen. Ob aber die Spekulation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könne? Und solche Einwendungen, die sich nur durch ein zweites, gemeinen Augen ebenso befremdendes System heben liessen? Das war es, was unser Gespräch [...].“²⁸⁹ Deutlicher kann der Determinismus nicht ausgesprochen werden, und alle für Lessing charakteristischen Züge sind darin bereits angedeutet. Zunächst: wie kommt der psychische

Zwang, der mich zum Handeln treibt, zustande? Durch die Vorstellung des Besten. Darin liegt einmal das Primat der Erkenntnis über den Willen. Habe ich die Höherwertigkeit des einen von zwei Wegen einmal verstandesmächtig erkannt, so fühle ich mich gezwungen, diesen zu gehen. „Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweige.“²⁹⁰ Das ist die psychologische Seite. Zugleich liegt darin aber auch die Gesetzmässigkeit des Weltaufbaus: ich muss das Beste tun, nicht das, was mir subjektiv / als das Beste erscheint, sondern das, was zugleich objektiv im Gesamtplan das Beste ist. Die Kraft, die in mir ist, wickelt sich also nicht nur in ihrem Ablauf gesetzmässig ab, sondern sie untersteht auch als Ganzes²⁹¹ irgendwelchen Gesetzen. Die innere Gesetzmässigkeit ist der lückenlose Motivationszusammenhang, durch den die Willenshandlung nicht aus der Reihe der übrigen, causal verknüpften Bewusstseinsphänomene heraustritt. In dieser Lückenlosigkeit ist wieder das Leibnizische Moment der Stetigkeit, des kontinuierlichen Hervorgehens des einen aus dem andern wirksam. Wo zwischen zwei Bewusstseinsphänomenen ein Sprung vorhanden zu sein scheint, da treten die *petites perceptions* in die Lücke. Jede Psychologie muss, wenn sie unter ihren Objekten eine Gesetzmässigkeit konstituieren will, auf das Unbewusste zurückgehen, denn an der Oberfläche der psychischen Erscheinungen ist tatsächlich keine durchgehende causal-mechanische Folge zu konstatieren. Von diesem methodischen Mittel also macht Lessing in der Form der unendlichen kleinen Vorstellungen Gebrauch. Ein Geräusch setzt sich z.B. zusammen aus einer unendlichen Anzahl kleiner Geräusche, die nicht jedes einzeln in unser Bewusstsein eindringen und sich dort geltend machen. So ist jeder Eindruck mitbestimmt durch eine Reihe unbewusster Vorstellungen, die mitschwingen wie die Obertöne eines Klages. Diese sind auch die Ursache, wenn scheinbar unvermittelt und ohne Anlass eine Vorstellung, ein Erinnerungsbild, ein Gefühl im Bewusstsein entsteht. Wenn nun der Wille sich anscheinend aus freier Tätigkeit der einen oder der anderen Seite zuneigt, so sind die / unbekannte Ursache jene Vorstellungen, die zu gering sind, um bewusst zu werden, die aber trotzdem wirksam sind. Ausser dem Willen kommen we-

sentlich nur noch Vorstellungen als psychische Tatsachen in Betracht, deren Verlauf ja auch die Tätigkeit der Monade bildet. Dass Triebe, Neigungen, Wünsche keine grosse Rolle spielen, wird schon dadurch erwiesen, dass die richtige Vorstellung auch notgedrungen das richtige Handeln erzeugt. Auf Bewusstseinsregungen, die der richtigen Vorstellung entgegen arbeiten und sich trotz ihrer durchsetzen könnten, wird nicht viel Rücksicht genommen. Sie werden auch nicht in den Charakter einbezogen; dieser ist vielmehr ein Komplex von Prinzipien, aus deren Befolgung eine Konsequenz des Handelns erfolgt. Der Wille schiebt sich daher gleichsam als Gelenk zwischen Vorstellung und Handlung ein. Dadurch wird innerhalb des Bewusstseins die Gesetzmässigkeit hergestellt; das Gesetz, dem die Reihe als Ganzes untersteht, ist in dem Plan des Weltganzen begründet. Die zwangsmässig erfolgenden Einzelhandlungen der Menschen führen zum allgemeinen Besten, dienen einer Entwicklung der Menschheit zum Fortschritt. Da es nun die Vorstellung des Besten ist, die das objektiv Beste hervorbringt, so folgt, dass der moralische und ethische Fortschritt abhängig ist vom Fortschritt der Erkenntnis. Und damit ist wiederum der Kreis geschlossen, der die Gesetzmässigkeit und damit die Notwendigkeit einzig in das Bewusstsein des Menschen verlegt. Dass aber nun die Vorstellung des Besten tatsächlich das objektiv Beste bezeichnet, das ist ein Optimismus, der an sich nichts / mit dem Determinismus zu tun hat. Es wäre denkbar, dass der grosse Mechanismus, in den auch der Bewusstseinsverlauf und das Handeln des Menschen miteinbezogen sind²⁹², ohne Richtung sich abwickelte. Nun kommt aber der Optimismus hinzu als eine Hoffnung, ein Glaube an die Wirksamkeit des Gesetzes zum Nutzen der Menschheit. Dieser Glaube ermöglicht eine Ergebung unter das Gesetz wie unter einen göttlichen Willen. Und tatsächlich fallen diese beiden Vorstellungen in eine zusammen: der göttliche Wille ist nichts anderes als das Gesetz, an das man glaubt. Hier ist der Grund der veränderten Gottesvorstellung, die wir vorhin besprochen.²⁹³ Denken und Schaffen gehen bei Gott zusammen wie beim Menschen Denken und Handeln. Bei Leibniz aber geht der Schöpfung,²⁹⁴ d.h. der Handlung Gottes, eine Wahl voraus, die auf diese Weise der Ursprung aller

Dinge ist; sie ist zwar durch den Grundsatz des Besten bestimmt, lässt aber doch die Möglichkeit eines andern Ausganges offen. Bei Lessing ist die Entstehung der Dinge Gesetz; der göttliche Wille ist ebenso determiniert wie der menschliche; er fällt zusammen mit dem Gesetz; Unterordnung unter ihn heisst Anerkennung des Gesetzes; Glaube an seine Güte bedeutet die Erwartung, dass der subjektive Zwang zum allgemeinen Vorteil wirksam ist. „Ich danke dem Schöpfer, dass ich muss, das Beste muss.“²⁹⁵ Die beiden Teile, Haupt- und Nebensatz, drücken dieselbe freiwillige Unterordnung unter eine überpersönliche Notwendigkeit aus. – Mit diesem Optimismus, diesem Glauben ist eine Theodizee nur noch nach einer Seite hin nötig geworden. Die Möglichkeit, dass, wenn das Handeln des Menschen / nicht frei ist, das Böse in seiner Natur überhand nimmt, ist eben damit weltanschauungsmässig von vornherein abgelehnt. Was aber den Determinismus dem ganzen 18. Jahrhundert so verhasst macht, das ist die moralische Verantwortungslosigkeit des Menschen, die daraus folgt. Wenn das Böse ebenso notwendig aus der menschlichen Natur folgt wie das Gute, so ist es ebenso gottgewollt; untersteht das menschliche Handeln unwandlungsfähigen Gesetzen, so hat der Mensch nicht mehr die Wahl zwischen Recht und Unrecht. Damit entfällt die Berechtigung von Lohn und Strafe. Wem aber steht die Schuld zu, wenn er Unrecht tut? Die unmittelbare Antwort lautet: Gott, denn er hat mit dem Menschen das Böse wie das Gute geschaffen. Dabei kann aber das religiöse Bewusstsein nicht stehen bleiben. So ist also der Determinismus zu einem ethischen Problem einerseits, zu einem religiösen andererseits geworden. Dieses läuft hinaus auf die dieser Zeit geläufige Form der Theodizee. Die Leibnizische hängt wieder ab von der Konzeption der unendlich vielen möglichen Welten. Allerdings ist der Grundgedanke seines Werkes, dass das Unvollkommene nicht nur untrennbar verknüpft mit allem Endlichen, sondern dass es sogar notwendig ist zur Erreichung immer grösserer Vollkommenheit.²⁹⁶ Nur im Kampf mit dem Bösen erfährt der Mensch die „Erhöhung seines Wesens“, die zugleich Vollkommenheit ist; das heisst, nur im Werden findet er sein wahres Wesen. Die Harmonie entsteht nur aus

Mangel und Gegensatz. Aber dieses ist nicht der einzige Gehalt der <„>Theodizee<“>. Ihr Beweisgang beruht vielmehr auf etwas anderm. Aus der Fülle seiner Vorstellungen hat Gott eine Reihe ausgewählt und zur / Verwirklichung zugelassen, die das verhältnismässig geringste Mass an Uebeln enthielt, die „beste der möglichen Welten.“ Mit der Zulassung zur Existenz waren alle Geschehnisse und alle Folgen, die jemals eintreten würden, vorhergesehen und bejaht. In seiner Wahl des Besten²⁹⁷ liegt zugleich Gottes Rechtfertigung. Eine tadellose Welt konnte er nicht schaffen, also nahm er die, die das geringste Mass von Uebeln aufwies. Damit wird einer quantitativen Betrachtung, die das Uebel gegen das Gute aufwiegt und abrechnet, die Tür geöffnet. Damit wird ein ernsthafter Zweifel an einer göttlichen Weltordnung nicht beschwichtigt, denn eine quantitative Abwägung lässt immer abweichende Resultate zu; und nur einem Optimismus, der wie der Leibnizische von vornherein, von Temperaments wegen, feststeht, kann die Lösung befriedigend erscheinen.²⁹⁸ Diesen Weg geht Lessing nicht. Allerdings versucht er<,> auch an der Lösung dieser Probleme Leibnizens „grosse Denkart“²⁹⁹ zu enthüllen, versucht,³⁰⁰ an den spitzigsten Pointen des Systems die Wege und Motive aufzuweisen, die zu ihrer Heraushebung geführt haben. So prüft er, wie er auch in allen Dogmen die innere Bedeutung, für die sie Symbol sind, zu finden sucht, Leibniz<’> Lehre von den ewigen Höllenstrafen und findet ganz richtig den Zusammenhang dieser Lehre mit Theodizee und Determinismus. Dabei entwickelt er seine Auffassung von Lohn und Strafe. Haben sie nämlich keine Berechtigung mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt, da sie Korrelate zu den Begriffen Recht und Unrecht waren, so müssen sie aufgefasst werden als die Folgen, die jede Tat ihrer / Eigenart zufolge nach sich zieht. Diese Folgen sind natürlich ewig,³⁰¹ aber selbst mit der ewigen Verdammnis der einzelnen Seele kann die Glückseligkeit³⁰² und damit vom göttlichen Standpunkt aus die Vollkommenheit der gesamten Welt wachsen – das ist die Form, in der er die Ewigkeit der Folgen einer Handlung, die ewig causale Verknüpfung aller Dinge<,> mit Gottes Güte vereinigt. Viel stärker aber als bei Leibniz tritt bei Lessing die qualitative Betrachtung der Werte und Unwerte hervor: Mag

jeder Mensch mit dem Grade seines Glückes unzufrieden sein, die Vollkommenheit liegt nur in der Angemessenheit seines Zustandes, und sie wächst mit der Erweiterung seiner Kräfte. Seine eigentliche Theodizee aber liegt in dem Gedanken, den er in der Jerusalem-Anmerkung selbst als die spekulative Seite eines Systems bezeichnet, dessen moralische der Determinismus sei.* Das ist die Seelenwanderung.* Lessing hat sich über sie seiner Art gemäss immer nur vorsichtig und hypothetisch ausgedrückt, aber der Schluss der <„>Erziehung des Menschengeschlechts<“> lässt wohl keinen Zweifel darüber, welcher Art jenes andere, „gemeinen Augen ebenso befremdliche“³⁰⁵ System sein könne, das eine Theodizee liefern kann.³⁰⁶ Ich unterscheide hier Gedankengang, Grundlagen und geistigen Gehalt dieser Lösung. Der Gedankengang ist folgender: Allerdings leidet hier in dieser Welt oft der Gute und Gerechte schuldlos; allerdings findet er oft nicht den ihm gebührenden Lohn, der Böse nicht die ihm zukommende Strafe. Wie aber, wenn diese scheinbare Ungerechtigkeit gar keine wäre? Wenn das Leiden / nur die Busse einer Schuld aus dem vorhergegangenen Leben, der mangelnde Lohn nur ein Verschieben auf ein zukünftiges ist? Das eine gegenwärtige Leben wäre dann nur ein Ausschnitt aus einer Reihenfolge von Wandlungen, und manches würde sich im Gesamtverlaufe aufklären, was jetzt Ungerechtigkeit zu sein scheint. In welcher Form nun wickelt sich die Folge von Leben ab? Hier ist es wieder deutlich, wie Lessing auch an einem Punkte, wo er von Leibniz abweicht, sich Leibnizischer Begriffe bedient, um seine eigne Lösung zu formen, wie Leibnizische Bildung ihm die Mittel an die Hand gibt, seinen eignen Weg zu gehen. Dieses Leben bildet mit den vorhergehenden und den folgenden eine Reihe von Zuständen, die sich prinzipiell in nichts von denjenigen unterscheiden, durch die der Mensch schon während eines Lebens hindurchgeht; zwischen diesem Leben und einem folgenden ist kein grösserer Unterschied als zwischen Kindheit und Greisenalter. Geburt und Tod sind nur Metamorphosen; wie der lebende Organismus im Samentierchen präformiert war und sich während seines Lebens nur entfaltet hat, so ersetzt nach dem Tode eine andere Form die uns gewohnte. Ein Aufhören des Lebens wäre

* Lessing, *Campes philosophische Gespräche*, LM 16, S. 443.³⁰³

* Lessing, *Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können*, LM 16, S. 525.³⁰⁴

ein viel zu gewaltsamer Akt, der die Continuität der Natur zu heftig stören und unterbrechen würde; es gibt nur eine ewige Evolution eines aus dem andern. Wie in dem Haushalt der Natur nichts verschwendet wird, nichts ungenützt davongeht, so auch „wehe, wenn in der Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren ginge!“³⁰⁷ Der geistige Ge/halt der Theorie aber spricht sich am deutlichsten am Schluss der <„>Erziehung des Menschengeschlechts<“> aus: Wenn der Fortschritt der Welt auch unmerklich ist, weil sich die Bewegung des grossen Rades aus der vieler kleiner zusammensetzt³⁰⁸, so ist doch eine Vervollkommnung, wenn nicht in diesem einen Leben, so doch in mehreren wiederholten möglich. Was schadet es, wenn es langsam geht? „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?“³⁰⁹ Damit erhebt sich die Spekulation auf eine grössere Höhe. War bisher nur vom Leiden der Welt die Rede, von einem psychologischen Unglück, so greift hier der Gedanke tiefer. Nicht um Glück handelt es sich mehr, sondern um Vollkommenheit. Damit wacht die moralische Verantwortung wieder auf³¹⁰, wenn auch in eine andere Richtung gewandt als vorher. Damit wird das Problem aus einem psychologisch<->persönlichen, wo sich nur schliesslich jeder mit seinem Schicksal abzufinden hat, zu einem metaphysischen, an dem die ganze Menschheit Anteil hat. Es handelt sich um Vollkommenheit auf geistigem³¹¹ Gebiet. Ich verliere den einmal errungenen Standpunkt nicht wieder; ich bin in der Lage, wieder und wieder auf ihm aufzubauen; nichts Geistiges geht verloren. Und zwar wird es aufbewahrt in einer individuellen Form, denn das, was ewig ist und wirkt, ist die Vorstellungstätigkeit, das geistige Schaffen der Monade. Nichts Geistiges geht verloren – davor sinkt das einzelne Menschenglück, die einmalige Ungerechtigkeit zur Bedeutungslosigkeit herab. Daraus entsteht die Folgerung eines intellektuellen Fortschrittes, ein / Aufsteigen zu immer grösseren geistigen Vollkommenheiten. Aber noch geht der Gedanke weiter. Es bleibt nicht beim intellektuellen Fortschritt. Ich komme nun auf die andere Seite des Problems, die rein moralische, zurück. Die Rechtfertigung Gottes musste bei Lessing mit viel grösserer Schärfe herausgehoben werden als bei Leibniz, weil sein consequenterer Determinismus die Frage der Theodi-

zee verschärfte. Und zwar setzt die Problematik gleich tiefer ein, weil Lessing sich nicht scheut, seinem Gottesbegriff eine völlige Gesetzmässigkeit zu verleihen. Gott kommt keine Willensfreiheit zu. Sollte weder die Willensbestimmtheit des Menschen, noch seine Analogie mit Gott aufgegeben werden, so war dieses die notwendige Folge. Die Wahl Gottes zwischen seinen Vorstellungsinhalten als zwischen möglichen Welten fällt weg. Gott realisiert seinen gesamten Bewusstseinsinhalt; das heisst, keine praktische Wertbetonung bestimmt die Existenz des Seins, sondern ein ganz abstrakter Erkenntniszwang. Gott selbst steht unter der Botmässigkeit der Denkgesetze. Auch das<, > was er lehrt, ist nicht wahr, weil Gott es lehren will, sondern Gott lehrt es, weil es wahr ist.*³¹² Er kann nichts wollen, bloss weil er es will. Einen freien Willen des Fürwahrhaltens oder Nicht-Fürwahrhaltens gibt es nicht. Es ist unsinnig, dem Gegner bösen Willen der Erkenntnis unterzuschieben*³¹³, es steht nicht in seiner Macht, für wahr zu halten, was ihm beliebt; und wenn er im Irrtum befangen ist, so ist nicht sein Wille, sondern seine Erkenntnis mangelhaft. Die / Suprematie der Erkenntnis über den Willen macht sich psychologisch als Determiniertheit fühlbar; dem für Recht Erkannten folgt der Wille mit einem Gefühl des Zwangsmässigen. Das sittlich schlechte Handeln wird somit zum Irrtum, dem keine moralische Verantwortung mehr anhaftet. Nun müssen Lohn und Strafe eine andere Gestalt annehmen als bisher. Als Vergeltung von Tugend und Laster haben sie ebensowenig Berechtigung mehr wie diese Begriffe selbst. Lohn und Strafe sind nunmehr die Zustände, die durch die Taten selbst verursacht sind. Dadurch werden sie völlig relativ und stellen in stetigem Uebergange eine Verbindung von Himmel und Hölle durch unendlich viele Stufen dar. Wie es keine ganz gute und keine ganz schlechte Tat gibt, so ist auch die Seele keiner rein angenehmen oder rein unangenehmen Empfindung fähig,³¹⁴ geschweige denn eines solchen Zustandes. Ein jeder muss seinen Himmel noch in der Hölle, seine Hölle noch im Himmel finden; denn der beste Mensch hat noch unendlich viel Böses, der schlechteste noch viel Gutes in sich. Daher widerstreitet es jeder Gerechtigkeit, im Bausch und Bogen zu lohnen und zu strafen.³¹⁵ Gutes

* Lessing, *Axiomata*,
LM 13, S. 127.

* Lessing, *Wissowatius*,
LM 12, S. 92 ff.

wie Böses muss sich auch im entgegengesetzten Zustande noch in seiner positiven Kraft äussern. Jeder Lohn und jede Strafe muss so relativ sein wie der sittliche Wert des Individuums. Auch im Moralischen gibt es keine absoluten Begriffe. Summum ius summa iniuria.³¹⁶ Lohn und Strafe haben daher wie alles Relative nur in einem Entwicklungsprozess Berechtigung, nur als Erkenntnismittel Wert; und auch hier nur so lange, als die moralische Kraft des Individuums / noch nicht gross genug ist, um ohne diese Stütze fertig zu werden. Das Alte³¹⁷ Testament<, > als die Fibel³¹⁸, die die Menschheit in ihrem Kindesalter gebraucht hat, kennt dieses Lock- und Schreckmittel,³¹⁹ denn der Mensch auf der niedrigsten Stufe kann moralischen Gesetzen noch nicht folgen; das Neue³²⁰ Testament verfolgt eine andere Methode – es will zum Guten durch vernünftige Beweggründe erziehen. Das Gute um des Guten willen tun³²¹ ist das Ziel; und da das Tun des Guten nur abhängig ist vom Erkennen des Guten, so ist die Sittlichkeit die höchste Stufe der Aufklärung. Das ist die ganz rationalistische Oberfläche, die sich hier bietet, zugleich aber setzt hier die uns bekannte Wendung vom Relativen ins Absolute ein. Sie ist eingeleitet durch den Gottesbegriff. Dadurch, dass die Welt die Realisierung des gesamten Vorstellungsinhaltes Gottes ist, ist sie nicht mehr eine unter vielen möglichen, der Einzelfall eines Begriffs, sondern die einmalige lebendige Auswirkung des Göttlichen. Wenn Gott in seiner Schöpfung seinem Willen folgte, so würde sie die höchste Willkür darstellen. Dadurch aber, dass Gott „muss“³²², dass seine Vorstellungen zwang- und gesetzmässig ablaufen, dass er unter dem Gesetz seiner Erkenntnis steht, dadurch ist nichts in der Welt mehr Zufall, sondern höchste Gesetzmässigkeit und Ordnung. Dadurch gerade wird der Schöpfer am deutlichsten verkündet. „Das<, > was das Wesen Gottes am meisten erweist, hat mit der Freiheit nichts zu tun.“³²³ Indem nun auch der Mensch gesetzmässig handelt, scheint er unfrei, aber er findet gerade in dieser Unfreiheit den Weg zu einer wahren Freiheit. / Ein moralisches, das ist verantwortliches Wesen ist nicht dasjenige, dem eine freie Wahl zusteht, sondern gerade das, welches einem Gesetz gehorchen kann: „Wesen, welche Vollkommenheiten haben, sich dieser Vollkommenheiten bewusst sind,

* Lessing, Erziehung des Menschengeschlechts, LM 13, S. 418 f.

und das Vermögen haben, ihnen gemäss zu handeln, heißen moralische Wesen; d.h. solche, die einem Gesetz gehorchen können.<“>³²⁴ Das Gesetz ist aus ihrer eignen Natur genommen und kann kein anderes sein als: „Handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäss.“³²⁵ In der freiwilligen Unterordnung unter dieses Gesetz nun liegt Freiheit, denn wenn der Mensch nicht mehr das Zusammenprallen eines Zwanges mit seinen eignen Wünschen und Trieben spürt, sondern wenn er sein Wollen in Einklang damit gebracht hat, dann „regiert er sich selbst“³²⁶, dann ist er frei. Darin liegt aber, dass das Gesetz nie eines sein kann, das von aussen an das Handeln herangebracht wird, sondern nur eines, das seiner Struktur gemäss ist, indem es aus ihm entspringt. Ganz klar wird hier die Gleichsetzung von Gesetz und individueller Vollkommenheit, d.h. dem Idealbild des menschlichen Bewusstseins vollzogen, so wie vorhin Gott mit dem Gesetz identifiziert wurde³²⁷. Kehren wir also aus der Relativität der Fakta zu dem zugrundeliegenden Bewusstsein <zurück>, so sind wir im Bereich des Gesetzmässigen und Notwendigen. Das Genie ist die zusammenfassende Formel für die Gesetzlichkeit des künstlerischen Schaffens. Im moralischen Handeln zeigt jeder Mensch die Grundstruktur seines Wesens, die eine immanente Gesetzmässigkeit ist. Er stellt sich am besten / dar, wenn er vollkommen gesetzmässig erscheint: erst die Consequenz im Handeln, die Grundsätze machen den Mann zum Mann.* Er ist gebunden, weil alles, was aus ihm entsteht, in strenger Gesetzmässigkeit entsteht; er ist frei, weil es das Gesetz seines eignen Wesens ist, dem er folgt. Dadurch ist er in gleicher Weise vor Willkür wie vor Zwang bewahrt. /

* Lessing, Christenthum der Vernunft, LM 14, S. 178.

* Lessing, Ernst und Falk, LM 13, S. 351.

* Lessing, Gegensätze des Herausgebers, LM 12, S. 442.³²⁸

Emilia Galotti.

Lessing hat in seiner <„>Dramaturgie<“> mehrfach ausdrücklich das Verhältnis von Theorie und Praxis, von Kritik und Schöpfung festgelegt; abgesehen davon aber lässt der Charakter der Lessing<’>schen Dramen keinen Zweifel darüber zu, dass bei ihm die Dichtung jederzeit unter der wachsamen Normierung der Erkenntnis entstanden ist. Und gerade bei der <„>Emilia Galotti<“> hat Goethes abfälliges Urteil von jeher auf den Charakter des Ersonnenen, der ihr anhaftet, aufmerksam gemacht.³²⁹ Ich fühle mich daher nach zwei Seiten hin berechtigt, sie als Anschauungsprobe für die Lessing<’>sche Aesthetik, besonders für die Theorie des Trauerspiels, aufzufassen. Einmal berufe ich mich auf Lessings Urteil über sich selbst³³⁰: er verteidige die Kritik als ein Lahmer, den eine Schmähschrift über die Krücke unmöglich erbauen könne.³³¹ „Was in den neueren [dramatischen Versuchen<]> erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewusst, dass ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe.“* Wenn er an dieser Stelle den dichterischen Geist mit der Quelle vergleicht, die aus eigener Kraft in reinen, frischen Strahlen sich emporarbeitet, und von sich selbst sagt, dass er alles „durch Druckwerk und Röhren aus sich herauspressen“ müsse,³³³ so kommt allerdings der Mangel an eigener Schöpferkraft als herabsetzendes Moment zum Ausdruck. Etwas weiter wird aber der Ertrag der ganzen <„>Dramaturgie<“> doch im Gegenteil dahin zusammengefasst: dass das Beispiel der Engländer nicht etwa die Entbehrlichkeit der Regeln gelehrt, sondern nur ihre verkehrte Anwendung bei den Franzosen gezeigt / habe,³³⁴ dass die Poetik des Aristoteles als unumstössliches Gesetz erhalten bleibe,³³⁵ kraft dessen er (Lessing selbst) für jedes Stück des grossen Corneille ein besseres machen wolle.³³⁶ Das deutet also auf eine Gleichwertigkeit von Schöpferkraft und Regel, eine Ersetzbarkeit des einen durch das andere. Das Genie stellt objektive Gesetze aus sich heraus, Regeln, die weit davon entfernt sind, es, als ihren Ursprung<,> jemals unterdrücken zu können. Diese Regeln, die ein Aristoteles formuliert, nach denen ein Shakespeare geschaffen hat³³⁷, sind zu allen Zeiten und bei allen Völkern die-

* Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 101-104. Stück, LM 10, S. 209.³³²

selben, denn sie sind<, > wie das Kunstwerk selbst, ein „Produkt der allgemeinen Natur.“³³⁸ Dem Nachfolger dienen sie nicht als Organon, als selbsttätiges und selbstzweckliches Werkzeug, wie sich die Franzosen ihrer bedient haben, sondern als Kanon, dessen richtige Anwendung allerdings – und hier steckt trotz allem die Beschränktheit der Aufklärung – die³³⁹ Wirkung garantiert. So ist für Lessing auch theoretisch die Berechtigung erwiesen, ein Kunstwerk nach Regeln zu schaffen, ebenso wie andererseits in dem fertigen nach den Regeln zu forschen, die ihm zugrunde liegen. Diese Erörterung schien mir notwendig, um die Anwendung der Formen „Notwendigkeit, Freiheit und Zufall“ auf <„>Emilia Galotti<“> zu rechtfertigen; sie sind von der Seite einer systematischen Untersuchung der Lessing<‘>schen Aesthetik herangebracht; sie wären aber auch aus der Analyse des Stückes erwachsen, und das beweist wiederum den engen Zusammenhang des Lessing<‘>schen Schaffens mit seiner Aesthetik. / Das Ziel des Dramas ist also, wie wir gesehen hatten³⁴⁰, Wahrscheinlichkeit, das Mittel Uebereinstimmung. So wird die Notwendigkeit erreicht, die, wie sie allein eine gültige Erkenntnis ausmacht, so auch allein aesthetisches Vergnügen gewährt. Eine Regel, die uns zur Erreichung des künstlerischen Zweckes geschaffen wurde, darf nicht über ihre Grenzen zum Schaden der Wahrscheinlichkeit verfolgt werden. Das ist der Fehler, in den die Franzosen in der Beobachtung der Regel der drei Einheiten verfallen sind.³⁴¹ Nur wo sie im Dienste der inneren Notwendigkeit stehen, sind sie angebracht. Dementsprechend macht Lessing in der <„>Emilia<“> einen charakteristischen Unterschied in der Behandlung von Raum und Zeit. Die Einheit des Ortes kommt dem Zuschauer ja notgedrungen viel mehr zum Bewusstsein als die der Zeit, da zu ihrer Erfassung ein einfaches passives Sehen, zur Konstatierung des Zeitverlaufs aber eine Ueberlegung erforderlich ist. Die Einheit des Ortes bedarf daher, soll sie innegehalten werden, einer genaueren psychologischen Motivierung; wo diese nicht zwanglos durchführbar war, ist die Regel fallen gelassen. Der Ort wechselt daher nach den Bedürfnissen der Szene, und in den letzten Akten, wo eine häufige Veränderung dem benötigten schnellen Tempo der Hand-

lung hinderlich wäre, wählt Lessing einen Kunstgriff, um dem Zuschauer einerseits den Wechsel, andererseits die störende Aufdringlichkeit einer unmotivierten Umgebung zu ersparen: er wählt den neutralen Ort, in diesem Falle einen Vorsaal. Ich meine damit einen Schauplatz, dessen nicht privater Charakter oder dessen Zugänglichkeit keine / ausdrückliche Motivierung verlangt, warum diese oder jene Person darauf erscheint. Ein Vorsaal bietet, im Gegensatz etwa zu einem Arbeitszimmer, Möglichkeit zum zwanglosen Auftreten der verschiedensten Personen ohne Vorwand, und die Vorstellung des Ortes verschwindet damit möglichst ganz aus dem Bewusstsein des Miterlebenden. Die Einheit der Zeit hängt in viel höherem Masse mit der Einheit der Handlung zusammen, da sich diese leicht über wechselnde Räume, aber nur selten über unbegrenzte Zeiten erstrecken kann, ohne ihre Einheit zu verlieren. Sie ist daher in der <„>Emilia<“> gewissenhaft durchgeführt, und es wird Sorge getragen, uns diesen zeitlichen Zusammenhang auch wissen zu lassen. Ein Akt schliesst sich unmittelbar an den andern an. Das Stück beginnt am frühen Morgen von Emilias Hochzeitstag, und verschiedene Bemerkungen (Marinelli: <„>Ich war mir eines so frühen Befehls nicht gewärtig<.“>³⁴²) lassen keinen Zweifel über die Tageszeit. Der Prinz fasst den Entschluss, Emilia bei der Messe zu überraschen, und im zweiten Akt sehen wir nach dem frühen Besuch Odoardos bei den Seinigen Emilia von eben dieser feierlichen Handlung zurückkommen. Inzwischen hat auch Marinelli seine Pläne verfolgt und trägt, als letztes im 2. Akt, Appiani die zweideutige Ehrenbotschaft an. Im Anfang des 3. Aktes ist er eben von dort zurückgekehrt und meldet dem Prinzen seinen Misserfolg. Der im Anfang des 2. Aktes von den verbrecherischen Bedienten verabredete Anschlag hat statt; der Prinz empfängt die bestürzte Emilia und begleitet sie in ein ihr eingeräumtes Zimmer, aus dem wir ihn zu Eröffnung des 4. Aktes herauskommen / sehen. Inzwischen hat Odoardo von dem Unfall der Seinigen erfahren, ist in das Lustschloss des Prinzen geeilt und lernt die Zusammenhänge der Ereignisse aus dem Munde der Orsina in der letzten Szene des 4. Aktes³⁴³; am Anfang des 5. wird er, nachdem er die Gräfin an ihren Wagen be-

gleitet hat, von Marinelli und dem Prinzen vom Fenster aus beobachtet, wie er zögert, ins Haus zurückzukehren. Nicht ein Mal ist an den kritischen Momenten der Aktschlüsse, wo der Zuschauer die Kontrolle über den Zeitverlauf verliert, dieser seiner Ueberlegung überlassen, sondern jedes Mal ausdrücklich gekennzeichnet.

Psychologisch motiviert ist es auch, wenn irgend eine Aktivität der Personen zum Verlauf der äusseren Handlung notwendig war: der Fehler des Prinzen, Emilia bei der Messe zu überraschen, entspringt seinem ungeduldigen Naturell; der falsche Rat der Mutter an Emilia, den Grafen nicht mit dem Ueberfall des Prinzen zu beunruhigen, ist im Einklang mit ihrer bequem-opportunistischen Gewohnheit. Auch ist das Auftreten und Abgehen der Personen möglichst zwanglos und glaubhaft gestaltet, und zwar besonders in den Fällen, wo zwar die Oekonomie des Stückes, nicht aber der innere Verlauf der Handlung ihr Erscheinen und Verschwinden fordert. So Odoardos Besuch bei Claudia, der in Anbetracht³⁴⁴ des Tages und der Zeit unwahrscheinlich wirken könnte, den er aber mit seiner freudigen Unruhe erklärt; und Orsinas Ankunft in Dosalo, die einer eigentümlichen, auf den ersten Blick geradezu befremdenden Freiheit dieses streng gebauten Stückes ihre Motivation verdankt. / Das ist das interessante Zeitmoment des verhängnisvollen „zu früh“ und „zu spät“. Zweimal spielt dieses seine entscheidende Rolle. Odoardos ungeduldiges Wegreiten, ohne Emilias Rückkunft aus der Messe abzuwarten, bedingt die Ahnungslosigkeit des Mannes in bezug auf die Absichten des Prinzen, die dem weitblickenden und misstrauischen Vater nicht lange verborgen geblieben wären und seine Massnahmen entscheidend beeinflusst hätten. Und ein in seiner Glaubwürdigkeit verblüffendes Qui-proquo, ein in seinen Details vor den Augen der Zuschauer sich abspielendes Hin und Her uneröffneter Briefe und willkürlicher Handlungen bedingt das Erscheinen der Gräfin Orsina in Dosalo, das eine zwifache Rolle zu spielen hat. In der ersten Fassung fehlte die Figur der Gräfin vollkommen, wie Nicolai³⁴⁵ sagt, „wenigstens auf die jetzige Art“³⁴⁶; und in der vorliegenden tritt sie nur auf – respektive wird sie erwähnt – in den neu hin-

zugekommenen 1. und 4. Akten. Es ist also aus der überlegten Hinzufügung dieser Person zu schliessen, dass sie eine wichtige Rolle zu erfüllen hat. Im ersten Akt dient sie zur Charakterisierung des Prinzen, im vierten ist sie das Werkzeug zur Lösung des Knotens im tragischen Sinne, der noch kurz vorher die Möglichkeit einer untragischen Entwicklung barg. Dramentechnisch stellt ihre Einführung im 4. Akt einen Kunstgriff Lessings dar, der in seinen drei reifen Stücken sich jedesmal mit einer neuen Figur über den retardierenden 4. Akt, der sich zwischen Höhepunkt und Lösung dahinschleppt, hinweghilft: in <„>Minna von Barnhelm<“> ist es der Chevalier Riccaut, / im <„>Nathan<“> der Patriarch, in der <„>Emilia<“> die Orsina. Immerhin rechtfertigt diese Funktion nicht allein ihre Einführung, und gerade diese Figur, die einer späteren bewussten Ueberlegung ihre Existenz verdankt, wird durch einen Zufall an ihren wichtigen Platz gesetzt. Dieser Widerspruch ist zu auffällig, als dass er nicht gerade einen Hinweis auf seine Auflösung, mithin auf die Stellung der Figur im Stück enthielte. Die durch den Zufall eingeführte Person rechtfertigt die Stellung des Zufalls in der Lessing<‘>schen Aesthetik. Es ist auffällig, wie oft dieser scheinbare Ausweg beschritten wird. Ich erinnere an das Erscheinen Contis mit dem Bilde, die Bittschrift jener anderen Emilia, die Bekanntschaft der räuberischen Helfershelfer Marinellis mit einem Diener des Galottischen Hauses. Widerstreitet dieser Gebrauch nicht der³⁴⁷ Notwendigkeit, die wir als Lessings erste Forderung an die Technik der Kunst kennen gelernt haben?³⁴⁸ Wir haben gesehen, dass diese Notwendigkeit sich in das Postulat eines lückenlosen Zusammenhanges auflösen liess. Dieser³⁴⁹ ist bei rationalen Wahrheiten immer zu erreichen; in der physikalischen und historischen Welt aber ist der Zusammenhang nicht so einsichtig, dass ein Geschehen aus dem andern wie ein Schluss aus den Prämissen zu entwickeln ist. So verhält es sich wenigstens für den menschlichen Verstand. Ihm ist nicht, wie dem unendlichen Verstande Gottes, auch diese Folge von Ereignissen eine Reihe von analytischen Sätzen, denn er übersieht nicht alle Ursachen, die zu einer Wirkung führen. Täte er das, so er/schiene ihm das Geschehen ebenso zusammenhängend, mithin ebenso notwendig wie der Aufbau der Ma-

thematik. So aber erscheint sehr häufig ein Ereignis unerklärlich, weil wir seine Ursachen nicht kennen. Von hier aus ist es nur ein Schritt, um den Zufall dem von uns als causal bedingt angesehenen Geschehen gleichzusetzen. Denn<,> was wir Zufall nennen, ist nur ein solches für uns unerklärliches Ereignis. Kann also der durch seinen individuellen Standpunkt begrenzte Verstand nie alle Komponenten einer Wirkung vollkommen übersehen und erhält eben dadurch das Geschehen immer seinen irrationalen, d.h. nur hypothetisch notwendigen Charakter, so braucht nur ein Moment mehr zu fehlen, um ein Ereignis in seinen Augen als ganz zufällig erscheinen zu lassen. Allerdings ist der Zufall, ebenso wie das Wunder, nur in der physikalischen Welt zu dulden, denn nur dieser kommt ohnehin das Prädikat der nicht vollständigen Erkennbarkeit zu. Aber innerhalb dieser darf der Dichter so frei damit schalten, als es nur immer die innere Notwendigkeit seiner Absicht fordert. Ist doch infolge seines für uns irrationalen Charakters das Geschehen selbst nichts absolut Feststehendes. So wird das Widersprechende im Zufall als Bestandteil der Geschichtswahrheiten beseitigt; die positive Seite seiner Berechtigung, die in das Gebiet der Vernunftwahrheiten, d.h. der Religionsphilosophie, fällt, wird im 2. Teil dieses Kapitels erörtert. Dem so rehabilitierten Zufall darf Lessing ruhig – mittels der Figur der Orsina – die Katharsis seines Stückes anvertrauen – diesen Punkt, der, wiesowohl die<,>Dramaturgie<“> wie der Briefwechsel / mit Mendelssohn und Nicolai über das Trauerspiel bezeugen, ein Brennpunkt seines Denkens gewesen ist³⁵⁰. Die ganze Debatte zwischen ihm und Mendelssohn zugunsten der pathetischen gegenüber der von Mendelssohn nach dem Muster der Franzosen empfohlenen heroischen Tragödie kommt hieran zum Austrag. Bei der Reinigung der Leidenschaften, deren Bedeutung erst in der <,>Dramaturgie<“> ganz klargelegt wird, legt Lessing den Nachdruck auf die Erregung von Mitleid, Mendelssohn auf die Erregung von Bewunderung. Lessings Forderung zieht zwei Folgerungen nach sich, damit das Drama zugleich den Geboten der Uebereinstimmung und Wahrscheinlichkeit nachkomme; sie verlegen den Schwerpunkt von der heroischen Haltung in die Menschlichkeit: das erste ist

die Einordnung des tragischen Geschehens in die bürgerliche Sphäre, das zweite ist die Verstrickung des Helden in Schuld und Schwäche. Mit der Einführung der bürgerlichen Sphäre auf der³⁵¹ Bühne hat Lessing jenen bekannten Schritt der Annäherung an den Zuschauer getan³⁵², der dadurch nicht in der Distanz ehrfurchtsvollen Schauens stehen bleibt, sondern eigenes Schicksal und eigene Seele in den Bannkreis der Ereignisse einbezogen fühlt. Durch den Fehler im Charakter des Helden wird ein bestimmtes Verhältnis von Charakter und Handlung gewonnen.³⁵³ Hier ist der Ort, um die geforderte Lückenlosigkeit des Stückes in ihrer Eigenart näher zu beleuchten. Sie kann bestehen in Lückenlosigkeit der Handlungen, Lückenlosigkeit der Motive und Lückenlosigkeit zwischen Handlungen und Motiven. Welches ist die wichtigste? Schon im <„>Briefwechsel<“> setzt Lessing die / Bedürfnisse der Tragödie in Gegensatz zu denen der Epopöe, indem er sagt, dass ohne den Fehler im Charakter des Helden er und sein Unglück im Drama kein Ganzes ausmachen würden³⁵⁴, während im Epos sein Unglück vom Schicksal herrühren muss, da er sonst keine Bewunderung erregen kann.³⁵⁵ Es wird also schon dort eine bestimmte Art von Einheit gefordert, die in der <„>Dramaturgie<“> deutlicher gekennzeichnet wird. Soll das Geschick des Helden uns rühren und soll es zugleich als notwendig empfunden werden, so muss das Unglück aus seinem Charakter herrühren. Die Lückenlosigkeit in der Folge der Handlungen ist also nur zu erreichen auf dem Umweg über die Motive; nur wenn diese folgerichtig sind, erscheinen die Handlungen ebenso. Und zwar ist dies der Fall unter der Voraussetzung, dass sich Handlung und Motiv ihrerseits unmittelbar aneinanderreihen. Also im Grunde unter der Voraussetzung des Determinismus. Und mit dieser Lückenlosigkeit ist eng verknüpft das Ziel, zu rühren, statt Bewunderung zu erregen. Vom Äusseren³⁵⁶ weg ist also der Nachdruck ganz auf das Innere verlegt. In der <„>Emilia<“> wird dies ausgedrückt in dem schönen Wort: „Dem Himmel ist sündigen wollen auch sündigen.“³⁵⁷ Dem Himmel, das heisst dem Verstande, dem die inneren Beweggründe als Ursachen der Handlungen ganz durchsichtig sind³⁵⁸ – man könnte hinzufügen:³⁵⁹ dem Künstler, der im Schaffen der über-

einstimmenden poetischen Welt gottähnlich ist, auch. – Die Handlung ist mithin abhängig vom Charakter. Der Charakter selbst wird nun im <„>Briefwechsel<“> fast noch im Sinne der heroischen Tragödie definiert, nicht als die Summe der Leidenschaften, / sondern als grosser Charakter, d.h. als Fähigkeit, in jeder Situation so zu handeln wie kein anderer in seiner Lage handeln würde. In der <„>Dramaturgie<“> wird hauptsächlich innere Konsequenz von ihm verlangt: er dürfe sich nicht von schwarz auf weiss verändern³⁶⁰, sondern jede Aenderung müsse sich vor unsern Augen vollziehen, und mit grösserer psychologischer Einsicht als im <„>Briefwechsel<“> wird gefordert: er müsse so handeln, dass jeder gestehen müsse, in derselben Lage, bei dem nämlichen Grade von Leidenschaft, ebenso gehandelt zu haben.³⁶¹ Nicht mehr Einzigartigkeit also macht das Kriterium des Charakters aus, sondern gerade im Gegenteil Allgemeingültigkeit. Ein weiterer Schritt auf dem Wege zur Annäherung an den Zuschauer, in die freiere Luft des Allgemeinmenschlichen, und damit zu einem echt Lessing<'>schen Zuge, dem ethischen Relativismus. Im <„>Briefwechsel<“> wird der richtig gefühlten Forderung, der Charakter des Helden müsse fehlerhaft sein, um tragisch zu wirken, noch der rationalistische Grund untergeschoben, dass sich sonst unser Gerechtigkeitsgefühl gegen sein Unglück empören würde. In der <„>Dramaturgie<“> dagegen sieht Lessing schon das moralische Uebel als Begleiterscheinung der Schöpfung des Menschen als eines notwendig begrenzten Wesens an, <sieht> Schuld und Schwäche als Kampf mit den Grenzen und Hemmungen des Menschlichen. Diesen Charakter hat die Katharsis der <„>Emilia Galotti<“>. Emilia sowohl wie der Prinz sind leicht verführte, schwache Menschen, und nichts rührt und greift so ans Herz, wie das leidenschaftliche Geständnis der / Emilia, dass sie nicht Gewalt fürchte, sondern ihr eignes leicht bewegtes Blut³⁶². In dieser Unzulänglichkeit alles Menschlichen liegt die Tragik, nicht im Tod, der sein heroisches Aussehen nur als Maske trägt. In der <„>Dramaturgie<“> wird ausdrücklich wie in Vorausahnung auf <„>Emilia Galotti<“> betont, dass nicht jeder freiwillige Tod heroisch sei.* Auch hier wird von der Oberfläche der Dinge in das Innere vorgedrungen,

* Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 1. Stück, LM 9, S. 187.³⁶³

von der Erscheinung auf Motive und Zusammenhänge gewiesen. Tatsächlich findet sich bei Odoardo überhaupt keine heroische Aufwallung des Willens, die irgendwie den Vergleich mit dem Vater der römischen Virginia³⁶⁴ rechtfertigen würde. Er wird nur von Emilia bis zur besinnungslosen Tat getrieben, und wenn man nun sie als geistige Urheberin ansieht, so findet man auch hier als Motiv nur Uebergewissenhaftigkeit, Verzagen, Kleinmut, Suche nach einem Ausweg aus der Verzweiflung. Wäre diese Haltung als Ausnahmefall gekennzeichnet, so würde das Tragische zum Verächtlichen hinabsinken; in ihrer Darstellung als etwas typisch Menschlichem liegt der Grund, weshalb uns Emilia so nahe tritt, wie kaum eine der tragischen Heldinnen der Klassik. Bewusst betritt Lessing hier den Weg, der zur Leidenschaftstragödie des Individualismus führt; denn in der Individualität und ihrer Dynamik liegt für ihn der letzte Grund des gesamten Weltgeschehens. Was nun den Endzweck der Tragödie, ihre Wirkung auf den Zuschauer, betrifft, so zeigt sich vom <„>Briefwechsel<“> aus eine Loslösung von der rationalistischen Rechnung zu freierer und zugleich genauerer Beobachtung der psychologischen Tatsachen. Die Erregung der / Leidenschaften ist an sich als Erhöhung des Realitätsbewusstseins angenehm, und wenn bei nachheriger Desillusionierung die unangenehme Wirkung des Affektinhaltes wegfällt, so bleibt nur die angenehme Empfindung ihrer Form nach. So wird fast in der Form einer mathematischen Gleichung im <„>Briefwechsel<“> die Wirkung errechnet. Hier wird auch zuerst der Uebersetzungsfehler <„>Furcht<“> statt <„>Schrecken<“> aufgeklärt und schon die Furcht als modifiziertes Mitleid bezeichnet. In der <„>Dramaturgie<“> ist dann ausgesprochen: Furcht sei das auf uns selbst bezogene Mitleid.*³⁶⁵ Sie gehört damit so eng zum Mitleid, dass die Definition der Tragödie schlechthin sein kann: die Nachahmung einer Handlung, die Mitleid erregt. Dieses ist also, allen Aufspürern rationalistisch<->didaktischer Tendenzen zum Trotz, der einzige Endzweck, den Lessing anerkennt. Und auch in der Erregung dieses Affekts liegt kein Zweck, der über ihn hinausdeutet, wie etwa die Erregung der Bewunderung die Nachahmung anstacheln sollte, sondern sie erschöpft sich in immer erneuter

* Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 75. Stück, LM 10, S. 102.

„Übung³⁶⁶ des Mitleids.“ Hierzu braucht er als Inhalt Schuld und Schwäche, als Mittel psychologischen Motivationszusammenhang. Ich werde im Folgenden zu beweisen suchen, wie aus diesen beiden Komponenten notwendig ein Stück³⁶⁷ von der geistigen Haltung des Lessing->schen resultieren muss.

In den Mittelpunkt des Dramas wird der Charakter gestellt, wie in den Mittelpunkt der Schöpfung der Mensch tritt. Doch soll Mitleid erregt werden, so darf der Schwerpunkt nicht auf die Aktivität gelegt werden. Allerdings erfüllt die Monade nur in / der Bestätigung ihr Wesen; aber in dem zugrundeliegenden Begriff der Entelechie liegt mehr als blosser Aktivität; es liegt darin die Art und Weise dieser Aktivität, dass nämlich sich alles Handeln nach inneren Gesetzen vollzieht; diese bewirken die Eigenart des Individuums, und ihre Befolgung macht daher erst die Selbstverwirklichung aus. Die Spontaneität ist daher eine nur scheinbare. Was der Mensch aus freiem Willen zu tun scheint, ist in Wahrheit bedingt durch die Eigenart seines Ich, das als solches wieder im Plan der Schöpfung durch seinen Platz im Universum bestimmt ist. Allerdings liegt in dem Moment, dass er es aus sich heraus, nach eigenem Gesetz tut, zugleich wieder die Möglichkeit einer Freiheit. Im Stück aber tritt zunächst Wille und Tat hinter Verzweiflung und Ohnmacht zurück, und der Kampf geht nicht gegen die Widerstände der Aussenwelt, denn die sind übermächtig, sondern spielt sich zwischen den Gewalten des Inneren ab. Zu dem Leiden, das durch die Erregung von Mitleid als Endzweck gefordert wird<, > und der Lückenlosigkeit in der psychologischen Motivierung, die die Wahrscheinlichkeit verlangt, gesellt sich als drittes verbindendes Glied der Determinismus. Er ermöglicht einerseits den Zusammenhang, denn nur<, > wenn man Handlungen auf ihre Motive zurückführt und diese mit ihnen unbedingt zusammenhängen, kann zwischen Handlungen eine Causalverbindung hergestellt werden. Nur wenn die Motive ohne Willkür aus dem Charakter fließen, kann dieser als einheitlicher dargestellt werden. Andererseits aber wird durch diese Bestimmtheit das Handeln dem Leiden angenähert und dem Mitleiden zugänglich / gemacht. In sich und um sich also ist der Mensch Bestimmungen unterworfen,

über die er keine Gewalt hat. Der Zwang des Lebens drängt dem Verhängnis zu. Mit Absicht stellt das Drama den fürstlichen Absolutismus dar, der unter höfischen Formen Despotie, Launenhaftigkeit, Verachtung des Gesetzes birgt³⁶⁸ und der seine ganze Umgebung unter seine Abhängigkeit zieht. Der Prinz ist selbst als Despot auch äusserlich unfrei. Geschäfte drängen ihn – die traurigsten, Bittschriften, denen zu willfahren er unfähig ist; das Staatsinteresse fordert sogar seine Gefühle zum Opfer. Marinelli als der einzige Charakter, den ein solcher Fürst gebrauchen kann, stellt sich, ebenso übrigens wie der vom Glück verwöhnte Prinz selbst, dar als Verkörperung, zugleich aber auch als das vollkommene Produkt seiner Umgebung. Selbst ohne Leidenschaften, dient er doch den Leidenschaften jedes andern; selbst ohne Richtung und Willen, ist er gefügiges Werkzeug jedes Begehrenden; selbst ohne Initiative, vollzieht er jeden verbrecherischen Gedanken seines Herren, noch ehe er diesem bewusst geworden. Er kennt keine starken Antriebe ausser der Dienstbereitschaft; er kennt andererseits keine Hemmungen, da wenigstens nicht, wo er im ausgesprochenen oder unausgesprochen erratenen Auftrag handelt; er ist nur ausübendes Organ<, > und das in einer Vollkommenheit, die ihm sogar den Schein der Urheberschaft verleiht. Er scheint der regierende Geist der ganzen Handlung und wird doch selbst vom Zucken einer prinzlichen Augenwimper regiert. Deshalb scheint mir auch die Auffassung, dass er die Lösung des Faustproblemles / ohne Hilfe des Uebersinnlichen sei, seine Bedeutung im Ganzen der Handlung bedeutend zu vergrössern. Weit davon entfernt, das verkörperte schlechte Prinzip des Weltganges zu sein, stellt er nur den Einzelfall dar: das Geschöpf der absolutistischen Umgebung. Er weist vielmehr auf den Herrn von Kalb als auf den Mephistopheles³⁶⁹ hin. Die Schlussworte des Stückes legen ihm allerdings eine Schuld bei, die er garnicht hat, sollen aber wohl mehr symbolisch sein für die Bedeutung, die die Verführung im ganzen Stücke hat.³⁷⁰ Marinelli hat sich jeder persönlichen Freiheit begeben, um sich der höfischen Luft anzupassen. Ihm gegenüber stehen Männer, denen gerade Freiheit vom Zwang der Verhältnisse die notwendige Lebensatmosphäre ist. Der Graf Appiani will sich dem Hofe fernhalten und sich auf sei-

ne Güter zurückziehen; auf dem Lande<, > glaubt er<, > dem Druck der Verhältnisse entflohen zu sein. Odoardo stimmt ihm bei, er, dessen eigne Wünsche in dieselbe³⁷¹ Richtung gingen³⁷² und der selbst nur unter der Einengung durch seine Umgebung, d.h. unter dem Drängen seiner Frau, seiner ganzen Lebenshaltung eine ihm fremde Richtung gegeben hat. Und wo ein Mensch wirklich einmal dem Zwang der Verhältnisse entronnen scheint und ein neues Leben angefangen hat, dahin drängt sich die eigne Vergangenheit und bestimmt ihn gegen seinen Willen: die frühere Schuld, die er vergessen wollte, drängt den Diener Pirro neuer Schuld zu – in eine ewige Kette unfreier Handlungen. Und im Einklang mit diesem Motiv bekommen die Tatsachen ein unheimliches Eigenleben und ziehen gleichsam die Consequenzen, die die Menschen selbst aus ihren Leidenschaften / und Begehungen nicht ziehen. Claudias Wunsch, die Tochter in der Nähe der städtischen Vergnügungen zu erziehen, ist die letzte Wurzel aller Verwicklungen und Katastrophen; der Tod des Grafen bei dem Ueberfall geht über das beabsichtigte Unheil weit hinaus. Hier spielt wieder der Zufall seine Rolle. Dieser war vorhin als eine mangelhafte Einsicht in die Gründe einer Wirkung erklärt worden; sehen wir nicht alle Ursachen eines Ereignisses, so halten wir es schlechthin für ursachlos. Dieser erkenntnistheoretischen Seite aber schliesst sich eine metaphysische an; sie ist enthalten in der ekstatischen Rede, die die von Liebe und Eifersucht halb verwirrte Orsina in das teilnahmlose Ohr Marinellis giesst.³⁷³ Das Weltgeschehen setzt sich zusammen aus den Einzeltätigkeiten der Monaden, von denen jede das eigne Selbst verwirklicht, die aber zu einem gemeinsamen Plan zusammenarbeiten. Das Ineinanderweben des Ganzen ist ein Bild nur für einen unendlichen Geist.³⁷⁴ Ihm ist dieser ganze ungeheure Stufenplan mit der Unendlichkeit seiner Individuen, die sich in allen Stadien der Bewusstheit befinden, ein einziger Syllogismus, d.h. logisch verständlich und notwendig.³⁷⁵ Er sieht den Ursprung und Verlauf jedes Fadens, wo ein endlicher Verstand nur ein verwirrtes Stückchen des Gewebes wahrnimmt.³⁷⁶ Für ihn gibt es keinen Zufall, denn alles Geschehen ist eindeutig determiniert. Aber der Zufall ist für ihn ein Mittel, ein Geschehen ausserhalb seiner cau-

salen Erscheinungsreihe für uns sichtbar zu machen. Er nimmt für das Geschehen eine analoge Stellung ein wie die Offenbarung für die Erkenntnis,³⁷⁷ d.h. sie durchbricht zugunsten / eines höheren Zweckes die Causalkette, die ja doch nur Erscheinungsart ist. Diese Vermittlerdienste übernimmt der Zufall im Geschehen. Denn alles Geschehen ist seinem Wesen nach rational und seiner Form nach mehr oder weniger zufällig; ob es uns causal bedingt oder rein zufällig erscheint, liegt an der Art, wie es dem Verstande angenähert wird. So wird alles Geschehen beherrscht von einer Macht, die die Gräfin wohl Vorsehung nennen mag,³⁷⁸ die auch Odoardo zuletzt in ihrer Planmässigkeit anerkennt; es ist aber keine persönlich waltende und sorgende Hand, sondern ein unpersönliches Gesetz:³⁷⁹ die Harmonie der Vernunft. Die Folgerichtigkeit wird so zu einer sittlichen Macht. Der Zufall, der die Gräfin nach Dosalo geführt hat, ist in Wahrheit ein Mittel der Vorsehung und hat eine Funktion zu erfüllen; der Zufall, der Odoardo in Dosalo zögernd verweilen lässt, macht ihn zum Werkzeug des Todes seiner Tochter. So richtet sich gegen das absichtsvolle Handeln der Menschen die Verkettung der Umstände, und die Schuld wächst nicht aus dem Wollen. Nie, sagt Lessing, darf der Dichter so unphilosophisch sein, anzunehmen, dass jemand aus Freude am Laster böse sei.* – Eine eigentümliche Atmosphäre des Leidens lagert so über dem Stück; und die geringste Bewegung der eng von Verhältnissen und Umständen umgebenen Menschen, ja ihre Untätigkeit selbst, lässt ihnen unüberwindliche Schicksale erstehen. Die Leibnizischen *petites perceptions* sind hier beteiligt; wie das Getöse des Meeres sich zusammensetzt aus der unendlichen Anzahl unendlich / kleiner Geräusche, deren jedes durch eine der unendlich vielen Wellen verursacht wird, so setzen sich hier Geschehnisse aus Winzigkeiten und Imponderabilien zusammen; und wie das Ohr nicht zum Bewusstsein der einzelnen Töne, sondern nur des einen grossen Rauschens kommt, so bleibt auch hier ein Teil der Vorstellungen ganz im Unbewussten. Die Unruhe, die den Prinzen so früh ohne sichtbaren Grund an die Arbeit getrieben hat; der ängstigende Traum der Emilia an ihrem Hochzeitsmorgen; die Niedergeschlagenheit Appianis, die er nicht beherrschen

* Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 2. Stück, LM 9, S. 191 f.³⁸⁰

kann, trotzdem sie so schlecht zu dem festlichen Tage passt; die unruhigen Ahnungen Odoardos, die ihn zu dem flüchtigen Besuche bei den Seinen drängen – all diese Züge sind zwar im Stück nur als Stimmungsträger verwandt; sie beruhen aber psychologisch auf *petites perceptions*, d.h. unendlich kleinen Wahrnehmungen, die nicht ins Bewusstsein dringen, aber als Vorstellungen im Unbewussten Laune und Handeln bestimmen. Noch mehr wird die innere Gebundenheit der Menschen durch die sinnlichen Triebe bedingt, denen alle in gleicher Weise unterworfen sind. Sie werden im Sinne der „unteren Seelenkräfte“ weiter als der heutige Sprachgebrauch gefasst. Der Prinz vergleicht selbst die Leidenschaften mit den Wellen im Sturm³⁸¹, die das kleine Willensfahrzeug unaufhaltsam hin und her treiben. Hierzu gehört in gleicher Weise die grobe Sinnlichkeit des Prinzen und die unbeherrschte Liebe und Eifersucht der Orsina, wie die Phantasie Emilias, die Melancholie des Grafen, / der Jähzorn Odoardos. Also durchaus nicht nur die als sittlich niedrigstehend gezeichneten Menschen sind ihnen unterworfen, und ihre Ueberwindung und Beherrschung bildet auch nicht eigentlich (etwa im Kantischen Sinne) Aufgabe und Freiheit des sittlichen Menschen. Eine starke Selbstreflexion lähmt überall mehr die Tatkraft, als dass sie sie beflügelt. Diesen starken Empfindungen steht kein freier und bewusster Wille gegenüber; selbst wo die Einsicht vorhanden ist, herrschen Leidenschaft und Umstände. Sie³⁸² gestalten das Leben. „Lass uns nicht weise sein wollen [d.h. vorgeben, weise gewesen zu sein], wo wir nichts als glücklich gewesen sind“.³⁸³ Fremdes Laster kann uns zu Mitschuldigen machen; zwar ist der Wille nicht zu zwingen, aber – und das ist das Verhängnis – zu beeinflussen. Verführung ist die wahre Gewalt, und sie begegnet uns hier überall. In dem Verhältnis von Claudia zu Odoardo nimmt sie zwar die Form der Ueberredung an, aber sie ist im Grunde dieselbe, die Emilia im Hause der Grimaldi fürchtet³⁸⁴ und der in Bezug auf Marinelli und den Prinzen die Schuld gegeben wird, obwohl hier sicher Wechselwirkung zwischen Verführung, d.h. Bestimmung des Willens durch einen andern, und eignem Wollen vorliegt. Lessing hat bei der Relativität der Dinge es nie geliebt, sich auf eine Meinung festzulegen.³⁸⁵ Es gibt also keinen freien Willen; er ist

durchgängig determiniert, das zu tun, was durch den ewigen Zusammenhang der Dinge gefordert ist. Doch bei diesem erdrückenden Bewusstsein kann wohl der logische Mensch, nicht aber der ästhetische und der religiöse Mensch stehen bleiben³⁸⁶, / denn³⁸⁷ diese beiden Fähigkeiten verlangen Auflösung der Disharmonie. Zwei Lösungen sind also der Emilia vorgezeichnet. Die eine ist nur im Sinne des Dramas getroffen und besagt, dass der Bann der Notwendigkeit eben nur durch Aufgabe des Lebens zu durchbrechen sei. Diese Konsequenz zieht der Tod der Heldin, die einzige Tat in dieser Tragödie der Inaktivität<, > und bestätigt im Grunde nur, dass alles Leben unter diesem Gebot der durchgängigen Bestimmtheit steht. Das ist die Leidenstragik, der Tod eine Erlösung aus der Verzweiflung und die höchste menschliche Erhebung eine Aufgabe des Lebenswillens, fast im Sinne der Mystik. Die andre, wahre³⁸⁸ Lösung aber deutet auf eine Freiheit hin, die, wie die Freiheit des Genies, im richtigen Verhältnis zum Gesetz besteht. Ein von aussen kommendes Gesetz ist damit nicht gemeint, denn<, > ebenso wie die ihres inneren Sinnes entkleidete Regel in der Aesthetik oder das leere Dogma in der Religion, bindet dieses nur und kann abgeworfen werden, wie jeder Zwang von aussen: die Verletzung dieses äusseren Gesetzes durch den Prinzen entbindet auch Odoardo vom Gehorsam, oder wie Odoardo selbst sagt: „Wer kein Gesetz achtet, ist ebenso mächtig<, > als wer keines hat.“³⁸⁹ Hiermit kann nur ein äusserliches Recht gemeint sein; aber Freiheit ist diese Loslösung nicht. Das wahre Gesetz ist ein immanentes; sein Zweck ist nicht durch das Absehen auf eine zufällige Wirkung, sondern von innen her gegeben³⁹⁰. Er besteht in dem Charakter der Monade als Entelechie, d.h. in ihrem Zwang der Selbstverwirklichung. Daher besagt Lessings / höchstes sittliches Gebot nichts anderes als die Einsicht in dieses Gesetz und seine bewusste Befolgung: Handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäss³⁹¹. Wären diese Vollkommenheiten nicht gesetzmässig, so wäre einmal ihre Befolgung kein Gebot, sondern müsste ein triebhafter Zwang sein; sodann aber würde die höchste subjektive Willkür daraus folgen, die bald hierher, bald dorthin führen würde. Es gibt aber neben dem unbewussten Befolgen des Gesetzes, wie es

in jedem Baum und jedem Tier vor sich geht, eine bewusste Einsicht und freiwillige Unterordnung darunter, wie sie nur dem Menschen oder Wesen von noch höherer Bewusstheit zukommt. Darin liegt eine Freiheit, die wieder Notwendigkeit garantiert. – In der <„>Emilia<“> ist diese Ueberzeugung noch nicht klar ausgesprochen; sie lässt sich hier nur ahnen; wir werden ihr aber noch einmal deutlicher begegnen. In der <„>Emilia<“> kennt nur Appiani, die³⁹² „aufgeklärteste“ der Personen des Stückes, dieses Gesetz, wenn er sagt: „ein freiwillig gewählter Herr ist wohl unser Herr so eigentlich nicht.“³⁹³ Wenn aber Odoardo am Schluss sich selbst dem Richter ausliefert, so wird ihm das weltliche Recht zum immanenten Gesetz. Und dass diese Berufung auf den ewigen Richter, der mit einer göttlichen Weltordnung gleichbedeutend ist, kein leeres Wort ist<,> beweist der Ausspruch der Emilia: „dieses Leben ist alles, was die Lasterhaften haben“³⁹⁴, der einschliesst³⁹⁵, dass für die sittliche Verantwortung es eine Unsterblichkeit gibt.³⁹⁶ Aber mehr als Andeutungen finden wir in diesem Stück nicht. /

Nathan.

Es ist eine ganz andere Luft, die im <„>Nathan<“> weht. Schon in der Technik unterscheidet er sich völlig von der <„>Emilia<“>. War dort alles abgemessen, konstruiert, ausgewogen und berechnet, kein Wort zuviel, keine Episode gleichgültig, so ist hier der Aufbau sehr viel lockerer; Detailmalerei wird angewandt, Episoden dienen zur Charakteristik, komische Figuren zur Belebung des Stückes. War dafür bei der <„>Emilia<“> aber auch alles prägnant, gedrängt und bedeutsam, so rinnt hier der Strom des Geschehens sehr viel spärlicher, ja er droht manchmal ganz zu versiegen. Trotzdem ist es unzutreffend, wenn der <„>Nathan<“> als minderwertig im Aufbau bezeichnet wird. Von den Einheiten ist allerdings nur die der Zeit mit derselben Gewissenhaftigkeit gewahrt wie in der <„>Emilia<“>; wie dort<„> so schliesst sich auch hier eine Szene an die andere an und greift die folgende mit einem Wort oder einer Andeutung in die jüngstvergangene zurück, so dass die Handlung sich in einer ununterbrochenen Kette an einem Tage entwickelt. Der Ort aber ist mit der grössten Freiheit behandelt, mit einer derartigen Unbekümmertheit dem Szenenwechsel gegenüber, dass sogar da, wo die innere Vorstellung eine zusammenhängende Oertlichkeit vorschreibt, Nathans Haus, der Platz mit den Dattelpalmen, Kreuzgang und Kloster, die alle an einander angrenzen, nicht einmal der Ausweg beschritten wird, in einer neutralen Szenerie diese Einzelheiten zu vereinigen. Die zwei grossen Verschiedenheiten des Orts – Nathans Haus mit seiner / Umgebung und Saladins Palast – entsprechen den zwei ganz getrennten Reihen der Handlung: der Nathan-Saladin-Handlung läuft die Verwandtschaftshandlung parallel, um sich erst am Schluss, und auch da nur äusserlich, mit ihr zu vereinigen. Die erste nimmt mehr als die erste Hälfte des Stückes fast ausschliesslich ein, von einigen kleinen vorbereitenden Aeusserungen abgesehen. Alles Technische ist aber in diesem Drama vollkommen Nebensache gegenüber seinem ideellen Gehalt. Das kommt auch in den zeitgenössischen Urteilen zum Ausdruck, die zum grössten Teil nicht einmal die Einführung oder vielmehr Belebung des fünffüssigen Jambus erwähnen, aber alle erfüllt sind von dem

Eindruck, den die Ideen hinterlassen. Und hier ist es, wo sich der <„>Nathan<“> so charakteristisch von der <„>Emilia<“> unterscheidet, dass ich mich berechtigt fühle, diese beiden Dramen als Paradigmen und praktisch->künstlerische Auswirkungen der philosophischen Theorie Lessings herauszugreifen. Ich unterlasse aber hier die eingehende technische und psychologisch-technische Analyse, die nichts wesentlich Neues als gedankliches Resultat liefern würde. Die interessante und wichtige Verschiedenheit der beiden Stücke liegt in der philosophischen Auffassung des Menschen als Ganzem und von Schicksal und Seele im Kosmos. In der <„>Emilia<“> hatten wir leidenschaftserfüllte, dämonische Menschen gesehen, die aus einem lebendigen Unterbewusstsein heraus zwangsmässig ihre Schicksale vollziehen; die in einem verzweifelten Kampf begriffen sind einerseits gegen das Böse in sich, andererseits / gegen ein übermächtiges Verhängnis ausserhalb ihrer; die wohl eine Vorsehung ahnen, die ihre Wege lenkt, die aber doch in den Ereignissen unmittelbar nur blinden Zufall sehen, der sein Spiel mit ihnen treibt; die zu keiner Ruhe, keiner Ergebung kommen, weil sie viel zu unbewusst sind, um ihre eignen triebhaften Handlungen als die Quelle aller Leiden und Konflikte zu erkennen. Von alledem im <„>Nathan<“> das Gegenteil. Die Handelnden sind alle „aufgeklärte“, höchst bewusste Menschen. Und das ist das Neue und Bedeutsame daran: es ist selbstverständlich, dass der Mensch, der unter dem Einflusse des Temperaments, der Phantasie, der Triebe steht, keine freien Entschliessungen seines Willens kennt; aber auch der Mensch, der auf der Höhe der klaren Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung steht, ist unfrei. Das ist die letzte Konsequenz³⁹⁷ des Determinismus. Vor Lessing hatte Spinoza, nach Lessing haben Kant und Schiller gelehrt, dass nur die Unterwürfigkeit unter die Leidenschaften unfrei mache, dass ihre Beherrschung aber den Menschen befreie. Lessings Nathan stellt das Ideal dar an Ueberlegenheit und sittlicher Grösse, und doch ist sein Wille nicht freier als der des Menschen auf der niedrigsten Stufe. Das eben ist des Menschen Schicksal, das er mit dem vollen Bewusstsein eines solchen auf sich nimmt. – Im <„>Nathan<“> ist kein ernsthafter tragischer Konflikt; dazu

sind die Menschen alle zu weich und gut und vernünftig. Nur in der schwarzen Seele des Patriarchen gäbe es eine Möglichkeit. Diese ist sogar im Szenar noch stärker angedeutet – der ursprüngliche Plan aber, dass der Tempelherr den Fall des Juden, der ein Christenkind in seiner eignen Religion erzieht, dem Patriarchen nicht nur als Problem, sondern als realen Fall mit Namen und Umständen erzählt, ist ganz fallen gelassen. Die Menschen haben auch nicht mit sich zu kämpfen. Einzig der Tempelherr macht eine psychologische Entwicklung durch, aber auch er erfährt nicht die Tiefen der menschlichen Leidenschaften. Irrungen und Leiden sind nur eine Prüfung, in der die Personen ihre Tugenden bewähren oder die ihnen noch anhaftenden Mängel und Schwächen mühelos überwinden. Es ist wohl Schmerz in dem Stück, aber nicht die Macht des Bösen. Keine Handlung geschieht aus einem dumpfen Zwang, ausser vielleicht die³⁹⁸ Rettung des Tempelherrn durch Saladin, die „aus blosser Leidenschaft“³⁹⁹ geschehen ist. Da passt aber die Grausamkeit des Sultans gegen alle Tempelherren, von der wir nur hören, so schlecht zu Saladins Charakter, den wir wahrnehmen, dass die Freilassung Kurds⁴⁰⁰ für unser Gefühl vielmehr ein Akt der Ueberlegung zu sein scheint. Die wunderbare Rolle, die die Aehnlichkeit dabei spielt und auf der im Grunde die ganze Handlung beruht, wird nicht als Zufall hingestellt, sondern im Gegenteil dazu benutzt, um alle scheinbare Irrationalität, alles Unerklärliche als Wunder zwar, aber doch als etwas Natürliches und in den gesetzlichen Gang der Dinge Gehöriges darzustellen. Und das Widerspruchsvolle im Menschen wird zwar in einem Ausspruch Nathans berührt („leider bin </> Auch ich ein Ding von vielen Seiten, die </> Oft nicht so /⁴⁰¹ recht zu passen scheinen mögen.<.“⁴⁰²), spielt aber im Handeln der Menschen keine Rolle. Diesen Menschen gegenüber kann Nathan, der Beherrschteste von allen, wohl sagen: „Kein Mensch muss müssen,“⁴⁰³ denn sie sind alle frei im Sinne der Selbstbeherrschung, und was ihnen etwa an Zwang und Pflichten von aussen kommt, das übernehmen diese aufgeklärten Naturen so willig, dass es ihnen nicht als Last fühlbar wird. Dieser Ausspruch Nathans hat also insofern seine volle Berechtigung, aber er berührt nicht die tiefste Schicht des Stückes und

gibt in seiner häufigen Zitierung dem <„>Nathan<“> in der populären Meinung eine rationalistische Flachheit, die er durchaus nicht hat. Dazu kommt noch die eben beschriebene Atmosphäre von Leidenschaftslosigkeit, Klarheit und Vernunft, aus der alles Seltsame und Geheimnisvolle herausklärt⁴⁰⁴ zu sein scheint, zusammen mit der aufklärerischen Tendenz der Ringparabel, so dass es zu verstehen ist, wieso der Kern des Dramas, der nicht nur den psychologischen Angelpunkt, sondern auch die tiefste philosophische Erkenntnis bildet, meistens übersehen wird. Nathan hat selbst in seinem tiefsten Erlebnis von Grund auf erfahren, dass der Mensch nicht frei ist. In der Darstellung dieses Erlebnisses erreicht Lessing den Höhepunkt und die stärkste Erschütterung seiner gesamten Dichtung. Nathan schildert die schwerste Prüfung seines Lebens, die ihn zu dem gemacht hat, was er ist:⁴⁰⁵ die Ermordung seiner Frau und seiner sieben Kinder durch die Christen und die Uebergabe eines fremden Christenkindes gleichsam noch in sein brennendes Haus / hinein. Durch diese Prüfung erfährt er, dass der Mensch nicht nur in seinen Handlungen dem Zwang unterworfen, sondern dass er auch in seiner inneren Einstellung, in dem Wollen, ehe es Tat wird, in seinem Gefühl und seinen geheimsten Entschliessungen<„> nicht frei ist. Sogar die Ergebung in Gott, die er anstrebt, nach der er sich müht, ist nicht allein von ihm selbst abhängig. „Ich stand und rief zu Gott: ich⁴⁰⁶ will! Willst Du⁴⁰⁷ nur, dass ich will.“⁴⁰⁸ Hier liegt die Ueberwindung des Rationalismus: nicht nur einfach das vernünftige Denken bestimmt das Handeln, bewirkt die Einstellung. Man muss erkennen<„> „dass Ergebenheit in Gott von unserm Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhängt.“⁴⁰⁹ Zwar ist Bewusstheit wesentlich dazu nötig. „Komm, übe<„> was Du längst begriffen hast, </> Was sicherlich zu üben schwerer nicht </> Als zu begreifen ist, wenn Du nur willst.“⁴¹⁰ Aber zwischen dieser vernünftigen Ueberlegung und dem praktischen Handeln ist hier eine psychologische Brücke gebaut, und das ist die Ueberwindung, das Hindurchgehen durch das Leid. Die Tiefe der Verzweiflung, der Groll mit dem Schicksal, die harte stoische Resignation, in der noch eine Spur von Erbitterung und Trotz ist, das alles sind notwendige

Phasen, ehe sich, ohne anderes Zutun des Menschen als seine innig flehende Bereitschaft, die Ergebung in Gott in sein Herz senkt. Eine Ergebung in Gott, die nicht blind ist, die nicht abstumpft gegen die Forderungen der Welt und des Tages, die ohne Untätigkeit und ohne Fatalismus ist, die sich am liebsten der blinden Einfalt öffnet, weil die blinde Einfalt sie am besten versteht, die das ganze Leben des Menschen be/stimmt und ihn fähig macht, bei neuen Prüfungen selbst sein Liebstes ohne Murren hinzugeben.⁴¹¹ Das sind beinahe mystische Gedankengänge⁴¹² und <ist> vielleicht die tiefste Rechtfertigung des Leidens, die das 18. Jahrhundert bis zu Goethe hervorgebracht hat. Die Tat des Helden ist der Gehorsam; die Kraft des Willens spricht sich aus im Verzicht, im⁴¹³ beinahe vollständigen Bruch des Eigenwillens. Diese Richtung auf das Entsagende ist eine tiefere Ergänzung des Determinismus, als sie selbst die religionsphilosophischen Schriften kennen. Der unfreie Mensch empfängt von Gott selbst die Kraft zum Wollen und zum Handeln, wenn er selbst „will“. Aber dieses Wollen ist eben keine Aktivität, denn jede Tat ist determiniert, sondern es ist eine Bereitschaft, eine Entspannung, eine Offenheit des Herzens, das geackerte Land, das bereitet ist, den Samen zu empfangen. In dieser Willigkeit, das Schicksal seiner Unfreiheit und Schwäche auf sich zu nehmen, erreicht der Mensch seine höchste sittliche Leistung. Diese allein zählt vor Gott; er allein im Gegensatz zu den Menschen sieht die Gesinnung. „Der⁴¹⁴ du allein den Menschen nicht </> Nach seinen Taten brauchst zu richten, die </> So selten seine Taten sind, o Gott!⁴¹⁵“⁴¹⁶ Das ist das Grundmotiv aller Religiosität. An seiner Gottergebung erkennt der Klosterbruder Nathan als Christen, wie dieser umgekehrt den andern darin als Juden bezeichnet.⁴¹⁷ Das Walten der Vorsehung, die das menschliche Geschick bis ins einzelne durchdringt, ist rätselhaft, aber wirkt zum Besten. Sie herrscht ohne Wunder und Zufall, die nur scheinbar sind, durch die Naturgesetze und in dem ganzen zweckvollen Zusammenhang des Lebens. /

Diesem rein religiösen Kern des <„>Nathan<“>, der im allgemeinen, wie mir scheint, nicht genug betont wird, ordnen sich die praktisch ethischen Motive, die in der allgemeinen Vorstellung

eine viel grössere Rolle spielen, durchaus unter. Gewiss liegt in der Parabel der Schwerpunkt der Religion auf ihrer praktischen Seite. Aber Lessings eigenes Zeugnis hat eben das Augenmerk viel zu sehr auf die Parabel als den⁴¹⁸ eigentlichen Kern und inneren Ausgangspunkt des Stückes gerichtet. Es scheinen mir zwei Ströme aus dem persönlichen Leben Lessings sich in das Stück ergossen zu haben; der theologische Streit und die Unterbindung seiner Rede- und Druckfreiheit haben⁴¹⁹ den Ideengehalt des <„>Nathan<“> gezeitigt, der in der Parabel und in der Atmosphäre um den „weisen“ Nathan seinen Ausdruck findet; auf diese Entstehung haben Lessings zahlreiche Aussprüche (wie der von seiner „alten Kanzel, dem Theater“⁴²⁰) und die öffentliche Anteilnahme die Aufmerksamkeit gelenkt. Der Tod seiner Frau aber, der ein Jahr vor dem Erscheinen des <„>Nathan<“> erfolgt war, hat die Leidensgeschichte des Nathan und seine Ueberwindung hervorgebracht; von dem Goezestreit weiss die Welt; von dem Kampf, der hier zugrunde liegt, geben nur Lessings unendlich traurige Briefe aus dem Dezember 1777 und Januar 1778 an Eschenburg und Karl Lessing Zeugnis. Man weiss nicht so viel davon, es spricht sich auch nicht so aus wie der Sachverhalt einer öffentlichen Polemik; aber es dringt tiefer und bringt vielleicht das Schönste aus Lessings ganzem / Wirken hervor. – Auch der Humanitätsgedanke im <„>Nathan<“> kommt hiergegen nicht auf. Die Toleranz, die alle Menschen nur „an Farb<‘>, an Kleidung, an Gestalt verschieden“⁴²¹ erblickt, das Suchen nach einem, „dem es genügt, ein Mensch zu sein“⁴²², die Freiheit der Weltflucht, nach der⁴²³ es „nur am Ganges Menschen gibt“⁴²⁴, die freiwillige Bedürfnislosigkeit des „wahren Bettlers“⁴²⁵, der aber eben deshalb doch nicht weiss, wie es der Bedürftigkeit des Armen zu Mute ist, das sind alles Züge, die zwar das Bild vervollständigen, die aber dem Ideal der Aufklärung und Humanität keine neuen Züge hinzufügen, geschweige dem der religionsphilosophischen Prosaschriften, in denen, wie wir sahen, Lessing schon häufig über den Rationalismus hinausgeht. Auch die Unzuverlässigkeit einer historischen Fundierung der Religion und die Subjektivität der Gründe für ihre Annahme bieten nichts Neues⁴²⁶. Der <„>Nathan<“> berührt sich in manchen Punkten mit dem „Tes-

tament Johannis“ und der „Religion Christi“, die ich vorhin als die tiefsten der Abhandlungen darzustellen versuchte⁴²⁷. Das Ideal der Sittlichkeit und Religiosität, das in keinem Tun, sondern in einem Sein, in einer Einstellung beruht, das deshalb nicht errungen, sondern nur geschenkt werden kann, ist hier wie dort das gleiche. Aber es ist kein Zufall, dass der Mann Lessing die schönste Formulierung seiner Ueberzeugung in der praktischen Darstellung einer Verkörperung gefunden hat. Deshalb fühle ich mich auch berechtigt, mit dem <„Nathan“> wie mit einem Höhepunkt abzuschliessen. Ich komme noch einmal auf die <„Emilia Galotti“> zurück. Die beiden Dramen vervollständigen / den Begriff des Notwendigen besser<,> als eine Erörterung über den Determinismus es tun könnte. Nach zwei Richtungen schildern sie den unfreien Menschen. Einmal ist er in sich unfrei, Sklave seiner Begierden, Wünsche, Leidenschaften, Sehnsüchte. Er unterliegt dem Schicksal, weil er sich selbst unterliegt. Er kämpft einen vergeblichen Kampf, weil er sich nicht bewusst ist, wo sein Konflikt liegt. Er reibt sich wund an den Stäben seines Käfigs in seinen hoffnungslosen Versuchen, daraus zu entfliehen. Der Mensch aber, der sich durch seine Bewusstheit über diese Stufe erhoben hat, ist darum noch nicht frei. Trotzdem unterliegt er nicht, weil er erkennt. Er sieht sein Schicksal und nimmt es auf sich. Er leidet, und zugleich will er sein Leiden, nicht aus Martyrium, sondern aus Einsicht. Durch die Unterwerfung unter das Gesetz seines Lebens überwindet er es. /

Verzeichnis der benutzten Literatur

Primäre Quellen

Gottfried Wilhelm Leibniz:

<Leibniz, Gottfried Wilhelm: Aus den »Metaphysischen Anfangsgründen der Mathematik«, in: Cassirer, Ernst (Hg.): *Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie*, Bd. 1, Leipzig 1904 [Hamburg 1996] (Philosophische Bibliothek, 107 [496]), S. 53-68 [S. 35-48]>

Ders.: *Die Theodicee*, Leipzig 1879 (Philosophische Bibliothek, 71)

Ders.: *Lettre à Mr. Coste de la nécessité et de la contingence*, in: Erdmann, Johann Eduard (Hg.): *God. Guil. Leibnitii opera philosophica quae exstant latina gallica germanica omnia, pars prior*, Berlin 1840, S. 447-449

Ders.: *Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand. Mit Benutzung der Schaarschmidt'schen Übertragung neu übersetzt, eingeleitet und erläutert von Ernst Cassirer*, Leipzig 1915 (Philosophische Bibliothek, 69)

<Ders.: *Phoronomus seu de potentia et legibus naturae*, in: Couturat, Louis (Hg.): *Opuscles et fragments inédits de Leibniz. Extraits des manuscrits de la Bibliothèque royale de Hanovre*, Paris 1903, S. 590-593>

<Ders.: *Placidius Philalethi*, in: Couturat, Louis (Hg.): *Opuscles et fragments inédits de Leibniz. Extraits des manuscrits de la Bibliothèque royale de Hanovre*, Paris 1903, S. 594-627>

Ders.: *Streitschriften zwischen Leibniz und Clarke*, in: Cassirer, Ernst (Hg.): *Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie*, Bd. I, Leipzig 1904 [Hamburg 1996] (Philosophische Bibliothek, 107 [496]), S. 120-241 [S. 81-182]

<Ders.: *Tentamen de motuum coelestium causis*, in: Gerhardt, Carl Immanuel (Hg.): *Leibnizens mathematische Schriften*, Zweite Abteilung, Bd. 2, Halle 1860, S. 144-161>

Ders.: *Über das Kontinuitätsprinzip*, in: Cassirer, Ernst (Hg.): *Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie*, Bd. II

[Bd. I], Leipzig 1906 [Hamburg 1996] (Philosophische Bibliothek, 108 [496]), S. 74-78 [S. 327-330]

<Ders.: Zur Analysis der Lage, in: Cassirer, Ernst (Hg.): Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie, Bd. 1, Leipzig 1904 [Hamburg 1996] (Philosophische Bibliothek, 107 [496]), S. 69-76 [S. 49-55]>

Gotthold Ephraim Lessing:

Lessing, Gotthold Ephraim: Anmerkungen über Joachim Heinrich Campes philosophische Gespräche, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 16, Stuttgart 1902, S. 442-443

Ders.: Anti-Goeze, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 13, Stuttgart 1897, S. 141-213

Ders.: Aus einem Gedichte an den Herrn M., in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 1, Stuttgart 1886, S. 243-248

Ders.: Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt. Wider den Herrn Pastor Goeze, in Hamburg, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 13, Stuttgart 1897, S. 107-137

<Ders.: Berengarius Turonensis: oder Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuscript befindlich, welches bisher völlig unerkant geblieben, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 11, Stuttgart 1895, S. 59-162>

<Ders.: Bibliolatrie, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 16, Stuttgart 1902, S. 470-476>

<Ders.: Brief an Elise Reimarus vom 6. September 1778, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 18, Stuttgart 1907, S. 286-287>

- <Ders.: Brief an Friedrich Nicolai vom 21. Januar 1758, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 17, Stuttgart 1904, S. 132-134>
- <Ders.: Brief an Johann Wilhelm Ludwig Gleim vom 14. Februar 1759, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 17, Stuttgart 1904, S. 157-159>
- <Ders.: Brief an Karl Lessing vom 2. Februar 1773, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 18, Stuttgart 1907, S. 100-103>
- Ders.: Brief an Karl Lessing vom 8. April 1773, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 18, Stuttgart 1907, S. 81-83
- Ders.: Briefe, die neueste Litteratur betreffend, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 8, Stuttgart 1892, S. 3-285
- Ders.: Das Christenthum der Vernunft, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 14, Stuttgart 1898, S. 175-178
- <Ders.: Das Testament Johannis. Ein Gespräch, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 13, Stuttgart 1897, S. 11-17>
- Ders.: Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen seyn können, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 16, Stuttgart 1902, S. 522-525
- Ders.: Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreyeinigkeit, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 12, Stuttgart 1897, S. 71-99
- Ders.: Die Erziehung des Menschengeschlechts, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 13, Stuttgart 1897, S. 415-436
- <Ders.: Die Religion Christi, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 16, Stuttgart 1902, S. 518-519>

- Ders.: Durch Spinoza ist Leibnitz nur auf die Spur der vorherbestimmten Harmonie gekommen, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 14, Stuttgart 1898, S. 294-296
- Ders.: Eine Duplik, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 13, Stuttgart 1897, S. 21-90
- <Ders.: Emilia Galotti, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 2, Stuttgart 1886, S. 378-450>
- Ders.: Ernst und Falk. Gespräche für Freymäurer, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 13, Stuttgart 1897, S. 341-368
- <Ders.: Gedanken über die Herrnhuter, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 14, Stuttgart 1898, S. 154-163>
- Ders.: Gegensätze des Herausgebers, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 12, Stuttgart 1897, S. 428-450
- Ders.: G.E.Lessings nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze, in Hamburg, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 13, Stuttgart 1897, S. 331-336
- Ders.: Hamburgische Dramaturgie. Erster Band, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 9, Stuttgart 1893, S. 181-406
- Ders.: Hamburgische Dramaturgie. Zweiter Band, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 10, Stuttgart 1894, S. 3-221
- Ders.: Leibnitz von den ewigen Strafen, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 11, Stuttgart 1895, S. 461-487
- <Ders.: Nathan der Weise, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 3, Stuttgart 1887, S. 2-177>

- Ders.: Neue Hypothese über die Evangelisten als bloß menschliche Geschichtschreiber betrachtet, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 16, Stuttgart 1902, S. 371-391
- Ders.: Philosophische Aufsätze von Karl Wilhelm Jerusalem, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 12, Stuttgart 1897, S. 293-300
- Ders.: Pope ein Metaphysiker!, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 6, Stuttgart 1890, S. 411-445
- Ders.: Theses aus der Kirchengeschichte, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 16, Stuttgart 1902, S. 304-310
- Ders.: Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft. An den Herrn Director Schumann, zu Hannover, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 13, Stuttgart 1897, S. 3-8
- Ders.: Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft. Ein zweytes Schreiben an den Herrn Director Schumann in Hannover, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 16, Stuttgart 1902, S. 401-404
- <Ders.: Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 14, Stuttgart 1898, S. 312-313>
- <Ders.: Von Duldung der Deisten: Fragment eines Ungenannten, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 12, Stuttgart 1897, S. 254-271>
- Ders.: Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Untersuchung, in: Lachmann, Karl; Muncker, Franz (Hgg.): Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, Bd. 11, Stuttgart 1895, S. 3-55

Forschungsliteratur und weitere Quellen

- Cassirer, Ernst: Freiheit und Form. Studien zur deutschen Geistesgeschichte, Berlin 1916
- Ders.: Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen, Marburg 1902
- Dilthey, Wilhelm: Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing. Goethe. Novalis. Hölderlin, Leipzig und Berlin 1916
- <Goethe, Johann Wolfgang von: Brief an Johann Gottfried Herder vom Juli 1772, in: Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen: Werke, 4. Abteilung, Bd. 2, Weimar 1887, S. 15-19>
- Hettner, Hermann: Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Dritter Theil. Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert, 3 Bde., Braunschweig 1879
- Hume, David: Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand, Leipzig 1920 (Philosophische Bibliothek, 35)
- <Jacobi, Friedrich Heinrich: Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn, Breslau 1789>
- <Ders.: Brief an Johann Gottfried Herder vom 30. Juni 1784, in: Friedrich Heinrich Jacobi's Werke, Bd. 3, Leipzig 1816, S. 490-497>
- Kettner, Gustav: Lessings Dramen im Lichte ihrer und unserer Zeit, Berlin 1904
- Oehlke, Waldemar: Lessing und seine Zeit, 2 Bde., München 1919
- Petsch, Robert: Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen, München 1905
- Ders. (Hg.): Lessings Faustdichtung. Mit erläuternden Beigaben, Heidelberg 1911 (Germanische Bibliothek, zweite Abteilung, 4)
- Schmidt, Erich: Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften, 2 Bde., Berlin 1909
- Schrempf, Christoph: Lessing als Philosoph, Stuttgart 1906 (Frommanns Klassiker der Philosophie, 19)
- Sommer, Robert: Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und Aesthetik von Wolf-Baumgarten bis Kant-Schiller, Würzburg 1892

Editorische Anmerkungen

- 1 Kapitelüberschriften schließen in H² und B stets mit einem Schlusspunkt ab. Zusammen mit der Unterstreichung der Kapitelüberschrift fehlt er in L einmalig an dieser Stelle. Übernommen wird die Lesart der beiden anderen Versionen.
- 2 René Descartes (1596-1650), französischer Philosoph und Mathematiker, »Meditationes de prima philosophia, in qua Dei existentia et animae immortalitas demonstratur« (»Meditationen über die Erste Philosophie, in der die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele bewiesen wird«, 1641); in zweiter Auflage, die sämtliche Einwände und die Erwidernungen Descartes' sowie seinen Brief an Jacques Dinet enthält: »Meditationes de prima philosophia, in quibus Dei existentia, et animae humanae a corpore distinctio, demonstratur« (»in denen die Existenz Gottes und die Verschiedenheit der menschlichen Seele vom Körper bewiesen wird«, 1642).
- 3 Baruch de Spinoza (1632-1677), niederländischer Philosoph, »Ethica, ordine geometrico demonstrata« (»Die Ethik, nach geometrischer Methode dargestellt«, 1677).
- 4 das] die
- 5 D.h. die Erkenntnis.
- 6 sein] sein,
- 7 beanspruchen;] beanspruchen.;-
- 8 Der Seitenumbruch folgt hier B und L, wo auf der vorhergehenden Seite »Ge-« handschriftlich gestrichen wurde. In H² bleibt die Doppelung bestehen.
- 9 mehr:] mehr,
- 10 Bestechendes] bestechendes
- 11 Identischen,] Identischen_
- 12 Für den »Briefwechsel mit Clarke«, wie Bing ihn anführt, wird hier und im Weiteren die Titelgebung aus der von Bing benutzten Leibniz-Ausgabe übernommen. Vgl. Leibniz, Streitschriften mit Clarke, Leibniz' viertes Schreiben, in: Hauptschriften, Bd. 1, S. 145 f. [S. 103]: »Es gibt keine zwei ununterscheidbaren Einzeldinge. [...] Zwei Tropfen Wasser oder Milch erweisen sich, durch das Mikroskop betrachtet, als unterscheidbar. Es ist dies ein Beweisgrund gegen die Atome, die, ebenso wie das Leere, den Prinzipien der wahren Metaphysik widerstreiten.«
- 13 Bewusstsein.] Bewusstsein._
- 14 Henry More (1614-1687), englischer Philosoph und Dichter, »Enchiridion Metaphysicum: sive, de rebus incorporeis succincta et luculenta dissertatio« (»Handbuch der Metaphysik: oder eine kurzgefasste und klare Abhandlung über unkörperliche Dinge«, 1671).
- 15 Bing bezieht sich auf eine Stelle aus Descartes' »Regeln zur Leitung des Geistes« (»Regulae ad directionem ingenii«, postum 1701). Im Original lautet sie: »Nam cum scientiae omnes nihil aliud sint quam humana scientia, quae semper una et eadem manet, quantumvis differentibus subjectis applicata, nec majorem ab illis distinctionem mutuatur, quam solis lumen a rerum, quas illustrat, varietate, non opus est ingenia limitibus ullis cohibere« (Regulae I, 1, in:

Opuscula posthuma, physica et mathematica; hier ohne Akzente und Sonderzeichen). Arthur Buchenau besorgte die zeitgenössische Übersetzung für die ›Philosophische Bibliothek‹: »Denn da alle Wissenschaften insgesamt nichts anderes sind, als die menschliche Vernunft, die stets eine und dieselbe bleibt, mag man sie auf noch so viele Gegenstände anwenden, und die von diesen keine größere Verschiedenheit empfängt, als das Licht der Sonne von der Mannigfaltigkeit der von ihr beleuchteten Dinge, – so liegt kein Grund vor, den menschlichen Geist durch irgendwelche Schranken einzuengen« (Regeln I, 1, in: René Descartes' philosophische Werke. Erste Abteilung [Fortsetzung], I, o. S.).

Bings Paraphrase weicht vom Original wie auch von der wortnahen Standardübersetzung ab. Dass dennoch diese bekannte Stelle gemeint ist, dafür spricht eine weitere, ihrerseits ›freier‹ gehaltene Übersetzung, die von Bings Lehrer, Ernst Cassirer, stammt. In seiner eigenen Dissertation, »Descartes' Kritik der mathematischen und naturwissenschaftlichen Erkenntnis« (1899) – seinem Leibniz-Buch (1902), das Bing benutzte, ist sie als Einleitung vorangestellt –, hatte er die Stelle folgendermaßen übersetzt: »Die Wissenschaften in ihrer Gesamtheit sind nichts anderes, als die menschliche Erkenntnis, die immer Eine und dieselbe bleibt, auf wie verschiedene Objekte sie angewandt werde, – so wie das Licht der Sonne Eins ist in aller Mannichfaltigkeit der Gegenstände, die es erleuchtet« (Cassirer, Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen, S. 3). Die wörtliche Veränderung, die Cassirer an Descartes' zweitem Vergleich (ab »nec majorem«) vornimmt (»so wie das Licht der Sonne Eins ist«), bietet eine Erklärung für die Betonung der ›Einheit‹ auch in Bings Paraphrase (»wie die Sonne nur eine ist«). Angesichts formaler Abweichungen, die gegenüber dieser Übersetzung bestehen, bedarf es zusätzlich jedoch einer inhaltlichen Klärung.

In den »Regeln« weist die Eingangsstelle auf das Programm der frühen und unvollendeten Schrift hin. Descartes suchte einen neuen Erkenntnisbegriff zur Bewährung zu bringen und behandelte zu diesem Zweck Probleme der zeitgenössischen Wissenschaften; die wissenschaftliche Erkenntnis stellte er dabei unter den einheitlichen Gesichtspunkt der mathematisch-naturwissenschaftlichen Begriffsbildung und Methodenlehre. Cassirer urteilt über die Eingangsstelle der »Regeln«: »In diesen ersten Sätzen schon liegt eine Umgestaltung des Problems der Philosophie. Wenn sonst von der vorausgesetzten Mannichfaltigkeit der Erscheinungen ausgegangen wird, um sie in der Erkenntnis zur nachträglichen Einheit eines Weltbildes zusammenzufassen, so ändert sich jetzt die Richtung der Betrachtung. Die Einheit der Erkenntnis gilt nicht als das Endergebnis, das aus der Vielheit der Dinge zu gewinnen ist, sondern als die ursprüngliche Grundlage, aus der die Vielheit des Wissens und Seins sich erst gestaltet. Hier zeigt sich eine neue Art der Beziehung zwischen Denken und Sein, die zugleich notwendig eine neue Auffassung von der Möglichkeit und dem Wert gegenständlicher Erkenntnis bedingt« (ebd., S. 3f.).

Cassirers Übersetzung legt die Betonung auf das Motiv der Erkenntniskritik. So sind »scientiae omnes« nicht die Wissenschaften in unbestimmter Vielzahl (›alle‹), sondern die »humana scientia«, die nicht ›Vernunft‹ oder ›Weisheit‹, sondern »die menschliche Erkenntnis« bezeichnet, soll »[d]ie Wissenschaften

in ihrer Gesamtheit« begreiflich machen. Sie soll, im Bild gesprochen, selbst zu ihrer Lichtquelle werden.

Wie die Veränderbarkeit des Untersuchungsgegenstands die einzelnen Wissenschaften nicht vor eine unlösbare Aufgabe stellt, sondern die begriffliche Bestimmung ihres Gegenstands ihnen erst die Sicherheit über die eigenen Prinzipien gibt, so soll die Erkenntnis selbst auf logische Prinzipien zurückgeführt werden. Descartes machte die Wissenschaften, die er mit seiner analytischen Methode (Geometrie und Algebra) zu vereinheitlichen suchte, zum Gegenstand einer solchen Betrachtung; er begründete die Einheit der Erkenntnis als eine Einheit des Denkens und legte methodisch die Grundlagen für die neuzeitliche Erkenntniskritik, die ihren Gesichtskreis seither über die mathematischen Naturwissenschaften hinaus erweitern konnte. Descartes' Leistung liegt darin, einen neuen Anspruch wissenschaftlicher Erkenntnis aufgestellt zu haben, der sich für die Einzelwissenschaften ebenso wie für die Philosophie als fruchtbar erwies. In seiner Arbeit, die einem erkenntniskritischen Ansatz folgt, vertritt Cassirer dementsprechend die These, »dass Descartes der Begründer der neueren Philosophie nicht durch die Erneuerung des Augustinischen Satzes von der Selbstgewissheit des denkenden Ich [Ich denke, also bin ich] geworden ist, sondern durch die Vertiefung, die er der mathematischen Naturwissenschaft und ihren Prinzipien und Methoden gegeben hat« (ebd., S. 44).

Bing verweist mit ihrer Paraphrase auf die allgemeine geistige Bedeutung dieser Leistung Descartes'. Zum Verständnis ist dafür zunächst eine Schwierigkeit der sprachlichen Form auszuräumen. Das zweite Vergleichsglied der Descartes-Stelle, das Cassirer in seiner Übersetzung umgestaltet hat, um dem Bild einen klareren Ausdruck zu geben, wird ersichtlich von Bing übernommen. Der erste Vergleich (»nihil aliud«) aber, der den gedanklichen Gehalt der Stelle ausdrückt, scheint aufgelöst worden zu sein: Die »Herrschaft der Vernunft« geht unmittelbar im Bild der Sonne auf (»wie die Sonne nur eine«). Wird jedoch der Nachsatz nicht als Kommentar, sondern als ein Teil der Paraphrase verstanden, dann findet sich das erste Vergleichsglied darin wieder: »die Herrschaft der Vernunft [!] [...] darf nicht durchbrochen werden, wenn nicht die gesamte Erkenntnis [!] untergraben werden soll.« Formal führt somit ein Weg von Descartes' »humana scientia« über Cassirers »menschliche Erkenntnis« zur »Vernunft« bei Bing, während »scientiae omnes«, die nicht mehr »[d]ie Wissenschaften in ihrer Gesamtheit« bezeichnen, nun die »gesamte Erkenntnis« ausmachen. Den Sinn der Descartes-Stelle gibt die Paraphrase damit wieder: Die »gesamte Erkenntnis« (»scientiae omnes [...]«) soll durch nichts anderes verbürgt sein (»[...] nihil aliud sint [...]«) als durch die »Vernunft« (»[...] quam humana scientia«). Indem Bing den Nachdruck auf die »Herrschaft der Vernunft« legt, betont sie das geistige Motiv, das für Descartes' Gedanken der Erkenntniskritik leitend ist: Die Vernunft soll sich über eine »Vielheit unzuverlässiger Daten« ausbreiten, die ansonsten »zerflatter[n]« (Bing, Dissertation, S. 133) würden.

Für Bing liegt die geistesgeschichtliche Bedeutung Descartes' in der Weichenstellung hin zu Leibniz' Monadologie. Im Versuch der »intellektuelle[n] Realisierung der nicht mehr als real empfundenen Wirklichkeit« (ebd.) erkennt Bing den zentralen metaphysischen Anspruch der neueren Philosophie; Descartes kommt hinsichtlich der Erschließung der geistigen Wirklichkeit die

- »erste Errungenschaft« zu, weil bei ihm das Selbstbewusstsein als »ein Absolutes entgegentritt« (ebd.): Ich denke, also *bin* ich. Er markiert damit den Anfang einer philosophischen Problementwicklung, die Bing von Leibniz aus weiter zu Lessing verfolgen wird.
- 16 Isaac Newton (1643-1727), englischer Physiker, Astronom und Mathematiker, »Philosophiae naturalis principia mathematica« (»Mathematische Grundlagen der Naturphilosophie«, 1687).
- 17 gebraucht] gebracht
- 18 Vgl. Leibniz, Placidius Philalethi, in: Opusculum et fragments inédits de Leibniz, S. 597: »Wie daher ein ausgezeichnete Philosoph unserer Zeit zu Recht sagte, dass die Geometrie die mathematische Logik sei, so werde ich kühn behaupten, dass die Phoronomie die physikalische Logik sei.« (»Itaque quemadmodum recte Geometriam esse Logicam Mathematicam egregius nostri seculi philosophus dixit, ita Phoronomiam esse Logicam Physicam audacter asseverabo.«)
- 19 Nicht-zugleich-Existierenden] nicht-zugleich-Existierenden
- 20 Vgl. Leibniz, Metaphysische Anfangsgründe, in: Hauptschriften, Bd. 1, S. 54 [S. 36]: »Die Zeit ist die Ordnung des nicht zugleich Existierenden. Sie ist somit die allgemeine Ordnung der Veränderungen, in der nämlich nicht auf die bestimmte Art der Veränderungen gesehen wird.«
- 21 Samuel Clarke (1675-1729), englischer Philosoph und Theologie, Schüler Newtons.
- 22 verlangt] verlangt dagegen
- 23 D.h., die moderne Physik teilt die Position Newtons und Clarkes nicht.
- 24 Vgl. Leibniz, Phoronomus seu de potentia et legibus naturae, in: Opusculum et fragments inédits de Leibniz, S. 491 ff. und ders., Tentamen de motuum coelestium causis, in: Mathematische Schriften, Bd. VI, S. 46, darin Leibniz' Notiz, die der Herausgeber in die Anmerkungen aufgenommen hat.
- In der Einleitung zu seiner Leibniz-Ausgabe greift Cassirer den Vergleich der beiden Weltsysteme auf. Seine Darstellung orientiert sich am Inhalt der obigen Quellenstellen, für die er eine Interpretation vorlegt, die den Gedanken der logischen Äquivalenz hervorhebt: »Alles, was wir beobachten können, ist lediglich eine wechselseitige und umkehrbare Verschiebung materieller Teile. In jedem System von Körpern, die ihre gegenseitigen Abstände nach bestimmten Gesetzen mit der Zeit ändern, steht es uns daher frei, eines der Elemente als Koordinatensystem beliebig herauszugreifen und darauf, während wir es selber als ruhend annehmen, alle Bewegungen zu beziehen. Die mannigfachen »Hypothesen«, die sich auf diese Art ergeben, sind einander alsdann – nach einem Grundsatz, den Leibniz an die Spitze seiner Dynamik stellt – logisch durchaus »äquivalent«; sie geben ein und dasselbe wirkliche Verhältnis nur in verschiedenem Ausdruck wieder. Eine einzelne Form kann vor den anderen somit wohl den Vorzug der »Einfachheit«, nicht aber den der unbedingten einzigartigen »Wahrheit« haben. Leibniz führt diesen Gedanken zur letzten und schärfsten Konsequenz, indem er den Gegensatz zwischen dem Kopernikanischen und Ptolemäischen Weltsystem vom logischen Standpunkte aus aufhebt [!]: es ist völlig dasselbe, ob man zur Darstellung der kosmologischen Bewegungserscheinungen den Koordinatenmittelpunkt in die

Sonne oder die Erde verlegt. Die erstere Darstellung ist nicht, im Gegensatz zu allen anderen, die eindeutige Wiedergabe des absoluten wirklichen Sachverhalts, sondern nur die beste und geeignetste Hypothese zur Erklärung und gesetzlichen Bestimmung der Phänomene. Sie enthält eben damit allerdings die höchste Art der Gewißheit, die in den Objekten der Erfahrung, die durchweg bloße Relationen darstellen, überhaupt erreichbar ist: die Wahrheit einer Annahme bedeutet hier nur ihre logische Begreiflichkeit und Brauchbarkeit zur Darstellung der gegebenen und zur Voraussage der künftigen Phänomene« (Cassirer, Einleitung, in: Leibniz. Hauptschriften, Bd. I, S. 109f. [S. XX-VIII]).

Vom erkenntnistheoretischen Standpunkt aus erkannte Cassirer, der sich zeit seines Lebens in mehreren grundlegenden Arbeiten der mathematischen und physikalischen Begriffsbildung widmete, die charakteristische Leistung der modernen Physik in der logisch-funktionalen Ableitung ihrer Grundbegriffe. An diesen Gedanken knüpft Bing an, indem sie die logischen Voraussetzungen der Entstehung der modernen Physik nicht auf Newton oder Clarke, sondern auf Leibniz zurückführt.

Ein philosophisches Motiv, demzufolge nicht nur die empirische Beweiskraft einer physikalischen Theorie, sondern auch ihre logische Tauglichkeit zum Kriterium wurde, wies Cassirer für Einsteins Relativitätstheorie nach. Methodisch habe sie die physikalische Begriffsbildung damit auf eine neue Stufe gehoben. Hinsichtlich der zeitgenössischen physikalischen Gegenstandsbestimmung, die nicht mehr von dynamischen, sondern von metrischen Gesichtspunkten beherrscht wurde, ergab sich für Cassirer allerdings »die überraschende Tatsache, daß diese [die neuere Physik] – zwar nicht in inhaltlicher, wohl aber in methodischer Hinsicht – wieder auf dem Wege zu Descartes begriffen scheint« (Cassirer, Zur Einstein'schen Relativitätstheorie, S. 61); auch in dessen System bildeten nämlich »[d]as physische Sein des Körpers und das geometrische Sein der Ausdehnung [...] ein und denselben Gegenstand«, so dass »die ›Substanz‹ des Körpers [...] in seinen räumlich-geometrischen Bestimmungen auf[gehen]« (ebd., S. 60) konnte. Dagegen seien der Raum- und Materiebegriff Newtons ebenso wie der Kraftbegriff Leibniz' bereits von der Feldphysik des 19. Jahrhunderts überwunden worden; überhaupt habe »die typische Denkweise der modernen Physik ihre erkenntnistheoretisch schärfste und deutlichste Ausprägung« (ebd., S. 61) im Begriff des Feldes erhalten. Für die »neue physikalische Anschauung« sei es demnach bezeichnend, »daß sie Raum, Kraft und Materie als voneinander gesonderte physikalische G e g e n s t ä n d e überhaupt nicht mehr kennt, sondern daß es für sie nur noch die Einheit bestimmter F u n k t i o n s v e r h ä l t n i s s e gibt, die je nach dem Bezugssystem, in dem wir sie ausdrücken, eine verschiedene Bezeichnung erhalten« (ebd., S. 62f.).

Hinsichtlich der Bewertung der physikalischen Begriffsbildung und ihrer historischen Einordnung setzt Bing einen anderen Akzent. Während Cassirer in seinen Arbeiten die mathematisch-physikalische Gegenstandsbestimmung in den Blick nimmt und ihre begrifflichen Funktionen untersucht, liegt Bings Fokus auf dem Denkansatz, der sich für die Begriffsbestimmung als charakteristisch erweist. Cassirers Urteil in seinem Gutachten, dass Bing sich in den für

- Leibniz' Philosophie zentralen mathematischen und physikalischen Fragen »nur auf einige Andeutungen [beschränke]«, ist ebenso vor diesem Hintergrund zu sehen wie der Zusatz, dass diese Andeutungen »erkennen lassen, daß sie [Bing] auch an dieser Seite des Problems nicht achtlos vorübergegangen ist« (Cassirer, Gutachten, S. 323).
- 25 gefasst] gefasst,
- 26 Galileo Galilei (1564-1642), italienischer Physiker, Astronom und Mathematiker, v. a. »Dialogo sopra i due massimi sistemi del mondo« (»Dialog über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme«, 1632).
- 27 war] war,
- 28 Nikolaus Kopernikus (1473-1543), deutscher Astronom, Mathematiker, Physiker und Naturphilosoph, »De revolutionibus orbium coelestium« (»Über die Umlaufbahnen der Himmelskörper«, 1543).
- 29 – er] _er
- 30 Worten:] Worten,
- 31 Vgl. zu dieser von Cassirer gern benutzten und aus Goethes Briefwechsel mit Zelter stammenden Wendung Cassirer, Erkenntnisproblem, Bd. 1, S. 19: »Auch hier ist uns somit kein anderer Weg gelassen, als das Problem der Einheit der Geschichte – nach einem Goetheschen Wort – in ein Postulat zu verwandeln.«
- 32 Bing beschreibt damit den Übergang von Descartes' analytischer Geometrie zu Leibniz' Infinitesimalrechnung.
- 33 das] die
- 34 Vgl. Leibniz, Analysis der Lage, in: Hauptschriften, Bd. 1, S. 71 f. [S. 51]: »Ich bin nun durch eine Erklärung der Qualität oder Form, die ich aufgestellt, zu der Bestimmung gekommen, daß *ähnlich* das ist, was für sich beobachtet nicht voneinander unterschieden werden kann. Zur Erfassung der *Quantität* nämlich müssen die Gegenstände, die man vergleicht, unmittelbar nebeneinander gegeben sein oder doch durch irgendeine Art der Vermittlung tatsächlich einander gegenübergestellt werden können. Die Qualität hingegen stellt dem Geiste etwas dar, was sich in einem Gegenstand, auch wenn man ihn allein betrachtet, für sich erkennen und weiterhin zum Vergleich zweier Gegenstände unter sich brauchen läßt, ohne daß es nötig ist, die Vergleichsobjekte unmittelbar oder mittelbar durch Beziehung auf ein drittes Objekt als Maßstab [!], aneinander heranzubringen.«
- 35 In H^2 ist das Komma-, in L das Punktzeichen des Semikolons handschriftlich gestrichen. Gefolgt wird hier der Lesart aus B, der keinerlei Korrektur zugrunde liegt.
- 36 H^2 weist eine handschriftliche Korrektur hin zur Kleinschreibung auf (»ganzes«), die in B und L fehlt. Sie wurde hier nicht übernommen, weil Großschreibung in diesem Fall mehrheitlich bezeugt ist, vgl. etwa wenige Zeilen darunter: »als Ganzes«.
- 37 Vgl. oben S. 133 f.
- 38 Vgl. ebd.
- 39 werden] wird
- 40 Vgl. Leibniz, Streitschriften mit Clarke, in: Hauptschriften, Bd. 1, S. 212 [S. 157]: »Aber, sagt man, es ist regelmäßig, es ist beständig und infolgedessen natürlich. Darauf erwidere ich, daß es nicht regelmäßig sein kann, ohne ver-

- nunftgemäß und nicht natürlich, ohne durch die Naturen der Geschöpfe erklärbar zu sein.«
- 41 Die handschriftliche Korrektur von »lässt« durch »heißt«, die für H², B und L erfolgte, wurde hier an die maschinenschriftliche Textgestalt (»heisst«) angepasst.
- 42 Siehe oben S. 134.
- 43 Siehe den gleichen Fall Anm. 41.
- 44 sind] ist
- 45 Bing gibt die Quelle als »Brief an Varignon Hptschr. Bd. 2 S. 77« an. Gemeint ist nicht der »Briefwechsel zwischen Leibniz und Varignon«, der das mathematische Problem des Unendlichkleinen behandelt, sondern die Schrift »Über das Kontinuitätsprinzip«; ihre Herkunft bekundet der Untertitel: »Aus einem Briefe von Leibniz an Varignon«. Der Text ist bei der ersten Auflage der Hauptschriften, die Bing zur Verfügung stand (eine zweite erscheint erst 1924), im zweiten Band zu finden. Spätere Auflagen bringen Leibniz' Beiträge zur »Biologie und Entwicklungsgeschichte«, denen der Text zuzuordnen ist, dagegen im ersten Band.
- Die angegebene Briefstelle, Hauptschriften Bd. 2, S. 77 [Bd. 1, S. 329], lautet: »Ich darf also wohl mit gutem Grund annehmen, daß all die verschiedenen Klassen von Wesen, deren Inbegriff das Universum ausmacht, in den Ideen Gottes, der ihre wesentlichen Abstufungen distinkt erkennt, nur ebensoviele Koordinaten ein und derselben Kurve sind.«
- 46 Vgl. ebd. [S. 330]: »[I]ch bin sogar davon überzeugt, daß es solche Wesen geben muß, und daß es der Naturgeschichte vielleicht eines Tages gelingen wird, sie aufzufinden, wenn sie erst die Unendlichkeit von Lebewesen genauer studiert, die sich durch ihre Kleinheit den gewöhnlichen Untersuchungen entziehen oder sich im Innern der Erde und in den Tiefen der Gewässer verborgen halten. Unsere Beobachtungen datieren erst von gestern; woher können wir das Recht nehmen, der Vernunft etwas abzustreiten, was wir nur bisher keine Gelegenheit hatten zu beobachten? Das Prinzip der Kontinuität steht also bei mir außer allem Zweifel, und es könnte dazu dienen, eine Reihe wichtiger Wahrheiten jener echten Philosophie, die sich über die Sinne und die Einbildung erhebt und den Ursprung der Erscheinungen in den intellektuellen Regionen sucht, zu begründen.«
- 47 Im Original lautet die Quellenangabe vollständig: »vergl. auch Cassire, Anmerk. zu Leibniz Hptschr.«. In Frage kommt Anmerkung 404 (406 in der Neuausgabe), die sich auf Leibniz' Text »Zur prästabilierten Harmonie« bezieht. In diesem Auszug verwendet Leibniz das Bild zweier Uhren, für deren Synchronizität drei verschiedene Gründe erwogen werden: wechselseitiger Einfluss der Uhren aufeinander, ein Dritter, der die Uhren ausrichtet, und die Genauigkeit der Uhren selbst. Analog dazu, so Leibniz, kann die »große Frage der Vereinigung von Seele und Körper« (ders., Zur prästabilierten Harmonie, in: Hauptschriften, Bd. 2, S. 272 [S. 459]) behandelt und geklärt werden. Leibniz' Lösung, die prästabilierte Harmonie, entspricht dabei der dritten Begründungsmöglichkeit. Sie nehme weder einen physischen (materiellen) Einfluss zwischen Seele und Körper an, noch überschreite sie die Grenzen der physikalischen Welt, indem sie die Verbindung von Seele und Körper schlechthin

Gott überantwortet. Die prästabilierte Harmonie gehe stattdessen von einer Naturanlage aus, durch die »beide Substanzen in so vollkommener und geregelter Weise und mit so großer Genauigkeit gebildet worden sind, daß sie, indem sie nur ihren eignen, in ihrem Wesen liegenden Gesetzen folgen, doch wechselseitig miteinander in Einklang stehen« (ebd., S. 273 f. [S. 460]).

In der genannten Anmerkung kommentiert Cassirer dieses Uhrgleichnis und gibt zu bedenken: »Der streng begriffliche Sinn seiner [Leibniz'] Lehre wird jedoch dadurch nicht wiedergegeben; denn Körper und Seele verhalten sich bei ihm nicht mehr wie zwei gleichgeordnete, absolute Substanzen, sondern wie der *Inhalt* des Bewußtseins zum *Subjekt* des Bewußtseins selbst, durch das er erst getragen und ermöglicht wird« (ebd., S. 272 [S. 65*]). In diesem Zusammenhang verweist Cassirer auf seine Einleitung zur Leibniz-Ausgabe, wo der Gedanke weiter ausgeführt wird: »Das Prinzip der ›prästabilierten Harmonie‹ zeigt sich uns nunmehr in seiner tieferen, esoterischen Bedeutung. Es bezieht sich seinem eigentlichen Sinne nach nicht auf die ›Verbindung‹ von Seele und Körper, wengleich Leibniz in der Diskussion mit den Cartesianern an diese Grundfrage ihrer Philosophie zum Zweck der Verdeutlichung seines neuen Gedankens anzuknüpfen pflegt [d.h., Leibniz stellt seine Gedanken auf diese Weise exoterisch dar, siehe zum Begriffspaar esoterisch-exoterisch, das auch für Lessing eine Rolle spielt, unten Anm. 197]. Seele und Körper bedürfen keiner Vereinigung, keines ›substantiellen Bandes‹, das sie zusammenhielte – da der *Begriff* des Körpers nicht anders als in immanenter Beziehung auf ein denkendes *Bewußtsein* zu fassen und zu verstehen ist« (Cassirer, Einleitung, in: Hauptschriften, Bd. 2, S. 86 [Bd. 1, S. LXX]).

- 48 George Berkeley (1685-1753), irischer Philosoph und Theologe, v. a. »A Treatise Concerning the Principles of Human Knowledge« (»Eine Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis«, 1710) und »Three Dialogues between Hylas and Philonous« (1713).
- 49 Cassirer bespricht das Verhältnis zwischen dem Leibniz'schen und Berkeley'schen System ausführlich in der Einleitung zu seiner Leibniz-Ausgabe. Bings Bemerkung ist an dieser Stelle orientiert: »Die Art und Besonderheit des Leibnizschen *Idealismus* ergibt sich erst aus diesem seinem Zusammenhang mit der *Erkenntnislehre*. Faßt man nur die einzelnen, sachlichen Merkmale ins Auge, ohne auf den innerlichen Ursprung einzugehen, so könnte Leibniz mit Berkeley nahe verwandt erscheinen. Denn es ist gänzlich irrig zu glauben, daß er hinter diesem an Konsequenz [!] und Entschiedenheit des idealistischen Grundgedankens zurückstände, – daß er das ›absolute Sein‹ der Materie nicht gänzlich aufgehoben, sondern in irgendwelcher Form und Verkleidung wieder zugelassen und in das System eingeführt habe. Der metaphysische Grundbestand der Lehre zeigt uns auf beiden Seiten dasselbe Bild: statt der für sich bestehenden Körperwelt erblicken wir einen Inbegriff bewußter Subjekte und ihrer Vorstellungen. Eine verschiedenartige Betonung und Nuancierung dieses Gedankens ist allerdings unverkennbar: denn während Berkeleys Interesse vor allem auf die Analyse der erscheinenden *Inhalte* gerichtet ist, weist Leibniz immer von neuem auf die eigentümliche Tätigkeit und auf den *Prozeß* des Bewußtseins zurück. Wenn für jenen die Grundgleichung *esse = percipi* [= Sein = Wahrgenommenwerden] gilt, so müßte sie in seinem [Leib-

niz'] Sinne vielmehr *esse = percipere* [›Sein = Wahrnehmen‹] lauten. Und noch ein anderes Moment kommt hinzu, das beide Systeme auch ihrem rein metaphysischen Gehalt nach scheidet. Wenn Berkeleys Spiritualismus in der Konstruktion einer reinen ›Geisterwelt‹ aufgeht, umfaßt Leibniz' Blick [...] die Ordnung und den Inbegriff der *Lebewesen*. Es ergibt sich das paradoxe geschichtliche Verhältnis, daß der Vorkämpfer der sinnlichen Empfindung [Berkeley] das geistige Sein wesentlich nur in der Form des bewußten *Denkens* anerkennt, während Leibniz, der ›Intellektualist‹, es in seinen mannigfachen Abstufungen durch alle Formen des Lebens hindurch verfolgt. Das eigentliche Unterscheidungsmerkmal aber liegt nicht sowohl im Bestand als in der Begründung der Lehre: in dem Verhältnis der Metaphysik zur *Logik*. Die Welt der ›Perzeptionen‹, in die sich das absolute Sein auflöst, bedeutet für Berkeley einen Inbegriff sinnlicher Einzelwahrnehmungen. Wie aber – so muß man hier fragen – läßt sich die Überzeugung von der ausnahmslosen Geltung bestimmter Gesetze des Vorstellungsverlaufs in einem System begründen, das in der konkreten sinnlichen Impression alle Bürgschaft der Wahrheit sieht und die Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit aller ›abstrakten‹ Beziehungen und Grundsätze verneint? [!] Auf diese Frage vermag die Philosophie Berkeleys nicht anders als durch den Hinweis auf den göttlichen ›Urheber der Natur‹ zu antworten. Die Konstanz des Seins beruht zuletzt darauf, daß es ein und dieselbe geistige Ursache ist, die den verschiedenen Subjekten oder demselben Subjekt zu verschiedenen Zeitpunkten die Mannigfaltigkeit der Empfindungen einprägt. Die Subjekte erschaffen die Wahrheit und das Gesetz der Erkenntnis nicht aus ihrer eigenen Natur, sondern müssen es von außen empfangen.« Eine »Grundanschauung«, wie Cassirer fortfährt, »gegen die sich Leibniz vor allem wendet« (Cassirer, Einleitung, in: Hauptschriften, Bd. 2, S. 110ff. [Bd. 1, S. XCII f.]). Das hat die »Lösung« Leibnizens, von der Bingspricht, die prästabilierte Harmonie, dem sensualistischen und spiritualistischen System Berkeleys voraus. Cassirer resümiert diesen Vorzug dahingehend, dass »Leibniz' System [...] in der Geschichte des modernen Idealismus die Aufgabe [löst], das ›Allgemeine‹ logisch zu sichern, ohne es zu einer eigenen Art von Sein außerhalb des denkenden Geistes zu machen« (ebd., S. 112 [ebd., S. XCIV]).

50 ›Vernunftwahrheiten‹

51 ›Tatsachenwahrheiten‹

52 Notwendigkeit;] Notwendigkeit,

53 Siehe oben S. 134.

54 Leibniz' Begriff der ›wohlbegründeten Erscheinung‹.

55 fundatum,] fundatum–

56 Struktur, nach] Struktur nach,

57 konnte,] konnte,–

58 Vgl. unten S. 177 Bings Verweis auf Hume und das Induktionsproblem, dazu Anm. 216.

59 »De arte combinatoria« (»Über die Kunst der Kombination«, 1666) ist der Titel von Leibniz' Dissertationsschrift. Vgl. dazu Leibniz, Zur allgemeinen Charakteristik, in: Hauptschriften Bd. 2, S. 32 ff. [18 ff.].

60 gegenüberstanden] gegenüberstanden,

- 61 Beste erkennen] beste Erkennen
In L steht an dieser Stelle eine Korrektur, deren Handschrift nicht eindeutig zuordenbar ist und die »das beste Erkennen« durch »haben« erweitert.
- 62 Jean-Baptiste Dubos (1670-1742), französischer Ästhetiker und Historiker, »Réflexions critiques sur la poésie et sur la peinture« (»Kritische Betrachtungen über die Poesie und Malerei«, 1719).
- 63 Charles Batteux (1713-1780), französischer Ästhetiker, »Les beaux-arts réduits à un même principe« (1746, siehe für die Übersetzung unten Anm. 68).
- 64 Alexander Gottlieb Baumgarten (1714-1762), deutscher Philosoph, »Aesthetica« (1750-1758).
- 65 »Kunst, schön zu denken«.
- 66 Francis Hutcheson (1694-1746), irischer Philosoph, »Inquiry into the Origin of Our Ideas of Beauty and Virtue« (1725).
- 67 Anthony Ashley Cooper, 3ter Earl of Shaftesbury (1671-1714), englischer Philosoph und Schriftsteller, »Characteristicks of Men, Manners, Opinions, Times« (1711, zweite, korrigierte Auflage 1714).
- 68 Johann Adolf Schlegel (1721-1793), deutscher Dichter und Geistlicher, Übersetzung, Kommentierung und Kritik von Batteux' »Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz« (1751, dritte, erweiterte Auflage 1770).
- 69 Siehe oben S. 133 und 141 ff.
- 70 Im maschinenschriftlichen Text von H², B und L ist an dieser Stelle, abgetrennt durch ein Komma, noch einmal »Vernunft und Erfahrung« angeschlossen. Die Doppelung, die der Bezug von Vernunft auf Spontaneität und Erfahrung auf Rezeptivität verursacht hat, wird hier gestrichen.
- 71 lassen] lassen,
- 72 Vgl. zu dieser Begriffsbestimmung und ihrer Herleitung oben S. 133 f.
- 73 Vgl. oben S. 137 f.
- 74 hinzielend] hinziehend
- 75 Vgl. oben S. 139.
- 76 Anspielung auf Spinozas »sub specie aeternitatis«.
- 77 Vgl. oben Anm. 20.
- 78 D.h. des Ablaufs der Vorstellungen.
- 79 Vgl. zu diesem Begriff oben S. 142 f.
- 80 objektiv:] objektiv,
- 81 Vgl. dazu Lessings Abhandlungen »Laokoon: oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie. Mit beyläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte« (1766, in: LM 9, S. 3-177), die fünf »Abhandlungen« über die Fabel (1759, LM 7, S. 415-479) und »Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmsten Epigrammatisten. I. Ueber das Epigramm« (1771, LM 11, S. 214-247); das Verhältnis zwischen Dichtkunst und Geschichtsschreibung erläutert Lessing insbesondere in der »Hamburgischen Dramaturgie«, worauf Bing an späterer Stelle eingehen wird, siehe unten Anm. 87 und 107.
- 82 Johann Caspar Lavater (1741-1801), Schweizer Schriftsteller und Pfarrer, »Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe« (1775-1778).

- 83 Friedrich Schiller (1759-1805), deutscher Dichter, Philosoph und Historiker, »Philosophische Briefe« (1786).
- 84 Bing illustriert den Sachverhalt durch ein Beispiel aus der Geschichte der Poetik, der Lehre und Theorie der Dichtung. Der griechische Philosoph Aristoteles (384-322 v. d. Z.) war Verfasser der ersten systematischen und umfassenden Abhandlung über die Dichtung. Anstatt der rhetorischen Tradition zu folgen, die Dichtung auf ihre sprachliche Verfasstheit und deren Wirkung auf den Rezipienten beschränkte, knüpfte Aristoteles an die philosophisch-systematische Behandlungsweise an, der für die Dichtung Platon (428/7-348/7 v. d. Z.) Bahn gebrochen hatte. Anders als sein philosophischer Lehrer, der ihn »den Leser« (»ho anagnóstes«) genannt haben soll, vertiefte Aristoteles sich in das Quellenstudium und erarbeitete, auf der empirischen Grundlage des athenischen Dramas vor allem des 5. Jahrhunderts, ein eingehendes Regelwerk der Dichtung. Diese »Poetik«, wie seine Schrift »peri poietikês« (»Über die Dichtkunst«) mit dem durch sie begründeten Gattungsbegriff bezeichnet zu werden pflegt, ist nicht vollständig erhalten geblieben. Neben spärlichen Hinweisen zur Komödie und Zusammenfassungen hinsichtlich des Epos enthält der überlieferte Text in erster Linie eine Darstellung der Tragödie. Aristoteles' Ausführungen, darunter die Behandlung des Dichtungsproblems, das er auf das Prinzip der Nachahmung (mímesis) zurückführte, wurden nichtsdestoweniger zum Kanon der europäischen Poetik.

Der französische Klassizismus gründete auf die aristotelische Abhandlung, die in der Renaissance wiederentdeckt, neu herausgegeben und kommentiert wurde, seine Doktrin der drei Einheiten, auf die Bing anspielt. Sie umfasst die Einheit der Handlung, die Aristoteles, der den Aufbau und die konstitutiven Elemente der Dramenhandlung benannte, selbst forderte; die Einheit der Zeit, die er unverbindlich auf einen Sonnenlauf, einen Tag also, bezifferte; sowie die Einheit des Ortes, die von Aristoteles nicht erwähnt wurde (sie geht zurück auf seinen einflussreichen italienischen Kommentator Ludovico Castelvetro, 1505-1571). Unter Berufung auf die Autorität Aristoteles' blieben diese Forderungen verbindlich für die Dramenproduktion im 17. und bis hinein ins 18. Jahrhundert.

Einen Anachronismus prangerte dabei nicht nur der junge Goethe in seiner Rede »Zum Schakespears Tag« (1771) an (»Französgen, was willst du mit der griechischen Rüstung, sie ist dir zu gros und zu schweer«, Goethe, Zum Schakespears Tag, WA I, 37, S. 132); die deutsche Poetik leitete in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts überhaupt eine Wende in der Behandlung des Dichtungsproblems ein. Die Gegnerschaft zum französischen Klassizismus und deren Autoritätsfigur fand ihren radikalsten Ausdruck in der Poetik des Sturm und Drang, die den Versuch unternahm, die Regelmäßigkeit der Dichtung durch die Schöpfungsleistung des Genies zu ersetzen. Der Anspruch, Dichtung zu erklären und zu lehren, der sich in einem Dogmatismus verfangen hatte, trat damit zugunsten ästhetischer Bewunderung zurück, und das Lob wurde vor allem über einem neuen Gewährsmann ausgeschüttet: dem englischen Dichter William Shakespeare (1564-1616). Mit ihren Ortswechslern, Zeitsprüngen, unterschiedlichen Handlungssträngen und Einlagen muteten seine Dramen gegenüber der konzentrierten Forderung der drei Einheiten wie ein bun-

tes Spiel an; sie wurden zum neuen Maßstab, und ihr Verfasser wurde als Urbild des dichterischen Genies gefeiert. Im Zuge einer subjektivistischen Zeittendenz, die den Fokus vom Werk auf seinen Produzenten verlegte, wurde der von der französischen Deutungshoheit in Fragen der Poetik forcierte Aristotelismus somit gebrochen; ähnlich dem Fall Homers für die Griechen, auf den Aristoteles Tragödie und Komödie entwicklungsgeschichtlich zurückführte und dessen Epen er als Stoffgrundlage empfahl, stieg Shakespeare zum Idealtypus des neuzeitlichen Dichters auf.

Bing kommt auf dieses Beispiel weiter unten noch einmal zu sprechen, siehe S. 157.

Lessing, der Erneuerer Aristoteles' auf der einen Seite, Verteidiger Shakespeares auf der anderen war, stand zwischen den Extremen von Regel- und Geniepoetik. Er gab weder die praktische Forderung der Regelmäßigkeit noch den methodischen Anspruch einer Strukturgesetzlichkeit der Dichtung preis; wenn er die freie Tätigkeit des ›Genies‹ dennoch einforderte, so deswegen, weil Gesetze der Bestimmung und Regeln der Anwendung bedürfen. In beidem verwahrte Lessing sich gegen einen bloßen ›Mechanismus‹ und damit auch gegen die Ansicht, dass Einbildungskraft den Dichter in den Stand setzen könnte, sein Produkt nach Belieben, wie der *deus ex machina* die Handlung im Drama, zu drehen und zu wenden. Die Grenze des Genies ist für Lessing die Regel, die der Regel aber das Genie.

85 soweit] so weit

86 nun,] nun –

87 Den methodischen Hinweis Bings, dass Lessings Gedanken rekonstruiert werden müssten (vgl. Bing, Dissertation, S. 150), bestätigen die hier genannten Stellen aus der »Hamburgischen Dramaturgie«. Deren 92. und 89. Stück, denen sie angehören, stehen thematisch und sachlich im Zusammenhang: Beginnend mit Stück 84 und endend mit Stück 95, erörtert Lessing ein Problem der Poetik des Dramas, nämlich die Beschaffenheit der Figuren in Tragödie und Komödie. Er bespricht zu diesem Zweck ein Stück des französischen Schriftstellers und Philosophen Denis Diderot (1713-1784) und referiert dessen Kommentare sowie eine Abhandlung des englischen Bischofs und Horaz-Übersetzers Richard Hurd (1720-1808); beide vertreten die Position, dass Figuren in der Tragödie ›individuell‹, in der Komödie dagegen ›allgemein‹ sein sollten. Diderots Ansicht einer radikalen Individualität kritisiert Lessing, weil den Figuren in der Tragödie Charakterzüge eigneten, die nicht ihnen allein zukämen; Hurd dagegen, der keinen strikten Gegensatz zwischen individuellen und allgemeinen Charakteren fordert und daher eine gewisse ›Allgemeinheit‹ auch für die Figuren der Tragödie gelten lässt, schließt Lessing sich an. Zurückgeht die fragliche Forderung des ›Allgemeinen‹ auf Aristoteles, der damit die Dichtung von der Geschichtsschreibung unterschied: »[D]ie Poesie geht mehr auf das Allgemeine [τὰ καθόλου], und die Geschichte auf das Besondere [τὰ καθ' ἑκάστον]« (Aristoteles, Poetik 1451b 6-7, Übersetzung Lessing, in: ders., Hamburgische Dramaturgie, 89. Stück, LM 10, S. 161). Aristoteles hatte in diesem Zusammenhang außerdem auf die unterschiedliche Namensgebung in Tragödie und Komödie hingewiesen, nämlich geschichtliche oder mythologische Figuren auf der einen (z. B. Richard III. oder Antigone

ne), erfundene und ›typologische‹ Figuren auf der anderen Seite (z.B. der Geizhals). Dieser Umstand steht in einem gewissen Kontrast zur ›Allgemeinheit‹ der dramatischen Literatur, so dass Lessing, der Aristoteles zu folgen bestrebt ist, seine Erörterung mit einer ungelösten »Schwierigkeit« abschließt, nämlich der Frage, wie die Forderung des ›Allgemeinen‹ (kathólou) für die Figuren sowohl in der Tragödie als auch in der Komödie zu erfüllen sei. Er gibt zu verstehen, »daß diese Blätter [die »Hamburgische Dramaturgie«] nichts weniger als ein dramatisches System enthalten sollen« (Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 95. Stück, LM 10, S. 187): »Meine Gedanken mögen immer sich weniger zu verbinden, ja wohl gar sich zu widersprechen scheinen: wenn es denn nur Gedanken sind, bey welchen sie [Lessings Leser] Stoff finden, selbst zu denken. Hier will ich nichts als *Fermenta cognitionis* [›Gärungsmittel für die Erkenntnis«, im Original Hervorhebung durch Schriftsetzung in Antiqua] austreuen« (ebd., S. 187f.).

In diesem Sinn sind auch die beiden Stellen zu verstehen, die Bing für ihre Interpretation herausgreift. Der erste Verweis gilt Lessings anfänglicher Besprechung Hurds und gibt seinen Versuch wieder, dessen Position zusammenzufassen, wobei eine Beziehung zur aristotelischen Ansicht angedeutet wird. Im Zusammenhang lautet die Stelle: »H u r d scheint so zu schließen: wenn die Tragödie eine wahre Begebenheit erfordert, so müssen auch ihre Charaktere wahr, das ist, so beschaffen seyn, wie sie wirklich in den Individuis [d.h. in einzelnen Menschen] existiren; wenn hingegen die Komödie sich mit erdichteten Begebenheiten begnügen kann, wenn ihr wahrscheinliche Begebenheiten, in welchen sich die Charaktere nach allen ihrem Umfange zeigen können, lieber sind, als wahre, die ihnen einen so weiten Spielraum nicht erlauben, so dürfen und müssen auch ihre Charaktere selbst allgemeiner seyn, als sie in der Natur existiren; angesehen dem Allgemeinen selbst, in unserer Einbildungskraft eine Art von Existenz zukömmt, die sich gegen die wirkliche Existenz des Einzelnen eben wie das Wahrscheinliche zu dem Wahren verhält [!]« (Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 92. Stück, S. 173). Dem fügt Lessing hinzu: »Ich will itzt nicht untersuchen, ob diese Art zu schließen nicht ein bloßer Zirkel ist: ich will die Schlußfolge bloß annehmen, so wie sie da liegt, und wie sie der Lehre des Aristoteles schnurstracks zu widersprechen scheint. Doch, wie gesagt, sie scheint es bloß, welches aus der weitern Erklärung des H u r d erhellet« (ebd.).

Vordergründig bezieht Bing sich demnach nicht auf Lessings eigene Gedanken, sondern auf Hurds Behandlung der Figuren in der Komödie. Entscheidend ist jedoch die Unterscheidung des Geschichtlich-Wahren vom Dichterisch-Erfundenen, auf die Lessing in seiner Besprechung aufmerksam macht; das Prinzip der ›Wahrscheinlichkeit‹, das dem Letzteren zugrunde liegt, weist den Weg auf eine übergreifende ›Allgemeinheit‹ des Dramas.

Bei Bings zweitem Verweis handelt es sich um eine Übersetzung, die Lessing vom Anfang des 9., für seine Erörterung maßgeblichen Kapitels der aristotelischen »Poetik« gibt. Die Stelle lautet: »›Aus diesen also,‹ sagt Aristoteles, nachdem er die wesentlichen Eigenschaften der poetischen Fabel festgesetzt, ›aus diesen also [hier beginnt die von Bing angeführte S. 161] erhellet klar, daß des Dichters Werk nicht ist, zu erzählen, was geschehen, sondern zu erzählen, von

welcher Beschaffenheit das Geschehene, und was nach der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit dabey möglich gewesen. Denn Geschichtsschreiber und Dichter unterscheiden sich nicht durch die gebundene oder ungebundene Rede: indem man die Bücher des Herodotus [um 484-420/30 v.d. Z., griechischer Geschichtsschreiber, der in seinen »Historien« geschichtliche ebenso wie mythologische Inhalte in narrativer, vor allem Personen darstellender Form schilderte] in gebundene Rede bringen kann, und sie darum doch nichts weniger in gebundener Rede eine Geschichte seyn werden, als sie es in ungebundener waren. Sondern darinn unterscheiden sie sich, daß jener erzählet, was geschehen; dieser aber, von welcher Beschaffenheit das Geschehene gewesen. Daher ist denn auch die Poesie philosophischer und nützlicher als die Geschichte. Denn die Poesie geht mehr auf das Allgemeine, und die Geschichte auf das Besondere. Das Allgemeine [kathólou] aber ist, wie so oder so ein Mann nach der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit [katà tò eikòs hè tò anankaíon] sprechen und handeln würde [!]; als worauf die Dichtkunst bey Ertheilung der Namen sieht. Das Besondere hingegen ist, was Alcibiades [450-404 v.d. Z., athenischer Staatsmann und General während des Peloponnesischen Krieges, der aufgrund seiner Persönlichkeit und seiner Taten selbst zum Gegenstand der Literatur wurde] gethan, oder gelitten hat. Bey der Komödie nun hat sich dieses schon ganz offenbar gezeigt; denn wenn die Fabel nach der Wahrscheinlichkeit abgefaßt ist, legt man die etwanigen Namen sonach bey, und macht es nicht wie die Jambischen Dichter, die bey dem Einzelnen bleiben [der Jambus wurde ursprünglich für Schmähreden, persönliche Invektiven, verwendet, so etwa vom frühgriechischen Lyriker Archilochos gegen seinen Schwiegervater in spe Lykambes, der seine Einwilligung in die Hochzeit zurückzog]. Bey der Tragödie aber hält man sich an die schon vorhandenen Namen; aus Ursache, weil das Mögliche glaubwürdig ist, und wir nicht möglich glauben, was nie geschehen, da hingegen was geschehen, offenbar möglich seyn muß, weil es nicht geschehen wäre, wenn es nicht möglich wäre. Und doch sind auch in den Tragödien, in einigen nur ein oder zwey bekannte Namen, und die übrigen sind erdichtet; in einigen auch gar keiner, so wie in der Blume des Agathon [448-400 v.d. Z., athenischer Tragödiendichter, von dem nur wenige Fragmente erhalten sind]. Denn in diesem Stücke sind Handlungen und Namen gleich erdichtet, und doch gefällt es darum nichts weniger« (ebd., 89. Stück, S. 160f.).

Bings Verweis gilt demnach nur indirekt Lessings eigenen Worten, während die Stelle das Problem wiedergibt, dass Aristoteles das »Allgemeine« mit Begriffen wie »Wahrscheinlichkeit« oder »Nothwendigkeit« bestimmte, die ihrerseits erklärungsbedürftig sind; die allgemeine Bedeutung, die Aristoteles für Lessing zukommt, besteht allerdings gerade darin, Probleme aufgeworfen zu haben, die es »weiterzudenken« gilt. Darauf spielt Bings Verweis an; sie befragt Lessings eigene, von ihm auf Aristoteles zurückbezogenen Begriffe nach deren philosophischem Sinn und Zusammenhang, der vor dem Hintergrund des Leibniz'schen System geklärt werden soll. Auf diese Weise, anstatt die poetologischen Einzelprobleme zu behandeln und den Versuch ihrer Auflösung zu unternehmen, macht Bing die philosophische Problematisierung nachvollziehbar, die sie durch Lessing erfahren haben.

Die beiden Verweise sind daher nicht auf den unmittelbaren Stellenkontext zu beziehen, sondern sollen, gemäß Lessings Anspruch, die eigenen Gedanken ›unsystematisch‹, als »*Fermenta cognitionis*« zur Darstellung zu bringen, durch Bings Interpretation erst verständlich gemacht werden. Es ist damit ein voraussetzungsreicher, aber sinnvoller Quellenbezug gegeben.

88 ihr] ihm

89 Worten:] Worten,

90 Nach »ist« steht in L ein Doppelpunkt als maschinenschriftliche Variante und ohne Abstand zum folgenden Wort. Sie wurde aus stilistischen Gründen hier nicht übernommen.

91 Gottes,] Gottes

92 Vgl. oben S. 145.

93 Vgl. Lessing, Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai, S. XXXIII.

94 Vgl. ders., Hamburgische Dramaturgie, 34. Stück, LM 9, S. 325: »[...] wenn ich nur gefunden hätte, daß, ob sie [gemeint sind die Figuren des Soliman und der Roxelane aus Jean-François Marmontels, 1723-1799, Erzählung »Soliman II«, 1760, die Lessing in diesem Stück, bei Gelegenheit einer Erörterung seines Geniebegriffs, kritisiert] schon nicht aus dieser wirklichen Welt sind, sie dennoch zu einer andern Welt gehören könnten; zu einer Welt, in welcher Ursachen und Wirkungen zwar in einer andern Reihe folgen, aber doch zu eben der allgemeinen Wirkung des Guten abzwecken, kurz, zu der Welt eines Genies, das – (es sey mir erlaubt, den Schöpfer ohne Namen durch sein edelstes Geschöpf zu bezeichnen!) das, sage ich, um das höchste Genie im Kleinen nachzuahmen, die Theile der gegenwärtigen Welt versetzt, vertauscht, verringert, vermehret, um sich ein eigenes Ganze daraus zu machen, mit dem es seine eigene Absichten verbindet.«

95 Vgl. auch ebd., S. 324f.: »Dem Genie ist es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrath seines Gedächtnisses, sondern das, was es aus sich selbst, aus seinem eigenen Gefühl, hervor zu bringen vermag, macht seinen Reichthum aus; was es gehört oder gelesen, hat es entweder wieder vergessen, oder mag es weiter nicht wissen, als insofern es in seinen Kram taugt; es verstößt also, bald aus Sicherheit bald aus Stolz, bald mit bald ohne Vorsatz, so oft, so gröblich, daß wir andern guten Leute uns nicht genug darüber verwundern können; wir stehen und staunen und schlagen die Hände zusammen und rufen: ›Aber, wie hat ein so großer Mann nicht wissen können! – wie ist es möglich, daß ihm nicht beyfiel! – überlegte er denn nicht?‹ O, laßt uns ja schweigen; wir glauben ihn zu demüthigen, und wir machen uns in seinen Augen lächerlich; alles, was wir besser wissen, als er, beweiset blos, daß wir fleißiger zur Schule gegangen, als er; und das hatten wir leider nöthig, wenn wir nicht vollkommne Dummköpfe bleiben wollten.«

96 gesetzmässig:] gesetzmässig;

97 Vgl. Bing, Dissertation, S. 154 und die zugehörige Anm. 84.

98 schafft] schafft,

99 Vgl. Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 34. Stück, LM 9, S. 325: »[...] sind wir berechtigt, in allen Charakteren, die der Dichter ausbildet, oder sich schafft, Uebereinstimmung und Absicht zu verlangen, wenn er von uns verlangt, in dem Lichte eines Genies betrachtet zu werden.«

Unter ›Übereinstimmung‹ versteht Lessing: »Uebereinstimmung: – Nichts muß sich in den Charakteren widersprechen; sie müssen immer einförmig, immer sich selbst ähnlich bleiben; sie dürfen sich itzt stärker, itzt schwächer äußern, nach dem die Umstände auf sie wirken; aber keine von diesen Umständen müssen mächtig genug seyn können, sie von schwarz auf weiß zu ändern« (ebd.).

Zur ›Absicht‹ bemerkt Lessing: »Einem Charakter aber, dem das Unterrichtende fehlet, dem fehlet die Absicht [zur Hervorhebung setzt Lessing dieses Wort an den Anfang der nächsten Zeile]. – Mit Absicht handeln ist das, was den Menschen über geringere Geschöpfe erhebt; mit Absicht dichten, mit Absicht nachahmen, ist das, was das Genie von den kleinen Künstlern unterscheidet, die nur dichten um zu dichten, die nur nachahmen um nachzuahmen., die sich mit dem geringen Vergnügen befriedigen, das mit dem Gebrauche ihrer Mittel verbunden ist, die diese Mittel zu ihrer ganzen Absicht machen, und verlangen, daß auch wir uns mit dem eben so geringen Vergnügen befriedigen sollen, welches aus dem Anschauen ihres kunstreichen aber absichtlosen Gebrauchs ihrer Mittel entspringet. Es ist wahr, mit dergleichen leidigen Nachahmungen fängt das Genie an, zu lernen; es sind seine Vorübungen; auch braucht es sie in größern Werken zu Füllungen, zu Ruhepunkten unserer wärmern Theilnehmung; allein mit der Anlage und Ausbildung seiner Hauptcharaktere verbindet es weitere und größere Absichten; die Absicht uns zu unterrichten, was wir zu thun oder zu lassen haben; die Absicht uns mit den eigentlichen Merkmalen des Guten und Bösen, des Anständigen und Lächerlichen bekannt zu machen; die Absicht uns jenes in allen seinen Verbindungen und Folgen als schön und als glücklich selbst im Unglücke, dieses hingegen als häßlich und unglücklich selbst im Glücke, zu zeigen; die Absicht, bey Vorwürfen, wo keine unmittelbare Nacheiferung, keine unmittelbare Abschreckung für uns Statt hat, wenigstens unsere Begehrungs- und Verabscheuungskräfte mit solchen Gegenständen zu beschäftigen, die es zu seyn verdienen, und diese Gegenstände jederzeit in ihr wahres Licht zu stellen, damit uns kein falscher Tag verführt, was wir begehren sollten zu verabscheuen, und was wir verabscheuen sollten zu begehren« (ebd., S. 327).

100 Vgl. ebd., 32. Stück, S. 316: »[...] daß nicht das bloße Erdichten, sondern das zweckmäßige Erdichten, einen schöpfrischen Geist beweise.«

Im 34. Stück der »Hamburgischen Dramaturgie«, das Bing für die Begriffe Absicht und Übereinstimmung zugrunde legt, fasste Lessing diese Zweckmäßigkeit im Sinne eines »Unterrichtende[n]« (ebd., 34. Stück, S. 327) auf; andernorts spricht er auch von »nützlich« (vgl. Anm. 87 für seine Übersetzung von Aristoteles' *spoudaióteron* in diesem Sinn) oder »lehrreich«. Lessing verweist damit auf die moralische ›Wirkungsabsicht‹ der Tragödie (siehe Anm. 108 und 121). Bing gibt zu verstehen, dass nicht die Festsetzung dieses Zieles, sondern vielmehr die Durchmessung von Wegen, die zu ihm hinführen können, von Lessing als Voraussetzung für die dichterische Produktion, die Figurendarstellung und die Rezeption durch den Zuschauer verstanden wurde.

101 Vgl. Sommer, Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und Aesthetik, S. 189: »Diese Forderung der ›Absicht‹ widerspricht der bald auf Lessing folgenden Aesthetik, welche unter der Einwirkung der enthusiastischen

Welt- und Kunstanschauung *Herder's* steht, also besonders der *Schiller's*chen, vollkommen und ist als Rest des Intellektualismus aufzufassen, welcher eben erst durch *Hamanns* und *Herder's* Ideen aus der deutschen Aesthetik verbannt worden ist. [...] Diese Lehre, dass das Genie mit Absicht dichtet, um zu b e l e h r e n, ist später von der *Herder-Schiller's*chen Aesthetik gründlich ausgerottet worden. Kein Wunder, dass im deutschen Sturm und Drang der große Bahnbrecher bald als Schulmeister empfunden wurde!«. Sommer zitiert ebenfalls die beiden Stellen aus dem 34. und 32. Stück der »Hamburgischen Dramaturgie«, Letzteres als »XXII« verkehrt.

- 102 Vgl. Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 70. Stück, LM 10, S. 82: »In der Natur ist alles mit allem verbunden; alles durchkreuzt sich, alles wechselt mit allem, alles verändert sich eines in das andere. Aber nach dieser unendlichen Mannichfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genusse desselben Antheil nehmen zu lassen, mußten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat; das Vermögen abzusondern, und ihre Aufmerksamkeit nach Gutdünken lenken zu können.

Dieses Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne dasselbe würde es für uns gar kein Leben geben; wir würden vor allzu verschiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beständiger Raub des gegenwärtigen Eindruckes seyn; wir würden träumen, ohne zu wissen, was wir träumten.

Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixierung unserer Aufmerksamkeit zu erleichtern.«

- 103 Die Paraphrase scheint an dieser Stelle fortgesetzt worden zu sein, so dass Bing sich mit dem Verweis auf das Vergnügen auf den Nachsatz Lessings bezieht, vgl. ebd., S. 83: »Wenn wir Zeugen von einer wichtigen und rührenden Begebenheit sind, und eine andere von nichtigem Belange läuft quer ein: so suchen wir der Zerstreung, die diese uns drohet, möglichst auszuweichen. Wir abstrahiren von ihr; und es muß uns nothwendig eckeln [!], in der Kunst das wieder zu finden, was wir aus der Natur wegwünschten.«
- 104 Vgl. ebd.: »Alles, was wir in der Natur von einem Gegenstände, oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sey der Zeit oder dem Raume nach, in unsern Gedanken absondern, oder absondern zu können wünschen, sondert sie [die Kunst] wirklich ab, und gewährt uns diesen Gegenstand, oder diese Verbindung verschiedener Gegenstände, so lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die sie erregen sollen, verstatet.«
- 105 Im von Bing hier mehrfach benutzten 70. Stück der »Hamburgischen Dramaturgie« problematisiert Lessing den Nachahmungsbegriff. Er greift dafür auf das Beispiel des »Mischspiels« zurück, einer tragische ebenso wie komische Elemente aufweisenden Dramenform. Lessing gibt zu bedenken, dass, wenn als Rechtfertigung des Mischspiels die Nachahmung der Natur ausgegeben wird, die selbst nicht unbedingt reine Formen des Tragischen oder Komischen aufweist, ein solches »Beispiel der Natur, welches die Verbindung des feyerlichen Ernstes mit der possenhaften Lustigkeit rechtfertigen soll, eben so gut jedes dramatische Ungeheuer, das weder Plan, noch Verbindung, noch

Menschenverstand hat, rechtfertigen könne. Die Nachahmung der Natur müßte folglich entweder gar kein Grundsatz der Kunst seyn; oder, wenn sie es doch bliebe, würde durch ihn selbst die Kunst, Kunst zu seyn aufhören; wenigstens keine höhere Kunst seyn, als etwa die Kunst, die bunten Adern des Marmors in Gyps nachzunahmen; ihr Zug und Lauf mag gerathen, wie er will, der seltsamste kann so seltsam nicht seyn, daß er nicht natürlich scheinen könnte; bloß und allein der scheint es nicht, bey welchem sich zu viel Symmetrie, zu viel Ebenmaaß und Verhältniß, zu viel von dem zeigt, was in jeder andern Kunst die Kunst ausmacht; der künstlichste in diesem Verstande ist hier der schlechteste, und der wildeste der beste« (ebd., S. 80f.). Ein Gegenstand der Natur kann demnach für die Nachahmung unmittelbar keinen Maßstab abgeben. Er ist zu vielgestaltig und zufällig. Wird das Prinzip der Nachahmung dennoch auf ihn gegründet, d.h. »naturalistisch« aufgefasst, muss es willkürlich ausfallen und wird für die Kunst unbrauchbar, möglicherweise sogar abträglich.

Lessing führt weiter aus: »Die Worte getreu und verschönert, von der Nachahmung und der Natur, als dem Gegenstande der Nachahmung, gebraucht, sind vielen Mißdeutungen unterworfen. Es giebt Leute, die von keiner Natur wissen wollen, welche man zu getreu nachahmen könne; selbst was uns in der Natur mißfalle, gefalle in der getreuen Nachahmung, vermöge der Nachahmung. Es giebt andere, welche die Verschönerung der Natur für eine Grille halten; eine Natur, die schöner seyn wolle, als die Natur, sey eben darum nicht Natur. Beide erklären sich für die Verehrer der einzigen Natur, so wie sie ist: jene finden in ihr nichts zu vermeiden; diese nichts hinzuzusetzen. Jenen also müßte nothwendig das gothische Mischspiel gefallen; so wie diese Mühe haben würden, an den Meisterstücken der Alten Geschmack zu finden [Lessing vergleicht die »Naturhaftigkeit« des Mischspiels mit der »Kunstmäßigkeit« des klassischen griechischen Dramas]« (ebd., S. 81). Die Problematik des Gegenstandes der Nachahmung, so gibt Lessing zu verstehen, wird nicht immer eingesehen und begriffen; die Zufälligkeit, die ihm anhaftet, wird mit dem von persönlicher Willkür abhängenden Gebrauch verwechselt, der von einem solchen Gegenstand in der Nachahmung gemacht wird. Eine Lösung des Nachahmungsproblems, die darin besteht, dass Regeln angegeben werden, wonach die Nachahmung ihren Gegenstand selbst erzeugt, versucht Lessing nicht. Er sucht das Nachahmungsproblem psychologisch zu lösen: »Der Hauptgedanke ist dieser: es ist wahr, und auch nicht wahr, daß die komische Tragödie, gothischer Erfindung, die Natur getreu nachahmet; sie ahmet sie nur in einer Helfte getreu nach, und vernachlässiget die andere Helfte gänzlich; sie ahmet die Natur der Erscheinungen nach, ohne im geringsten auf die Natur unserer Empfindungen und Seelenkräfte [!] dabey zu achten« (ebd., S. 82). Lessing erklärt sich darüber folgendermaßen: »Nur wenn eben dieselbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattierungen des Interesse annimmt, und eine nicht bloß auf die andere folgt, sondern so nothwendig aus der andern entspringt; wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraction des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdann verlangen wir sie auch in der Kunst nicht, und die Kunst weiß aus dieser Unmöglichkeit selbst Vortheil zu ziehen« (ebd., S. 83).

106 liegt] liegt,

- 107 Vgl. Lessing, *Hamburgische Dramaturgie*, 19. Stück, LM 9, S. 261: »Die Absicht der Tragödie ist weit philosophischer, als die Absicht der Geschichte.« Vgl. ferner ebd., 89. Stück, LM 10, S. 160ff. Lessing kommentiert hier die Aussage des Aristoteles, dass die Dichtung philosophischer (*philosophóteron*) und ernsthafter (*spoudaióteron*) sei als die Geschichtsschreibung (vgl. *Poetik* 1451b 6-7). Er schreibt: »Die einen sowohl als die andern, und selbst die Personen der Epopee [Epos] nicht ausgeschlossen, alle Personen der poetischen Nachahmung ohne Unterschied, sollen [nach Aristoteles] sprechen und handeln, nicht wie es ihnen einzig und allein zukommen könnte, sondern so wie ein jeder von ihrer Beschaffenheit in den nehmlichen Umständen sprechen oder handeln würde und müßte. In diesem καθόλου [kathólou], in dieser Allgemeinheit liegt allein der Grund, warum die Poesie philosophischer und folglich lehrreicher ist, als die Geschichte« (ebd., S. 162). Zum Zusammenhang siehe oben Anm. 87.
- 108 Bing orientiert sich, dem Wortlaut nach, an Lessings Besprechung von Weißes Trauerspiel »Richard der Dritte« (vgl. dazu ausführlich unten Anm. 121): »Alles, was Richard thut, ist Greuel; aber alle diese Greuel geschehen in Absicht auf etwas; Richard hat einen Plan; und überall, wo wir einen Plan wahrnehmen, wird unsere Neugierde rege; wir warten gern mit ab, ob er ausgeführt wird werden, und wie er es wird werden; wir lieben das Zweckmäßige so sehr, daß es uns, auch unabhängig von der Moralität des Zweckes, Vergnügen gewähret« (ebd., 79. Stück, LM 10, S. 121). Diese Ausführungen, mit denen Lessing die von Aristoteles bezeichnete Freude an der Nachahmung aufgreift, sind jedoch mit einer Einschränkung zu verstehen. Sie stehen im Zusammenhang mit Lessings ausdrücklicher Kritik an Weißes Trauerspiel, dem er damit das Gelingen einiger kunstreicher Effekte zusprechen will, die allerdings keine spezifisch tragische Wirkung hervorbrächten und für diese Dichtungsform insofern nur bedingt tauglich seien: »Ein Dichter kann viel gethan, und doch noch nichts damit verthan haben. Nicht genug, daß sein Werk Wirkungen auf uns hat: es muß auch die haben, die ihm, vermöge der Gattung, zukommen; es muß diese vornehmlich haben, und alle andere können den Mangel derselben auf keine Weise ersetzen; besonders wenn die Gattung [gemeint ist die Tragödie, die seit der Neuzeit in hohem Ansehen stand] von der Wichtigkeit und Schwierigkeit, und Kostbarkeit ist, daß alle Mühe und aller Aufwand vergebens wäre, wenn sie weiter nichts als solche Wirkungen hervorbringen wollte, die durch eine leichtere und weniger Anstalten erfordernde Gattung eben sowohl zu erhalten wären« (ebd., S. 122). Bing versteht ›Planmäßigkeit‹ nicht im Sinne einer Strategie, die eine Figur oder der Dichter durchzusetzen suchen. Dass ›Greuelthaten‹ um ihrer selbst willen, nämlich zum Effekt, nicht dargestellt werden sollten, ergibt sich aus Lessings Kritik der noch zu seiner Zeit nachklingenden Ansicht, die Tragödie solle den Affekt des ›Schreckens‹ beim Zuschauer auslösen. Die frühneuzeitliche Tragödientheorie hatte dem Dichter zu diesem Zweck einen umfangreichen Katalog schreckenerregender Stoffe (*res atroces*) empfohlen, darunter z. B. Königs-, Vater- oder Kindsmord. An die Stelle des Schreckens setzt Lessing jedoch den Affekt der Furcht, den er als ›das auf uns selbst bezogene Mitleid‹ (Lessing, *Hamburgische Dramaturgie*, 75. Stück, LM 10, S. 102) bestimmt; die Tragödie

soll nach Lessing das Mitleid ebenso wie die Furcht des Zuschauers hervorrufen, um dadurch moralisch zu bilden. Dieser Absicht widerstrebt die Darstellung von »Greuelthaten« nicht an sich, aber sie kann ihr, wie Lessing im 79. Stück der »Hamburgischen Dramaturgie« erläutert, im Verhältnis zum Handlungsganzen abträglich werden, nämlich dann, wenn gegen das Prinzip der »poetischen Gerechtigkeit« verstoßen wird, indem nichts als »Abscheuliches« (siehe zu diesem Begriff unten Anm. 121) auf der Bühne zum Austrag kommt. Weißes Trauerspiel ist für Lessing das Musterbeispiel eines solchen Falles.

Bings Verweis ist daher eigentümlich. Er ist zu verstehen im Sinne des Theodizeegedankens, den sie mit ihrer Interpretation des 79. Stücks der »Hamburgischen Dramaturgie« verdeutlichen wird. Die Referenz auf die Quellenstelle stellt lediglich eine wörtliche Anleihe dar, und zwar für einen durchaus anderen Sachverhalt: »Planmäßigkeit« nicht im Sinne von Strategie, sondern als Theodizee.

- 109 Im 11. und 12. Stück der »Hamburgischen Dramaturgie« vergleicht Lessing die Geistererscheinung in Voltaires Tragödie »Semiramis« (1748) mit der aus Shakespeares »Hamlet« (um 1600). Er merkt dazu an: »Wir glauben itzt keine Gespenster, kann also nur so viel heissen: in dieser Sache, über die sich fast eben so viel dafür als darwider sagen läßt, die nicht entschieden ist, und nicht entschieden werden kann, hat die gegenwärtig herrschende Art zu denken den Gründen darwider das Uebergewicht gegeben; einige wenige haben diese Art zu denken, und viele wollen sie zu haben scheinen; diese machen das Geschrey und geben den Ton; der größte Haufe schweigt und verhält sich gleichgültig, und denkt bald so, bald anders, hört beym hellen Tage mit Vergnügen über die Gespenster spotten, und bey dunkler Nacht mit Grausen davon erzehlen. Aber in diesem Verstande keine Gespenster glauben, kann und darf den dramatischen Dichter im geringsten nicht abhalten, Gebrauch davon zu machen [!]. Der Saame, sie zu glauben, liegt in uns allen, und in denen am häufigsten, für die er vornehmlich dichtet. Es kömmt nur auf seine Kunst an, diesen Saamen zum Käumen zu bringen; nur auf gewisse Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geschwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er diese in seiner Gewalt, so mögen wir in gemeinem Leben glauben, was wir wollen; im Theater müssen wir glauben, was Er will« (Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 11. Stück, LM 9, S. 228f.). In diesem Sinn bemerkt Lessing: »Shakespears Gespenst kömmt wirklich aus jener Welt; so dünkt uns. Denn es kömmt zu der feyerlichen Stunde, in der schaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düstern, geheimnißvollen Nebenbegriffe, wenn und mit welchen wir, von der Amme an, Gespenster zu erwarten und zu denken gewohnt sind. Aber Voltaires Geist ist noch nicht einmal zum Popanze gut, Kinder damit zu schrecken; es ist der bloße verkleidete Komödiant, der nichts hat, nichts sagt, nichts thut, was es wahrscheinlich machen könnte, er wäre das, wofür er sich ausgiebt; alle Umstände vielmehr, unter welchen er erscheint [nämlich vor allem am hellen Tag vor großer Versammlung], stören den Betrug, und verathen das Geschöpf eines kalten Dichters, der uns gern täuschen und schrecken möchte, ohne daß er weiß, wie er es anfangen soll« (ebd., S. 229). Shakespeare erziele seine Wirkung dagegen durch einen Kunstgriff: »Beym Shakespear

ist es der einzige Hamlet, mit dem sich das Gespenst einläßt; in der Scene, wo die Mutter dabey ist, wird es von der Mutter weder gesehen noch gehört. Alle unsere Beobachtung geht also auf ihn, und je mehr Merkmale eines von Schauder und Schrecken zerrütteten Gemüths wir an ihm entdecken, desto bereitwilliger sind wir, die Erscheinung, welche diese Zerrüttung in ihm verursacht, für eben das zu halten, wofür er sie hält. Das Gespenst wirket auf uns, mehr durch ihn, als durch sich selbst. Der Eindruck, den es auf ihn macht, gehet in uns über, und die Wirkung ist augenscheinlich und zu stark, als daß wir an der ausserordentlichen Ursache zweifeln sollten« (ebd., S. 230). So fasst Lessing zusammen, dass »Voltaires Gespenst [...] nichts als eine poetische Maschine [ist], die nur des Knotens wegen da ist; es interessirt uns für sich selbst nicht im geringsten. Shakespears Gespenst hingegen ist eine wirklich handelnde Person, an dessen Schicksale wir Antheil nehmen; es erweckt Schauder, aber auch Mitleid [!] [siehe dazu unten Anm. 108]. Dieser Unterschied entsprang, ohne Zweifel, aus der verschiedenen Denkungsart beider Dichter von den Gespenstern überhaupt. Voltaire betrachtet die Erscheinung als ein Wunder; Shakespeare als eine ganz natürliche Begebenheit [!]. Wer von beiden philosophischer denkt, dürfte keine Frage seyn; aber Shakespeare dachte poetischer [!]« (ebd., 12. Stück, S. 230f.).

- 110 Vgl. ebd., 2. Stück, S. 188: »So überzeugt wir auch immer von den unmittelbaren Wirkungen der Gnade seyn mögen, so wenig können sie uns doch auf dem Theater gefallen, wo alles, was zu dem Charakter der Personen gehöret, aus den natürlichsten Ursachen entspringen muß. Wunder dulden wir da nur in der physikalischen Welt; in der moralischen muß alles seinen ordentlichen Lauf behalten, weil das Theater die Schule der moralischen Welt seyn soll.«
- 111 Vgl. ebd., 12. Stück, S. 231: »Denn es ist ohnstreitig dem weisesten Wesen weit anständiger, wenn es dieser ausserordentlichen Wege nicht bedarf, und wir uns die Bestrafung des Guten und Bösen in die ordentliche Kette der Dinge von ihr mit eingeflochten denken«.
- 112 Bing bezieht sich auf das ›Wunder‹ von Rechas Rettung aus dem brennenden Haus, das den Ausgangspunkt der Dramenhandlung darstellt. Die Tochter Nathans glaubt, ein Engel habe sie gerettet, und erzählt ihrem heimgekehrten Vater davon. Dieser wurde von der Rettung durch den Tempelherrn bereits unterrichtet und ist besorgt, seine Tochter könne der religiösen Schwärmerei verfallen. Im Geschehenen erkennt Nathan selbst ein ›Wunder‹ anderer, ›menschlicher‹ Art: Die Tat des Tempelherren wäre ohne die Schonung, die Saladin ihm, wider alles Erwarten, hat zuteilwerden lassen, nicht möglich gewesen. Vgl. Lessing, Nathan der Weise, 1. Akt, 2. Szene, LM 3, S. 12: »Nathan. Doch hätt' auch nur / Ein Mensch – ein Mensch, wie die Natur sie täglich / Gewährt, dir diesen Dienst erzeigt: er müßte / Für dich ein Engel seyn. Er müßt' und würde. Recha. Nicht so ein Engel; nein! ein wirklicher; / Es war gewiß ein wirklicher! – Habt Ihr, / Ihr selbst die Möglichkeit, daß Engel sind, / Daß Gott zum Besten derer, die ihn lieben, / Auch Wunder könne thun, mich nicht gelehrt? / Ich lieb' ihn ja. Nathan. Und er liebt dich; und thut / Für dich, und deines gleichen, stündlich Wunder; / Ja, hat sie schon von aller Ewigkeit / Für euch gethan. Recha. Das hör' ich gern. Nathan. Wie? weil / Es ganz natürlich, ganz alltäglich klänge, / Wenn dich ein eigentlicher Tempelherr / Gerettet hät-

te: sollt' es darum weniger / Ein Wunder seyn? – Der Wunder höchstes ist, / Daß uns die wahren, echten Wunder so / Alltäglich werden können, werden sollen. / Ohn' dieses allgemeine Wunder, hätte / Ein Denkender wohl schwerlich Wunder je / Genannt, was Kindern bloß so heißen müßte, / Die gaffend nur das Ungewöhnlichste, / Das Neuste nur verfolgen.« Bing bezieht sich insbesondere auf diese letzten Sätze Nathans.

Nach Unterbrechung durch die besorgte (christliche) Erzieherin Rechas geht die Szene weiter, indem Nathan erklärt, worin für ihn das Wunder in dieser Sache besteht: »Daja. Wollt Ihr denn / Ihr ohnedem schon überspanntes Hirn / Durch solcherley Subtilitäten ganz / Zersprengen? Nathan. Laß mich! – Meiner Recha wär' / Es Wunders nicht genug, daß sie ein M e n s c h / Gerettet, welchen selbst kein kleines Wunder / Erst retten müssen? Ja, kein kleines Wunder! / Denn wer hat schon gehört, daß Saladin / Je eines Tempelherrn verschont? daß je / Ein Tempelherr von ihm verschont zu werden / verlangt? gehofft? ihm je für seine Freyheit / Mehr als den ledern Gurt gebotten, der / Sein Eisen schleppt; und höchstens seinen Dolch?« (ebd., S. 12f.). Recha läßt indes nicht ab und will das »staunenswerte« Wunder, das, wie Bing anmerkt, »in den natürlichen Gang der Ereignisse verlegt« ist, geprüft wissen: »Das schließt für mich, mein Vater. – / Darum eben / War das kein Tempelherr; er schien es nur. – / Kömmt kein gefangner Tempelherr je anders / Als zum gewissen Tode nach Jerusalem; / Geht keiner in Jerusalem so frey / Umher: wie hätte mich des Nachts freywillig / Denn einer retten können?« (ebd., S. 13). Aus »natürlichen« Ursachen schließlich, die für Nathan die großherzige Tat eines Menschen zu erkennen zu geben, soll die Aufklärung erfolgen: »Nathan. Sieh! wie sinnreich. / Jetzt, Daja, nimm das Wort. Ich hab' es ja / Von dir, daß er gefangen hergeschickt / Ist worden. Ohne Zweifel weißt du mehr« (ebd.).

- 113 Bings Aussage ist an mehreren Quellenstellen orientiert, die im Zusammenhang interpretiert wurden. Siehe zum Mischspiel oben Anm. 105. Der Verweis auf Shakespeare legt nahe, dass Bing das 69. Stück der »Hamburgischen Dramaturgie« ebenfalls benutzte, worin Lessing eine Stelle aus Christoph Martin Wielands (1733-1813) Roman »Geschichte des Agathon« (1767/1768, mit Bearbeitungen 1773 und 1794) wiedergibt, die Shakespeare als Beispiel für das Mischspiel anführt und verteidigt. Lessing stimmt diesen Ausführungen zu und »verurteilt« ausdrücklich nur den spanischen Dichter Lope de Vega (1562-1635) für dessen Mischspiele; allerdings führt Lessing sie auf den Willen des spanischen Publikums zurück, dem Lope, der diese Dramenform nicht erfunden, sondern lediglich ihr Erbe angetreten habe, sich bewusst und nicht ohne Widerwillen gebeugt habe. Als Verdienst um das Verständnis von Dichtung sei ihm anzurechnen, dass er gleichwohl eine Theorie des Mischspiels zu entwickeln suchte. Lessings Kritik gilt im Ganzen weniger den historischen Ausprägungen dieser Dramenform als ihrer Idee, die er mit Blick auf den Nachahmungsbegriff bespricht. Auf das 70. Stück geht ebenfalls Bings Verweis auf »das tatsächliche [d.h. hier bloß »natürliche«] Geschehen« zurück, das Mischspiele zur Darstellung bringen, siehe dazu oben Anm. 105; siehe dieselbe Anmerkung, wo die entsprechende Quellenstelle angeführt wird, auch für Bings Hinweis, dass das Mischspiel »allzu wenig die Natur unserer Empfindungen beachte[t]«.

Der Hinweis auf die »Absicht« geht auf das 34. Stück zurück, wo Lessing seinen Geniebegriff erläutert, siehe oben Anm. 99. Siehe zu Diderot oben Anm. 87.

- 114 Dass die Einheit der Handlung z. B. durch eine episodische Reihung des Geschehens, wie sie im Epos bei der Schilderung der zwölf Taten des Herakles vorliegt, gefährdet werde, darauf wies bereits Aristoteles hin. Lessing lässt sich gelegentlich in ähnlichem Sinn vernehmen. In diesem Teil ihres Textes orientiert Bing sich nah an Quellen, paraphrasiert sie und ordnet solche Stellen in einer Weise an, die den Inhalt und den Zusammenhang von Lessings Gedanken erkennbar machen soll. Für die angemerkte Aussage, die ebenfalls in diesem Sinn erfolgt sein dürfte, kommt als Referenz die oben Anm. 103 wiedergegebene Stelle aus dem 70. Stück der »Hamburgischen Dramaturgie« in Frage. Lessing bezieht sich darin auf die Rezeptionshaltung des Zuschauers; Bing, die diesen Gesichtspunkt unmittelbar zuvor unter Berufung auf die nämliche Quelle betont, erweitert Lessings Aussage demnach zu einer allgemeinen Forderung an den Dichter, wie dieser die Natur nachahmen solle.
- 115 Vgl. dazu das 43. Stück der »Hamburgischen Dramaturgie«, worin Lessing die Tragödie »Merope« (1713) des italienischen Dichters und Gelehrten Francesco Scipione Maffei (1675-1755) bespricht und dazu anmerkt: »Aber das kann ich ihm [Maffei] nicht verzeihen, daß er sich so viel Freyheit mit dem Zufalle nimmt, und mit dem Wunderbaren desselben so verschwenderisch ist, als mit den gemeinsten ordentlichsten Begebenheiten. Daß der Zufall einmal der Mutter [Merope] einen so frommen Dienst erweist [ihr Zögern, das zur Unterbrechung des Geschehens führt, bewahrt sie davor, ihren zurückgekehrten, von ihr jedoch für tot geglaubten Sohn zu töten, den sie nicht wiedererkennt und für den Mörder hält], das kann seyn; wir wollen es um so viel lieber glauben, je mehr uns die Ueberraschung gefällt. Aber daß er zum zweytenmale die nehmliche Uebereilung, auf die nehmliche Weise, verhindern werde [abermals im Begriff, die Tat auszuführen, wird Merope durch eine andere Dramenfigur zum Innehalten angehalten, was dem Sohn erlaubt, zu entkommen], das sieht dem Zufalle nicht ähnlich; eben dieselbe Ueberraschung wiederholt, hört auf Ueberraschung zu seyn; ihre Einförmigkeit beleidiget, und wir ärgern uns über den Dichter, der zwar eben so abentheuerlich, aber nicht eben so manichfaltig zu seyn weiß, als der Zufall« (ebd., 43. Stück, LM 9, S. 366f.). Ob Bing diese Quellenstelle im Sinn hatte, die eine Verbindung des Zufalls mit dem Wunderbaren bestätigt und seine Verwendbarkeit einschränkt, ist nicht eindeutig; in der »Hamburgischen Dramaturgie« äußert Lessing sich zum Zufall nur gelegentlich und beiläufig (vgl. etwa ebd., 19. Stück, S. 262).
- 116 Siehe exemplarisch Anm. 87 und 107.
- 117 Vgl., ebd., 19. Stück, LM 9, S. 261: »Nun hat es Aristoteles längst entschieden, wie weit sich der tragische Dichter um die historische Wahrheit zu bekümmern habe; nicht weiter, als sie einer wohleingerichteten Fabel ähnlich ist, mit der er seine Absichten verbinden kann.«
- 118 Vgl. dazu ebd.: »Er [der tragische Dichter] braucht eine Geschichte nicht darum, weil sie geschehen ist, sondern darum, weil sie so geschehen ist, daß er sie schwerlich zu seinem gegenwärtigen Zwecke besser erdichten könnte. Findet er diese Schicklichkeit von ohngefahr an einem wahren Falle, so ist

ihm der wahre Fall willkommen; aber die Geschichtsbücher erst lange darum nachzuschlagen, lohnt der Mühe nicht.«

119 Wichtigste] wichtigste

120 Vgl. ebd., 23. Stück, S. 280f.: »[...] sind es die bloßen Facta, die Umstände der Zeit und des Ortes, oder sind es die Charaktere der Personen, durch welche die Facta wirklich geworden, warum der Dichter lieber diese als eine andere Begebenheit wählet? Wenn es die Charaktere sind, so ist die Frage gleich entschieden, wie weit der Dichter von der historischen Wahrheit abgehen könne? In allem, was die Charaktere nicht betrifft, so weit er will. Nur die Charaktere sind ihm heilig [...]«. Vgl. auch ebd., 33. Stück, S. 324: »Die Facta betrachten wir als etwas zufälliges, als etwas, das mehreren Personen gemein seyn kann; die Charaktere hingegen als etwas wesentliches und eigenthümliches«.

121 Jammer (éleos) und Schaudern (phóbos) sind nach Aristoteles die entscheidenden Wirkqualitäten der Tragödie. In Lessings Dramentheorie, der sie einer Neuinterpretation unterzog, werden sie als Mitleid und Furcht bestimmt. Bing bezieht sich hier nicht auf dieses Begriffspaar, dessen grundlegende Bedeutung von Lessing zwar nach der Seite des Mitleids hin verschoben, aber beibehalten wird, sondern der Verweis gilt dem 79. Stück der »Hamburgischen Dramaturgie«. Lessing erörtert darin die Wirkungsabsicht der Tragödie, indem er zwei Fälle bezeichnet, durch die sie spezifisch verfehlt wird. Beim ersten Fall handelt es sich um ein vom Dichter fehlgeleitetes Mitleid, das sich dann einstelle, wenn eine Figur durchaus zu Unrecht in Leid verstrickt wird; einen solchen Fall, das Unglück eines unbescholtenen Mannes, nannte Aristoteles »abscheulich« (miarón) und sprach sich gegen seine Darstellung aus (siehe zum Zusammenhang unten Anm. 353). Lessing begründet den Ausschluss damit, dass eine solche Begebenheit moralisch niederschmetternd und zerrüttend sei: Sie erwecke den »Jammer [...], der mich mit Schaudern an die Schicksale der Menschen denken läßt, dem Murren wider die Vorsehung sich zugesellet, und Verzweiflung von weiten nachschleicht« (Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 79. Stück, LM 10, S. 120). Lessing deutet das aristotelische miarón, das er als »Gräßliche[s]« (ebd., S. 120) übersetzt, damit im Sinne seiner Mitleidskonzeption, die der Übung des Mitleids, wie vor allem die Tragödie sie ermöglichen soll, eine lehrreiche, nämlich moralisch bildende Funktion zuerkennt; Voraussetzung dafür ist für Lessing die Möglichkeit »poetischer Gerechtigkeit«. Dementsprechend lautet sein Urteil über die Darstellung des »Grässlichen« zum Zweck der Erregung von Mitleid: »O verschonet uns damit, ihr [gemeint sind die Dichter], die ihr unser Herz in eurer Gewalt habt! Wozu diese traurige Empfindung? Uns Unterwerfung zu lehren? Diese kann uns nur die kalte Vernunft lehren; und wenn die Lehre der Vernunft in uns bekleiben [übertragen i. S. v. anwachsen, gedeihen] soll, wenn wir, bey unserer Unterwerfung, noch Vertrauen und fröhlichen Muth behalten sollen: so ist es höchst nöthig, daß wir an die verwirrenden Beyspiele solcher unverdienten schrecklichen Verhängnisse so wenig, als möglich, erinnert werden. Weg mit ihnen von der Bühne! Weg, wenn es seyn könnte, aus allen Büchern mit ihnen!« (ebd., S. 119ff.). Der zweite Fall, der nicht zur Darstellung kommen soll, geht ebenfalls auf Aristoteles zurück: die glückliche Wendung für eine nichtswürdige Person (siehe unten Anm. 353). Beide Mängel rügt Lessing an Christian Felix Weißes

(1726-1804) Trauerspiel »Richard der Dritte« (1759, anonym), worin das Leid unschuldig Beteiligten vorkommt, nämlich vor allem der Neffen, die Richard in seiner Gier nach dem Thron ermordet, wohingegen diesem selbst, »ein[em] abscheuliche[n] Bösewicht« (ebd., S. 121), ein gewissermaßen ehrbares Ende zuteilwird, indem er »mit dem Degen in der Faust« (ebd., S. 119) stirbt. An diesem Ausgang kritisiert Lessing die Wirkung einer moralischen Entrüstung, die er selbst deutlich empfand: »Sein Tod selbst, welcher wenigstens meine Gerechtigkeitsliebe befriedigen sollte, unterhält noch meine Nemesis [Lessing beruft sich auf die Wortbedeutung von gr. *némesis* und das aristotelische *nemesân*]. Du bist wohlfeil weggekommen! denke ich: aber gut, daß es noch eine andere Gerechtigkeit giebt, als die poetische [am 22. August 1485 wurde der historische Richard III., König von England, in der Schlacht von Bosworth getötet; zu verstehen ist Lessings Aussage vor dem Hintergrund der starken und unangebrachten Wirkung, die das Stück auf ihn machte: »Richard der Dritte, so wie ihn Herr Weiß geschildert hat, ist unstreitig das größte, abscheulichste Ungeheuer, das jemals die Bühne getragen. Ich sage, die Bühne: daß es die Erde wirklich getragen habe, daran zweifle ich«, ebd., 74. Stück, S. 98]!« (ebd., 79. Stück, S. 119).

Aus Lessings moralisch-religiöser Interpretation des »Grässlichen«, im Einklang mit seinem Hinweis auf die Nemesis, leitet Bing den Gedanken einer Theodizee der poetischen Welt ab, wofür der Dichter Sorge zu tragen hat; ihr anschließendes, derselben Quellenstelle entnommenes Zitat macht dies deutlich. »Jammer und Grauen«, Bings Begriffspaar, dürfte an Lessings oben genannter Formulierung angelehnt sein: »Jammer, der mich mit Schauern an die Schicksale der Menschen denken läßt«, womit Lessing die Wirkung bezeichnet, die die Darstellung des »Grässlichen« hervorruft. Mitleid zwar erzeuge sie, aber kein tragisches, d. h. kein moralisch bildendes Mitleid; denn sie unterläuft die Möglichkeit einer gerechten Welt, die für Lessing Voraussetzung der von der Tragödie zu befördernden moralischen Bildung ist. Der Triumph des Grauens erschüttert das Empfindungsvermögen und setzt es in unnötige Verwirrung; wenngleich der Verstand dabei Abhilfe schaffen könnte, will Lessing ihn in Hinsicht auf die moralische Wirkungsabsicht der Tragödie genauso wenig beansprucht wissen, wie diese auf ein zermürbendes Mitleid oder ängstlichen Schrecken hinauslaufen soll (vgl. auch oben Anm. 108 zur Darstellung von »Greuelthaten«).

Die bisherigen Erkenntnisse zusammenfassend und erweiternd, betont Bing mit den beiden Verweisen auf das 79. Stück der »Hamburgischen Dramaturgie«, dass der Dichter nicht »historistisch« nachahmen (vgl. oben Anm. 105 zum »Naturalismus« der Nachahmung), sondern in erster Linie auf die Wirkung bedacht sein solle, die seine Darstellung auf den Zuschauer bzw. Leser habe (siehe oben Anm. 108 und 109); fähig ist die Dichtung einer solchen Wirkung aufgrund der spezifischen Allgemeinheit (siehe oben. Anm. 87), die sie gegenüber der natürlichen ebenso wie der historischen Welt auszeichnet; diese Allgemeinheit besteht aufgrund der Schöpfungstat des Genies, das der poetischen Welt dadurch die ihr eigene Gesetzlichkeit gibt. Im Rückgang auf Leibniz bezeichnet Bing damit die systematischen Voraussetzungen der Lessing'schen Dramentheorie.

- 122 Vgl. Lessing, *Hamburgische Dramaturgie*, 79. Stück, LM 10, S. 120: »Das wirklich geschehen ist? es sey: so wird es seinen guten Grund in dem ewigen unendlichen Zusammenhange aller Dinge haben. In diesem ist Weisheit und Güte, was uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter herausnimmt, blindes Geschick und Grausamkeit scheint. Aus diesen wenigen Gliedern sollte er ein Ganzes machen, das völlig sich rundet, wo eines aus dem andern sich völlig erklärt, wo keine Schwierigkeit aufstößt, derenwegen wir die Befriedigung nicht in seinem Plane finden, sondern sie außer ihm, in dem allgemeinen Plane der Dinge, suchen müssen; das Ganze dieses sterblichen Schöpfers sollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers seyn; sollte uns an den Gedanken gewöhnen, wie sich in ihm alles zum Besten auflöse, werde es auch in jenem geschehen.«
- 123 Die Zeile beginnt mit einem Einschub. Er wird hier als Zeilenumbruch wiedergegeben.
- 124 Siehe oben S. 157.
- 125 Vgl. ebd., 33. Stück, S. 323: »ich habe mich vielmehr schon dahin geäußert, daß die Charaktere dem Dichter weit heiliger seyn müssen als die Facta [siehe zur Textstelle oben Anm. 120]. Einmal, weil, wenn jene genau beobachtet werden, diese insofern sie eine Folge von jenen sind, von selbst nicht viel anders ausfallen können; da hingegen einerley Factum sich aus ganz verschiedenen Charakteren herleiten läßt. Zweytens, weil das Lehrreiche nicht in den bloßen Factis, sondern in der Erkenntniß bestehet, daß diese Charaktere unter diesen Umständen solche Facta hervor zu bringen pflegen, und hervor bringen müssen«.
- 126 Bing bezieht sich auf Lessings Besprechung von Weißes »Richard der Dritte« (siehe zum Kontext oben Anm. 121). Die Stelle lautet im Zusammenhang: »Wohl erweckt er [die Figur Richards III.] Schrecken: wenn unter Schrecken das Erstaunen über unbegreifliche Missethaten, das Entsetzen über Bosheiten, die unsern Begriff übersteigen, wenn darunter der Schauer zu verstehen ist, der uns bey Erblickung vorsetzlicher Greuel, die mit Lust begangen werden, überfällt. Von diesem Schrecken hat mich Richard der Dritte mein gutes Theil empfinden lassen.
Aber dieses Schrecken ist so wenig eine von den Absichten des Trauerspiels, daß es vielmehr die alten Dichter [gemeint sind vor allem die griechischen Tragödiendichter] auf alle Weise zu mindern suchten, wenn ihre Personen irgend ein großes Verbrechen begehen mußten. Sie schoben öfters lieber die Schuld auf das Schicksal, machten das Verbrechen lieber zu einem Verhängnisse einer rächenden Gottheit [!], verwandelten lieber den freyen Menschen in eine Maschine: ehe sie uns bey der gräßlichen Idee wollten verweilen lassen, daß der Mensch von Natur einer solchen Verderbniß fähig sey« (ebd., 74. Stück, LM 10, S. 98). Ähnlich wie in dem Fall, der oben Anm. 108 besprochen wird, ist Bings Bezugnahme eigentümlich, denn Weißes Trauerspiel fungiert für Lessing als Beispiel dafür, wie eine Tragödie nicht zu machen sei. Bing abstrahiert vom konkreten Anlass und sucht keine Interpretation der Quellenstelle zu geben; der Bezug ist daher lediglich als wörtliche Anleihe aufzufassen.
- 127 Bing zitiert die »Hamburgische Dramaturgie« grundsätzlich nur unter Angabe der Seitenzahl, nicht aber des jeweiligen Stückes (die einzige Ausnahme

davon, die insgesamt von der Form der Zitation abweicht, findet sich S. 210). Für die angemerkte Stelle entsteht daraus eine gewisse Schwierigkeit, denn Bings Verweis stellt kein wörtliches Zitat dar, sondern setzt sich aus verschiedenen Äußerungen Lessings zusammen. So greift Bing unter anderem auf zwei Stellen aus dem 33. und dem 34. Stück der »Hamburgischen Dramaturgie« zurück, die beide auf der angegebenen S. 324 zu finden sind, wo das eine Stück endet und das andere beginnt.

Für das 33. Stück ist zwar kein unmittelbar wörtlicher Bezug auszumachen, sinngemäß aber ist: »[...] diese [die Figuren im Drama] darf er [der Dichter] wohl ins Licht stellen, aber nicht verändern; die geringste Veränderung scheidet uns die Individualität [!] aufzuheben, und andere Personen unterzuschreiben, betrügerische Personen, die fremde Namen usurpieren, und sich für etwas ausgeben, was sie nicht sind« (Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 33. Stück, LM 9, S. 324).

Wörtlich orientiert Bing sich am 34. Stück: »Aber dennoch dünkt es mich ein weit verzeihlicherer Fehler [!], seinen Personen nicht die Charaktere zu geben, die ihnen die Geschichte giebt, als in diesen freywillig gewählten Charakteren selbst, es sey von Seiten der inneren Wahrscheinlichkeit, oder von Seiten des Unterrichtenden, zu verstoßen [!]« (ebd., 34. Stück, S. 324).

Anders als in diesen beiden Stücken, wo Lessing einen Spezialfall der Figurendarstellung behandelt, der historische Personen betrifft, spricht er sich dazu im 2. Stück der »Hamburgischen Dramaturgie« in allgemeiner Absicht aus: »Die Bewegungsgründe zu jedem Entschlusse, zu jeder Aenderung der geringsten Gedanken und Meynungen, müssen, nach Maaßgebung des einmal angenommenen Charakters [!], genau gegen einander abgewogen seyn, und jene müssen nie mehr hervorbringen, als sie nach der strengsten Wahrheit hervor bringen können« (ebd., 2. Stück, S. 188f., siehe oben Anm. 110, wo die unmittelbar vorausgehende Stelle wiedergegeben ist).

»Sinngemäß« entspricht Bings Verweis somit die Stelle aus dem 33. Stück, »wörtlich« diejenige aus dem 34. und hinsichtlich der »allgemeinen Absicht«, in der Bing den Sachverhalt behandelt, die Stelle aus dem 2. Stück; zusammen mit der nachfolgenden Paraphrase und dem Kontext ihrer Argumentation legen die wörtlichen Übereinstimmungen nahe, dass Bing alle drei Stellen im Sinn hatte.

128 Vgl. die wiedergegebene Stelle aus dem 2. Stück am Ende der vorherigen Anmerkung.

129 Bing spielt hier – und im Weiteren – auf das 27. Stück der »Hamburgischen Dramaturgie« an. Anlässlich einer Besprechung der musikalischen Begleitung von Voltaires Tragödie »Semiramis« (siehe oben Anm. 109) erläutert Lessing darin die »Schranken der Musik« (Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 27. Stück, S. 295) und vergleicht die Musik mit der Dichtung. Wörtlich lässt Bings Aussage sich zwei Stellen zuordnen, die allerdings nicht von der Dichtung, sondern von der Musik handeln. Hinsichtlich des musikalischen Satzes zwischen den Akten einer Tragödie, »dessen Ausdruck sich auf das Vorhergehende beziehet« (ebd.), bemerkt Lessing, dass dem Dichter auf diese Weise nicht nur nicht vorausgegriffen werde, sondern die Musik gleichzeitig auch innerhalb ihrer eigenen »Schranken« bleibe: »aber in zwey besondern, von einander gänzlich abgesetzten Stücken, muß der Sprung, z.E. [zum Exempel]

aus dem Ruhigen in das Stürmische, aus dem Zärtlichen in das Grausame, nothwendig sehr merklich seyn, und alle das Beleidigende haben, was in der Natur jeder plötzliche Uebergang aus einem Aeußersten in das andere, aus der Finsternis in das Licht, aus der Kälte in die Hitze, zu haben pflegt« (ebd., S. 295 f.). Unter der Voraussetzung, »daß die Leidenschaften, welche in zwey auf einander folgenden Akten herrschen, einander ganz entgegen wären« (ebd., S. 295), würden entsprechende musikalische Sätze, die zwischen ihnen gespielt werden, zwar nachträglich »verständlich«, aber: »Der Sprung hat einmal seine üble Wirkung gethan, und er hat uns darum nicht weniger beleidiget, weil wir nun einsehen, daß er uns nicht hätte beleidigen sollen« (ebd., S. 296). Lessing stellt in diesem Stück die sinnliche Wirkung des Tons auf die Empfindung dem begrifflichen Verständnis gegenüber, das die sprachliche Gestalt der Dichtung ermöglicht, und will beides zur künstlerischen Übereinstimmung gebracht wissen.

Die Dichtung eigne sich insofern besser zur Darstellung »sprunghafter« Übergänge: »Itzt zerschmelzen wir in Wehmuth, und auf einmal sollen wir rasen. Wie? warum? wider wen? wider eben den, für den unsere Seele ganz mitleidiges Gefühl war? oder wider einen andern? Alles das kann die Musik nicht bestimmen; sie läßt uns in Ungewißheit und Verwirrung; wir empfinden, ohne eine richtige Folge unserer Empfindungen wahrzunehmen; wir empfinden, wie im Traume; und alle diese unordentliche Empfindungen sind mehr abmattend, als ergötzend. Die Poesie hingegen läßt uns den Faden unserer Empfindungen nie verlieren; hier wissen wir nicht allein, was wir empfinden sollen, sondern auch, warum wir es empfinden sollen; und nur dieses Warum macht die plötzlichsten Uebergänge nicht allein erträglich, sondern auch angenehm« (ebd.). So gelte für die Musik: »Eine Symphonie, die in ihren verschiedenen Sätzen verschiedene, sich widersprechende Leidenschaften ausdrückt, ist ein musikalisches Ungeheuer; in Einer Symphonie muß nur Eine Leidenschaft herrschen, und jeder besondere Satz muß eben dieselbe Leidenschaft, bloß mit verschiedenen Abänderungen, es sey nun nach den Graden ihrer Stärke und Lebhaftigkeit, oder nach den mancherley Vermischungen mit andern verwandten Leidenschaften, ertönen lassen, und in uns zu erwecken suchen« (ebd., S. 297).

Für Lessing ist dieser Gegensatz zwischen Musik und Dichtung nicht absolut, sondern beruht, wie das Beispiel der Intermezzi zeigt, auf dem Einsatz der der jeweiligen Kunstform zur Verfügung stehenden Mittel. Seine Auflösung betont Lessing vor allem im Sinne eines »Gesamtkunstwerks«: »Denn es ist bey weitem nicht so nothwendig, die allgemeinen unbestimmten Empfindungen der Musik, z.E. der Freude, durch Worte auf einen gewissen einzeln Gegenstand der Freude einzuschränken, weil auch jene dunkeln schwanken Empfindungen noch immer sehr angenehm sind; als nothwendig es ist, absteckende widersprechende Empfindungen durch deutliche Begriffe, die nur Worte gewähren können, zu verbinden, um sie durch diese Verbindung in ein Ganzes zu verweben, in welchem man nicht allein Mannichfaltiges, sondern auch Uebereinstimmung des Mannichfaltigen bemerke« (ebd., S. 296). Der bloße Sprung verfange nach Lessing in der Musik ebenso wenig wie in der Dichtung: »Wer mit unserm Herzen sprechen, und sympathetische Regungen in ihm er-

wecken will, muß eben sowohl Zusammenhang beobachten, als wer unsern Verstand zu unterhalten und zu belehren denkt« (ebd., S. 297).

Lessings Absicht ist es, die unterschiedlichen Mittel hervorzuheben, die Musik und Dichtung zur Verfügung stehen; er leitet daraus keinen Unterschied der Wirkungsabsicht ab, etwa dergestalt, dass die Dichtung eine Wirkung nur auf den Verstand, nicht aber auf die Empfindungen hätte. Wenn Bing Lessings auf die Musik bezogene Aussage auf die Dichtung überträgt, ist dies im unmittelbaren Stellenkontext zwar irreführend, lässt sich jedoch aus Aussagen Lessings an anderen Stellen, die die Wirkungsabsicht der Tragödie betreffen, und aus deren logischem Zusammenhang, etwa der Stellung des Wunders in der Dichtung oder des Verhältnisses von Dichtung zu Natur und Geschichte, ableiten, was Bing gezeigt hat. Die Anspielung auf die Quelle stellt auch in diesem Fall nur eine wörtliche Anleihe dar.

- 130 Die beiden Anmerkungen Bings stehen unmittelbar untereinander, wobei die zweite auf Höhe der Zeile gesetzt wurde, in der das ›Zitat‹ und der Teilsatz nach »Entschlusse« abschließen. Die Platzierung wurde hier angepasst, weil Bing sich mit dem ersten Satz auf eine Stelle aus dem 2. Stück, mit dem Nachsatz dagegen, in wörtlicher Anspielung, zunächst auf das 27. (siehe die vorherige Anmerkung) und erst zuletzt auf das 23. Stück bezieht: »Nur die Charaktere sind ihm [dem Dichter] heilig; diese zu verstärken, diese in ihrem besten Lichte zu zeigen, ist alles, was er von dem Seinigen dabey hinzuthun darf; die geringste wesentliche Veränderung würde die Ursache aufheben, warum sie diese und nicht andere Namen führen; und nichts ist anstößiger, als wovon wir uns keine Ursache geben können [!]« (ebd., 23. Stück, LM 9, S. 281).
- 131 Bing bezieht sich auf das 27. Stück der »Hamburgischen Dramaturgie« (siehe zur Einordnung oben Anm. 127): »Nun begreife ich sehr wohl, wie uns der Dichter aus einer jeden Leidenschaft zu der ihr entgegenstehenden, zu ihrem völligen Widerspiele [!], ohne unangenehme Gewaltsamkeit, bringen kann; er thut es nach und nach, gemach und gemach; er steiget die ganze Leiter von Sprosse zu Sprosse, entweder hinauf oder hinab [!], ohne irgendwo den geringsten Sprung zu thun« (ebd., 27. Stück, S. 295); »[d]ie Poesie hingegen läßt uns den Faden unserer Empfindungen nie verlieren; hier wissen wir nicht allein, was wir empfinden sollen, sondern auch, warum wir es empfinden sollen; und nur dieses Warum macht die plötzlichsten Uebergänge nicht allein erträglich, sondern auch angenehm [!]« (ebd., S. 296). Diese Stelle ist außerdem relevant für Bings nachfolgenden Verweis auf die »Lust am Zweckmäßigen«, vgl. dazu auch oben Anm. 102.
- 132 Bing verweist hiermit ebenfalls auf das 27. Stück (siehe zum Zusammenhang oben Anm. 127): »Die Absichten eines Tonkünstlers merken, heißt ihm zugestehen, daß er sie erreicht hat. Sein Werk soll kein Räthsel seyn, dessen Deutung eben so mühsam als schwankend ist. Was ein gesundes Ohr am geschwindesten in ihm vernimmt, das und nichts anders hat er sagen wollen; sein Lob wächst mit seiner Verständlichkeit [!]; je leichter, je allgemeiner diese, desto verdienter jenes« (Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 27. Stück, LM 9, S. 298). Vgl. zu Lessings Wortwahl hinsichtlich der ›Zweckmäßigkeit‹ der Wirkungsabsicht der Tragödie oben Anm. 100. Im Sinne dieser ›Verständlichkeit‹ ermöglicht die

- Dichtung, in Bings Worten, eine »aesthetisch bedeutsame Erkenntnis« (Bing, Dissertation, S. 158).
- 133 Vgl. zu den sogenannten aristotelischen Einheiten oben Anm. 84 und Bing, Dissertation, S. 204.
- 134 Voltaire (1694-1788), französischer Philosoph, Dichter und Schriftsteller, »La Mérope Française« (»Die französische Merope«, 1744).
- 135 Vgl. Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 45. Stück, LM 9, S. 374f.: »Was hilft es nun dem Dichter, daß die besondern Handlungen eines jeden Akts zu ihrer wirklichen Eräugnung ungefehr nicht viel mehr Zeit brauchen würden, als auf die Vorstellung dieses Aktes geht; und daß diese Zeit mit der, welche auf die Zwischenakte gerechnet werden muß, noch lange keinen völligen Umlauf der Sonne erfordert: hat er darum die Einheit der Zeit beobachtet? Die Worte dieser Regel hat er erfüllt, aber nicht ihren Geist. Denn was er an Einem Tage thun läßt, kann zwar an Einem Tage gethan werden, aber kein vernünftiger Mensch wird es an Einem Tage thun [!]. Es ist an der physischen Einheit der Zeit nicht genug; es muß auch die moralische dazu kommen, deren Verletzung allen und jeden empfindlich ist [...].«
- Lessing kritisiert damit die Forderung der Einheit der Zeit, wie der französische Klassizismus sie aufstellte und verteidigte (siehe oben Anm. 84). Die Spielzeit eines Stückes sollte demnach der gespielten, d.h. der auf der Bühne dargestellten Zeit entsprechen. Lessing bemerkt, dass eine »Verletzung« dieser Regel, »ob sie gleich meistens eine Unmöglichkeit involviret, dennoch nicht immer so allgemein anstößig ist, weil diese Unmöglichkeit vielen unbekannt bleiben kann« (ebd., S. 375). So sei etwa die Darstellung einer Reise insofern unproblematisch, als die dabei zurückzulegende Strecke nicht jedem bekannt sei, »aber alle Menschen können es an sich selbst merken, zu welchen Handlungen man sich Einen Tag, und zu welchen man sich mehrere nehmen sollte. Welcher Dichter also die physische Einheit der Zeit nicht anders als durch Verletzung der moralischen zu beobachten versteht, und sich kein Bedenken macht, diese jener aufzuopfern, der versteht sich sehr schlecht auf seinen Vortheil, und opfert das Wesentlichere dem Zufälligen auf« (ebd.).
- 136 Vgl. ebd., 32. Stück, S. 317: »[...] daß wir bei jedem Schritte, den er [der Dichter] seine Personen thun läßt, bekennen müssen, wir würden ihn, in dem nehmlichen Grade der Leidenschaft bey der nehmlichen Lage der Sachen, selbst gethan haben [...].«
- 137 Der Zusatz steht nicht als Randnote, sondern als Einschub in runden Klammern. Entsprechend seiner Intention wird er hier als Randnote zum Text gesetzt. Der Vermerk »anderer Stelle« ist in H², B und L jeweils unterstrichen, wobei die Unterstreichung von einer weiteren handschriftlichen Linie in gekräuselter Form überlagert wird. Sie scheint die Hervorhebung wieder ausstreichen und damit den Hinweis selbst zurücknehmen zu sollen. Auf die »Schöpfung des bürgerlichen Trauerspiels« kommt Bing unten S. 209 nur mehr kurz zu sprechen.
- 138 Vgl. Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 75. Stück, LM 10, S. 103f.: »Er [Aristoteles] erklärt daher auch das Fürchterliche und das Mitleidswürdige, eines durch das andere. Alles das, sagt er, ist uns fürchterlich, was, wenn es einem andern begegnet wäre, oder begegnen sollte, unser Mitleid erwecken

würde: und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns selbst bevorstünde. Nicht genug also, daß der Unglückliche mit dem wir Mitleiden haben sollen, sein Unglück nicht verdiene, ob er es sich schon durch irgend eine Schwachheit zugezogen : seine gequälte Unschuld, oder vielmehr seine zu hart heimgesuchte Schuld, sey für uns verlohren, sey nicht vermögend, unser Mitleid zu erregen, wenn wir keine Möglichkeit sähen, daß uns sein Leiden auch treffen könne. Diese Möglichkeit aber finde sich alsdenn, und könne zu einer großen Wahrscheinlichkeit erwachsen, wenn ihn der Dichter nicht schlimmer mache, als wir gemeinlich zu seyn pflegen, wenn er ihn vollkommen so denken und handeln lasse, als wir in seinen Umständen würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigstens glauben, daß wir hätten denken und handeln müssen: kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korne schildere [!]. Aus dieser Gleichheit entstehe die Furcht, daß unser Schicksal gar leicht dem seinigen eben so ähnlich werden könne, als wir ihm zu seyn uns selbst fühlen: und diese Furcht sey es, welche das Mitleid gleichsam zur Reife bringe.« Diese Aristoteles-Auslegung ist zugleich als Darstellung von Lessings eigenen Gedanken in der Sache zu verstehen.

139 bezogen:] bezogen,

140 Das Komma steht als handschriftlicher Zusatz nur in L.

141 Friedrich Heinrich Jacobi (1743-1819), deutscher Philosoph.

142 Vgl. Jacobi, Lehre des Spinoza, S. 32: »Leibnizens Begriffe von der Wahrheit waren so beschaffen, daß er es nicht vertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken setzte. Aus dieser Denkungsort sind viele seiner Behauptungen geflossen; und ist es, bey dem größten Scharfsinne, oft sehr schwer, seine eigentliche Meinung zu entdecken. Eben darum halt' ich ihn so werth; ich meine: wegen dieser großen Art zu denken; und nicht, wegen dieser oder jener Meinung, die er nur zu haben schien, oder denn auch wirklich hatte.«

143 Vgl. Lessing, Duplik, LM 13, S. 23f.: »Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu seyn vermeynet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worinn allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz [...]«.

144 Die im Original angegebene Seite 298 ist verkehrt. Vgl. ders., Jerusalems philosophische Aufsätze, LM 12, S. 294: »Das Vergnügen einer Jagd ist ja allezeit mehr werth, als der Fang.«

145 Die Quellenangabe lautet vollständig: »Brief an Carl Lessing«. Gemeint ist vielleicht der Brief Lessings vom 8. April 1773: »So habe ich wirklich, meynst Du, mit meinen Gedanken über die ewigen Strafen den Orthodoxen die Cour machen wollen? Du meynst, ich habe es nicht bedacht, daß auch sie damit weder zufrieden seyn können noch werden? Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte sie eben so sehr, als Du; nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig, und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben« (ders., Brief an seinen Bruder Karl vom 8. April 1773, LM 18, S. 82f.). Vgl. zur »Fermentation« Lessings Aus-

- spruch von den »*Fermenta cognitionis*« in der »Hamburgischen Dramaturgie«, der oben Anm. 87 wiedergegeben ist.
- 146 Vgl. ders., *Wie die Alten den Tod gebildet*, LM 11, S. 3: »Es [das Publikum] scheint vergessen zu wollen, daß es die Aufklärung so mancher wichtigen Punkte dem bloßen Widerspruche zu danken hat, und daß die Menschen noch über nichts in der Welt einig seyn würden, wenn sie noch über nichts in der Welt gezanzt hätten. [...] Es sey, daß noch durch keinen Streit die Wahrheit ausgemacht worden: so hat dennoch die Wahrheit bey jedem Streite gewonnen. Der Streit hat den Geist der Prüfung genähret, hat Vorurtheil und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten; kurz, hat die geschminkte Unwahrheit verhindert, sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen.«
- 147 Siehe oben Anm. 143.
- 148 scheinen] scheinen,
- 149 »Zu-wissen-Glauben«] »zu wissen Glauben«
- 150 Ja und Nein] ja und nein
- 151 Bing erwähnt den Schrifttitel ohne Stellenangabe. Vgl. Lessing, *Beweis des Geistes und der Kraft*, LM 13, S. 5: «[...] z u f ä l l i g e G e s c h i c h t s w a h r h e i t e n k ö n n e n d e r B e w e i s v o n n o t h w e n d i g e n V e r n u n f t s w a h r h e i t e n n i e w e r d e n.»
- 152 Vgl. oben S. 142 f.
- 153 Vgl. Lessing, *Beweis des Geistes und der Kraft*, LM 13, S. 7: »Das, das ist der garstige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe.«
- 154 Vgl. die oben Anm. 151 wiedergegebene Stelle.
- 155 anderer] anderer,
- 156 Vgl. Bing, *Dissertation*, S. 161.
- 157 »In der Sache, in Wirklichkeit, gemeint sind Vernunft- und Geschichtswahrheiten bezogen auf Einzeldinge.
- 158 Gemeint sind zufällige Wahrheiten.
- 159 können –] können, –
- 160 David Hume (1711-1776), schottischer Philosoph und Historiker, »An Enquiry Concerning Human Understanding« (»Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand«, 1748). Zugrunde gelegt wird hier die Ausgabe der »Philosophischen Bibliothek« aus dem Felix-Meiner-Verlag in der Übersetzung Raoul Richters, 8. Auflage, 1920. Vgl. Hume, *Untersuchung*, S. 59: »Aller Glaube an Tatsachen oder wirkliches Sein stammt lediglich von irgend einem Gegenstand, der dem Gedächtnis oder den Sinnen gegenwärtig ist, und von seinem gewohnheitsmäßigen Zusammenhang zwischen diesem und einem anderen Gegenstande. Oder mit anderen Worten: hat man gefunden, daß in vielen Fällen zwei Arten von Dingen, Flamme und Hitze, Schnee und Kälte, stets miteinander in Zusammenhang standen, so wird, wenn sich den Sinnen Flammen oder Schnee erneut darbieten, der Geist durch Gewohnheit getrieben, Hitze oder Kälte zu erwarten und zu g l a u b e n, daß eine derartige Eigenschaft besteht und sich bei größerer Annäherung offenbaren wird. Dieser Glaube ist das notwendige Ergebnis, wenn der Geist in solche Umstände gerät. Es ist ein seelischer Vorgang, der in dieser Lage so unvermeidlich ist, wie der Affekt der Liebe, wenn wir Wohltaten empfangen, oder des Hasses, wenn man uns Leid antut. All diese

Vorgänge sind eine Gattung natürlicher Instinkte, welche keine Vernunfttätigkeit, d. h. kein gedankliches und verstandesmäßiges Verfahren hervorzubringen noch zu verhüten fähig ist.«

161 Vgl. Lessing, *Nathan der Weise*, 1. Akt, 2. Szene, LM 3, S. 12: »Wie? weil / Es ganz natürlich, ganz alltäglich klänge, / Wenn dich ein eigentlicher Tempelherr / Gerettet hätte: sollt' es darum weniger / Ein Wunder seyn? – Der Wunder höchstes ist, / Daß uns die wahren, echten Wunder so / Alltäglich werden können, werden sollen. / Ohn' dieses allgemeine Wunder, hätte / Ein Denker wohl schwerlich Wunder je / Genannt, was Kindern bloß so heißen müßte, / Die gaffend nur das Ungewöhnlichste, / Das Neuste nur verfolgen.« Vgl. zum Zusammenhang der Textstelle oben Anm. 112.

162 Johann Georg Hamann (1730-1788), deutscher Philosoph und Schriftsteller; Johann Gottfried Herder (1744-1803), deutscher Literaturkritiker, evangelischer Theologe und Philosoph; zu Lavater siehe oben Anm. 82. Vgl. Bings Kritik an Sommer oben S. 157 und die Anmerkung dazu sowie ferner die Stelle im Jacobi-Gespräch (ders., *Lehre des Spinoza*, S. 45f.): »Einmal sagte Lessing, mit halbem Lächeln: Er selbst wäre vielleicht das höchste Wesen, und gegenwärtig in dem Zustande der äussersten Contraction. – Ich bat um meine Existenz. – Er antwortete, es wäre nicht allerdings so gemeint, und erklärte sich auf eine Weise, die mich an Heinrich Morus [Henry More, siehe oben Anm. 14] und von Helmont [Franciscus Mercurius van Helmont, 1614-1699, flämischer Gelehrter, Arzt und Theosoph, der zusammen mit More Kommentare kabbalistischer Texte anfertigte und ein Freund von Leibniz war] erinnerte. Lessing erklärte sich noch deutlicher; doch so, daß ich ihn abermals, zur Noth, der Cabbaliteriey verdächtig machen konnte. Dieß ergötzte ihn nicht wenig, und ich nahm daher Gelegenheit für das Kibbel, oder die Cabbala, im eigentlichsten Sinne, aus dem Gesichtspunkte zu reden: daß es an und für sich selbst unmöglich sey, das Unendliche aus dem Endlichen zu entwickeln, und den Uebergang des einen zu dem andern, oder ihre Proportion, durch irgend eine Formel heraus zu bringen; folglich, wenn man etwas darüber sagen wollte, so müßte man aus Offenbarung reden. Lessing blieb dabey: daß er sich alles »natürlich ausgebeten haben wollte;« [!] und ich: daß es keine natürliche Philosophie des Uebernatürlichen geben könnte, und doch beydes (Natürliches und Uebernatürliches) offenbar vorhanden wäre [!].«

Für Jacobis Philosophie ist das Problem des Absoluten zentral. Er macht es nicht von einem Kriterium der Wahrheit, sondern von der Existenz des Seins abhängig: »Nach meinem Urtheil ist das größte Verdienst des Forschers, Daseyn zu enthüllen, und zu offenbaren. Erklärung ist ihm Mittel, Weg zum Ziele, nächster – niemals letzter Zweck. Sein letzter Zweck ist, was sich nicht erklären läßt: das Unauflöslliche, Unmittelbare, Einfache« (ders., *Lehre des Spinoza*, S. 42). Hamann, Herder, Lavater und Jacobi verbindet, dass der Glaube für sie der Garant des Seins war, während Lessing, vermöge der Vernunft, unterschiedliche Kriterien der Wahrheit anerkannte.

163 Gegensatz] Gegensatz:

164 Jean-Jacques Rousseau (1712-1778), französisch-schweizerischer Philosoph und Schriftsteller, v. a. »Discours sur les sciences et les artes« (»Abhandlung über die Wissenschaften und die Künste«, 1749) und »Discours sur l'origine

- et fondements de l'inégalité parmi les hommes« (»Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen«, 1755).
- 165 Lessing, Axiomata, LM 13, S. 114.
 166 drehen] dreht
- 167 In H², B und L ist handschriftlich der Buchstabe »t« eingefügt, so dass »Goe-tze« zu lesen ist. Bing erwähnt den Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze (1717-1786), mit dem Lessing in den sogenannten Fragmentenstreit getreten ist, namentlich noch an zwei weiteren Stellen, wo die Variante »tz« bereits maschinenschriftlich geschrieben steht. Diese Stellen wurden hier an die übliche Schreibung mit »z« (Goeze) angepasst.
- 168 Alten] alten
 169 Neuen] neuen
 170 geprüft,] geprüft;
 171 Die apostolische »Glaubensregel«, vgl. dazu Lessing, Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage, LM 13, S. 333 ff.
 172 Vgl. ebd., S. 333: »§. 1. Der Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse, heißt bey den ältesten Vätern *Regula fidei*. §. 2. Diese *Regula fidei* ist nicht aus den Schriften des Neuen Testaments gezogen. §. 3. Diese *Regula fidei* war, ehe noch ein einziges Buch des Neuen Testaments existierte. [...] § 5. Mit dieser *Regula fidei* haben sich nicht allein die ersten Christen, bey Lebzeiten der Apostel, begnügt: sondern auch die nachfolgenden Christen der ganzen ersten vier Jahrhunderte, haben sie für vollkommen hinlänglich zum Christenthume gehalten.«
- 173 halten.] halten,
 174 nun:] nun,
 175 den] der
 176 D.h. für den Vernunftgehalt.
 177 sie] sie,
 178 Lessings »Gedanken über die Herrnhuter« sind als Verteidigungsschrift angelegt. Er spricht sich darin für die lutherisch-pietistische Glaubensgemeinschaft und gegen die zeitgenössische Orthodoxie aus; dementsprechend lautet der Leitsatz: »Der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen« (Lessing, Gedanken über die Herrnhuter, LM 14, S. 155). Im »Christentum der Vernunft« gibt Lessing dagegen eine spekulative Begründung der Trinitätslehre und leitet daraus die Maxime ab: »h a n d l e d e i n e n i n d i v i d u a l i s c h e n V o l l k o m m e n h e i t e n g e m ä ß« (ebd., Christentum der Vernunft, S. 178, vgl. zum Zusammenhang der Textstelle unten Anm. 230 und 245).
 Bing spricht sich gegen die auf Grundlage dieser beiden Frühschriften erfolgte Abwertung des jungen Lessing aus. Der Theologe und spätere Lebensphilosoph Wilhelm Dilthey (1833-1911) urteilte in seinem 1867 erstmals erschienenen, vielbeachteten Lessing-Aufsatz: »Lessing forscht bald in den Mysterien des Christentums, um ihren Vernunftgehalt zu gewinnen [so im »Christentum der Vernunft«]; [...] bald begnügt er sich, einfach auf den praktischen Gehalt des Christentums zu verweisen [so in den »Gedanken über die Herrnhuter«]; hier von Leibniz lernend, [...] da von dem Gemütschristentum ange-regt – nirgend noch er selber« (Dilthey, Erlebnis und Dichtung, S. 86f.). Einen

persönlichen Irrweg erkannte in den beiden Frühschriften auch der Germanist und positivistische Quellenkritiker Erich Schmidt (1853-1913), der mit »Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften« (1884-1892, dritte, bearbeitete Auflage 1909) ein einflussreiches Standardwerk vorgelegt hat: »auch das ›Christentum der Vernunft‹ atmet keinen positiven Glauben. So entfernt er [Lessing] sich weiter und weiter von der Religion seiner Väter, bis er einmal anhält und fragt, ob er nicht schon zu weit gegangen sei« (Schmidt, Lessing, Bd. 1, S. 210). Unter den von Bing benutzten Autoren urteilte Hermann Hettner (1821-1882), der Literarhistoriker des europäischen 18. Jahrhunderts, am Günstigsten über den »herrlichen« Herrnhuter-Aufsatz, der »in Inhalt und Form zum Schönsten gehö[r]t, was Lessing jemals geschrieben hat« (Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert, S. 589); umso deutlicher zeichnet sich für Hettner jedoch zwischen den beiden Frühschriften ein Gegensatz ab: »Wer sieht nicht das verächtliche Zurückblicken auf die theologisierenden Spielereien seines früheren Aufsatzes über das Christentum der Vernunft [...]?« (ebd., S. 589f.).

Bings Kritik bezüglich des Herrnhuter-Aufsatzes gilt in erster Linie Erich Schmidt, von dem sie sich im Weiteren, hinsichtlich der Deutung von Lessings Verhältnis zur Orthodoxie, ausdrücklich distanzieren wird. Schmidt erkannte in Lessings »Gedanken über die Herrnhuter« ein energisches Probestück »de[s] junge[n] Religionsphilosoph[en]« (Schmidt, Lessing, Bd. 1, S. 209), das dem Motto verpflichtet gewesen sei: »Sieg ohne Kampf ist wertlos!« (ebd., S. 208). Zur Erklärung des Abbruchs der Fragment gebliebenen Schrift, die Schmidt auf 1750 datierte und damit zu »Lessings theologische[m] Erstling« (ebd., S. 207) machte, berief er sich auf Quellen der Zeit, die Lessings schwindende Sympathie mit den Herrnhutern bekunden. Einen Gegensatz zwischen Verteidiger und Schutzbefohlenen suchte Schmidt allerdings auch aus dem Text selbst abzuleiten. Die darin enthaltene moralische Idee deutete er im Sinne eines »Lebensideal[s] der Energie«, das mehr einen polemischen Ton gegen die Orthodoxie als einen apologetischen für die Herrnhuter anstimmt; an die Stelle der begrifflichen Bestimmung dieser Idee setzte Schmidt somit eine Gesinnungsfrage, die das Anliegen, das Lessing mit seiner Schrift verbunden hatte, von vornherein zum Scheitern verurteilen sollte: »Diese Tatenlust, dieser Hunger nach Überzeugung konnten sich mit den stillen, weltfremden Gläubigen nicht befrenden« (ebd., S. 210). Schmidts strategische Argumentation reiht sich schließlich einer allgemeinen Abwertung ein, die den Herrnhuter-Aufsatz mit dem »Christentum der Vernunft« gleichsetzt, um beide, gemessen an der Religion und ihrer Idee, für unzureichend zu befinden; dies nahm Schmidt, der auch im »Christentum der Vernunft« lediglich »die leidige Halbheit der auf Leibniz gestützten Vermittlungstheologie« (ebd., Bd. 2, S. 463) erkannte, zum Anlass, beide Schriften für Lessings geistige Entwicklung überhaupt hintanzustellen. Befangenheit der Orthodoxie gegenüber, wie Schmidt sie für Lessing nicht nur in diesem Fall geltend machte, kritisiert Bing ebenso wie die Vermengung gedanklicher Probleme mit schriftstellerischem Kalkül oder bloßer Spielerei (siehe dazu unten S. 173 und 170), die Schmidt für Lessings Schriften vielfach betonte. Auch seiner Deutung des Herrnhuter-Aufsatzes liegen diese beiden Motive zugrunde; der Eindruck einer Verantwortungslosigkeit entsteht dabei nicht

aufgrund eines Gesinnungswandels, der Lessing dazu bewogen haben mochte, die Verteidigungsschrift nicht mehr fortzusetzen, sondern dadurch, dass Schmidt Absicht und Zielsetzung der Schrift von ihrem Inhalt trennte. Hinsichtlich der äußeren Form ist dies zutreffend, denn die Schrift zerfällt in zwei Teile, einen erhaltenen, der Lessings »Gedanken« wiedergibt, und einen nur in Überleitung und Ansatz vorhandenen Teil, der die konkrete Verteidigung der Brüdergemeinde hätte enthalten sollen; Schmidt übertrug die äußere Scheidung jedoch auf die Form von Lessings Gedanken selbst, die er lediglich als ein Flickwerk an Querverweisen zu seinen anderen Texten darstellte, um damit die übermütig-energische Schaffenskraft des Verfassers zu unterstreichen. Wo Schmidt zu verstehen gibt: »In Siebenmeilenstiefeln durchheilt der junge Religionsphilosoph, der solche Fragen nach Jahrzehnten in der ›Erziehung des Menschengeschlechts‹ viel tiefsinniger lösen wird, die ganze Geschichte« (ebd., Bd. 1, S. 209) – Lessing sieht die Herrnhuter das Erbe einer moralischen Idee antreten, die von Sokrates über Jesus eine gemeinsame Reihe bildet –, erkennt Bing den zentralen Gedanken, den Lessing mit seinem Herrnhuter-Aufsatz zum Ausdruck brachte, im Ideal der »Persönlichkeit« (Bing, Dissertation, S. 191), das im Sinne einer »stabilisierte[n] Subjektivität« (ebd., S. 186) für Lessings weiteres Schaffen Bedeutung gewinnen sollte. Der Glaubensinhalt, ob orthodox oder heterodox, und die Einstellung, ob theoretisch oder praktisch, ist vor diesem Hintergrund unerheblich; das persönliche Verhältnis Lessings zu den Herrnhutern, das eine Crux für die Interpretation seines Herrnhuter-Aufsatzes darstellt und von Schmidt in die inhaltliche Betrachtung eingebracht wurde, stellt somit für Bings Interpretation keine Hürde dar. Auch erkennt sie, statt lediglich den Gegensatz der beiden Schriften zu betonen – oder an ihnen ein gemeinsames Defizit herauszustellen –, in der Maxime des »Christentums der Vernunft«, nämlich den »i n d i v i d u a l i s c h e n V o l l k o m m e n h e i t e n« gemäß zu handeln, die Verbindung zu Lessings »Gedanken über die Herrnhuter«. Die spekulativ-theoretische Abhandlung und die moralisch-praktische Verteidigungsschrift werden damit zu Zeugnissen eines für Lessings geistige Entwicklung bezeichnenden Gedankens.

- 179 Vgl. Lessing, Briefe, die neueste Litteratur betreffend, LM 8, S. 130: »Die Religion hat weit höhere Absichten, als den r e c h t s c h a f e n Mann zu bilden. Sie setzt ihn voraus; und ihr Hauptzweck ist, den rechtschafnen Mann zu h ö h e r n E i n s i c h t e n zu erheben.«
- 180 einer] aus
- 181 Inhaltliche Kritik an Schmidts Behandlung des Orthodoxieproblems trägt Bing noch an einer weiteren Stelle, S. 173, vor, die damit im Zusammenhang zu sehen ist.
- 182 Siehe oben S. 168.
- 183 Lessing verteidigte Leibniz gegen einen solchen Vorwurf in seinem Aufsatz »Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit«: »Man denke nicht, daß er [Leibniz] auch dieses nur behauptet habe, um den Orthodoxen zu heucheln« (Lessing, Wissowatius, LM 12, S. 94), vgl. dazu ausführlich unten Anm. 313. Vgl. auch Bing, Dissertation, S. 185, wo in diesem Sinn auch Lessings Aufsatz »Leibnitz von den ewigen Strafen« angeführt wird.

184 Vgl. dazu Lessing, Erziehung des Menschengeschlechts, LM 13, S. 418: »§. 17. Auch hier also treffen Erziehung und Offenbarung zusammen. Noch konnte Gott seinem Volke keine andere Religion, kein anders Gesetz geben, als eines, durch dessen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete. Denn weiter als auf dieses Leben gingen noch seine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unsterblichkeit der Seele; es sehnte sich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun schon diese Dinge zu offenbaren, welchen seine Vernunft noch so wenig gewachsen war: was würde es bey Gott anders gewesen seyn, als der Fehler des eiteln Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will.« Vgl. zur vorausgehenden Textstelle unten Anm. 319.

185 Der vierte Beitrag aus »Zur Geschichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel«, der Lessing ab 1770 als Bibliothekar vorstand, enthält u.a. die »Gegensätze des Herausgebers«. Bings Verweis gilt den einleitenden Bemerkungen dieser Schrift. Vgl. Lessing, Gegensätze des Herausgebers, LM 12, S. 428: »Denn wie vieles läßt sich noch auf alle diese Einwürfe und Schwierigkeiten antworten [gemeint sind die von Hermann Samuel Reimarus, 1694-1768, in seiner »Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes« vorgetragenen Argumente und die aus dieser Schrift sich ergebenden Problemstellungen]! Und wenn sich schlechterdings nichts darauf antworten ließ: was dann? Der gelehrte Theolog könnte am Ende darüber verlegen seyn: aber auch der Christ? Der gewiß nicht. Jenem höchstens könnte es zur Verwirrung gereichen, die Stützen, welche er der Religion unterziehen wollen, so erschüttert zu sehen; die Strebepfeiler so niedergedrückt zu finden, mit welchen er, wenn Gott will, sie so schön verwahrt hatte. Aber was gehen dem [sic] Christen dieses Mannes Hypothesen, und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig f ü h l e t.«

Die Quellenangabe (»Ähnlich auch«) lässt vermuten, dass Bing noch eine andere Stelle im Sinn hatte. In Frage kommt dafür die »Duplik«. In dieser Schrift verteidigt Lessing den christlichen Glaubensinhalt gegen den Versuch, ihn durch Widersprüche seiner Überlieferung zu belangen und zu entkräften. Die Evangelisten, die nicht selbst Augenzeugen, sondern »Geschichtsschreiber« des Leben Jesu gewesen seien, haben nach Lessing »das allgemeine Resultat von den Aussagen dieser Augenzeugen unverfälscht« (ders., Duplik, LM 13, S. 29) aufbewahrt. Dem Augenzeugen und dem Geschichtsschreiber, der ihn noch kannte, habe der heutige Betrachter allerdings etwas voraus: »Sie hatten nur den Grund vor sich, auf den sie, in Ueberzeugung seiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieses große Gebäude selbst, aufgeführt vor uns. – Welcher Thor wühlet neugierig in dem Grunde seines Hauses, bloß um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? [Lessing meint konkret die Versuche von Reimarus und Johann Heinrich Reß, 1732-1803, Widersprüchen in den Evangelien nachzuspüren – gleichviel ob sie aufdeckend oder beschwichtigend –, anstatt das »allgemeine Resultat« der gegebenen Aussagen anzunehmen] – Setzen mußte sich das Haus freylich erst, an diesem und jenem Orte. – Aber daß der Grund gut ist, weiß ich nunmehr, da das Haus so lange Zeit steht, überzeugender, als es die wissen konnten, die ihn legen sahen« (ebd., S. 29f.)

Das Bild führt Lessing fort, indem er ein »Gleichniß« entwirft: »Gesetzt, der Tempel der Diana zu Ephesus stünde noch in seiner ganzen Pracht vor uns« (ebd., S. 30). Aus überlieferten Berichten geht hervor, dass das antike Weltwunder auf einem mit Kohle ausgelegten Boden errichtet wurde, was der Befestigung auf sumpfigem Untergrund dienen sollte. Die »morschen, zerreiblichen Kohlen« (ebd.) stellen für Lessing allerdings keine tragfähige Grundlage dar, und er merkt an, dass die Berichterstatter sich in einer Sache uneins waren: Einem zufolge sei es Kohle vom Ölbaum gewesen, ein anderer nenne Eichen usw. Lessing gibt zu verstehen: »O der Thoren, die diesen Widerspruch, so Widerspruch als er ist, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehen, in deren vom Feuer zerrütteten Textur eben sowohl der Oelbaum, als die Eiche und Eller zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen streiten, als die großen Ebenmaaße des Tempels bewundern wollten!« (ebd.).

- 186 Vgl. Lessing, Beweis des Geistes und der Kraft, LM 13, S. 8: »Gesetzt es gäbe eine grosse nützliche mathematische Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugschluß gekommen wäre: – (Wenn es dergleichen nicht giebt: so könnte es doch dergleichen geben.) – leugnete ich darum diese Wahrheit, entsagte ich darum, mich dieser Wahrheit zu bedienen, wäre ich darum ein undankbarer Lästere der Erfinders, weil ich aus seinem anderweitigen Scharfsinne nicht beweisen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugschluß, durch den er auf die Wahrheit gestoßen, kein Trugschluß seyn könn e? –«
- 187 Vgl. den Ausspruch des Johannes unten Anm. 242.
- 188 D.h. Wunder und Offenbarung.
- 189 Vgl. Lessing, Wissowatius, LM 12, S. 90: »L e i b n i t z hatte nicht die geringste Absicht, die Lehre der Dreyeinigkeit mit neuen ihm eignen philosophischen Gründen zu unterstützen. Er wollte sie blos gegen den Vorwurf des Widerspruchs, mit sich selbst, und mit unleugbaren Wahrheiten der Vernunft, retten. Er wollte blos zeigen, daß ein solches Geheimniß gegen alle Anfälle der Sophistery bestehen könne, so lange man sich damit in den Schranken eines Geheimnisses halte. Einer übernatürlich geoffenbarten Wahrheit, die wir nicht v e r s t e h e n s o l l e n, gereicht diese Unverständlichkeit selbst zu dem undurchdringlichsten Schilde [...]«. Vgl. zu Inhalt und Absicht von Lessings Aufsatz und dem Zusammenhang mit Bings Argumentation unten Anm. 313.
- 190 Ders., Briefe, die neueste Litteratur betreffend, LM 8, S. 125: »In welchem Alter werden wir geschickter, dieses Geheimniß einzusehen, als wir es in unsrer Kindheit sind? Und da es einmal ein Geheimniß ist, ist es nicht billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit e i n z u f l ö s s e n, als die Zeit der sich s t r ä u b e n d e n Vernunft damit zu erwarten?«
- 191 In H², B und L ist zu lesen: »esoterischen-vernünftigen«, wobei Bing handschriftlich eine Klammer um »vernünftigen« gesetzt hat, deren Öffnung den Bindestrich mittig durchkreuzt. Die hier vorgenommene Tilgung des Bindestrichs zugunsten der Klammer legt das Verständnis von esoterisch als vernünftig zugrunde: Der esoterische Gehalt des Dogmas, den Lessing untersuchen will, ist demnach ein vernunftgemäßer Gehalt.

- 192 Gemeint ist Lessings Aufsatz »Leibnitz von den ewigen Strafen«.
- 193 Dass] dass
- 194 Der Reihenfolge der genannten philosophischen Probleme nach bezieht Bing sich auf folgende Schriften: (i) »Daß mehr als fünf Sinne dem Menschen sein können«, (ii) »Campes philosophische Gespräche«, (iii) »Leibnitz von den ewigen Strafen«, (iv) »Erziehung des Menschengeschlechts«.
- 195 Lessing, Brief vom 2. Februar 1774 an seinen Bruder Karl, LM 18, S. 101: »Man [d.h. »unsere neumodische Theologie«, ebd.] reißt die Scheidewand [zwischen Orthodoxie und Philosophie] nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen.«
- 196 Vgl. ders., Duldung der Deisten, LM 12, S. 271: »Dieser ihr [der Neologen] v e r n ü n f t i g e s C h r i s t e n t h u m ist allerdings noch weit mehr, als natürliche Religion: Schade nur, daß man so eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christenthum sitzt.«
- 197 Mit dem Hinweis, dass Lessing eine »philosophische Deutung des Dogmas« unternahme, die »keine Erklärung, sondern ein Erkennen seines Symbolwertes« sei, scheint Bing auch auf einen Unterschied der Methode zwischen ihr und Schmidt hindeuten zu wollen. »Erklärung« ist der Methodenbegriff der positivistischen Philologie, die literarische Zeugnisse zu beschreiben und zu klassifizieren suchte. Im frühen 20. Jahrhundert setzte sich mit der sogenannten Geistesgeschichte eine neue methodische Orientierung in den Geisteswissenschaften durch, unter deren Zeichen auch Bings Arbeit steht. Insbesondere sucht Bing den Anschluss an die philosophische Interpretation Ernst Cassirers, die sie in psychologischer Hinsicht erweitert.
- Im Anschluss an seine Monographie »Freiheit und Form. Studien zur deutschen Geistesgeschichte« (1916) wandte sich Cassirer der geistesgeschichtlichen Betrachtungsweise vermehrt zu. In seinem systematischen Hauptwerk, der »Philosophie der symbolischen Formen« (1923-1929), zog er das Resümee dieser Arbeiten, die vor allem im Umkreis der Bibliothek Warburg entstanden sind, sowie der früheren erkenntniskritischen Studien. Mit der allgemeinen philosophischen Ausrichtung, die sie ihrer Arbeit gibt, und durch die hervorgehobene Kritik am positivistischen Philologen und Quellenkritiker Schmidt macht Bing ihre Verbundenheit auch gegenüber dem Erstgutachter deutlich, dem Schmidt-Schüler und Lessing-Forscher Robert Petsch (siehe dazu die Einleitung in diesem Band, S. 62 ff. und 67).
- Vgl. zu Bings Kritik an Schmidts Behandlung des Orthodoxieproblems für Lessing: »Sie [Lessings Theologie] bot Stellen, die dem Uneingeweihten die Frage wohl aufdrängen konnten, ob das alles etwa gar bloß Spiel, formale Geistesübung, Gymnastik sei statt eigener Überzeugung des Sprechers, nur bestimmt, den und jenen aufzureizen, die Gegner auf einander zu stoßen, Systemschwächen rechts und links zu beleuchten, so immer mehr Menschen in die Arena zu locken und geistig zu tummeln. Gewiß fehlte dieser Trieb nicht, aber hinter den Einkleidungen und Verkleidungen lag mehr als ein heuristisches Zielen hierhin und dorthin, lag doch ein Glauben des einen, ein Nichtglauben des andern. Freilich schwer zu fassen« (Schmidt, Lessing, Bd. 2, S. 295). Den »Trieb«, den Schmidt nennt, »bloß[es] Spiel, formale Geistesübung, Gymnastik«, macht er in seinen Interpretationen vielfach für Lessing geltend; dahinter steht allgemein

das Problem von exoterischem und esoterischem Ausdruck, nämlich einer Darstellungsweise von Gedanken, die die Unterscheidung von Bedeutungsebenen erforderlich macht, etwa im Sinne einer ›öffentlichen‹ Meinung, die in ihrer Form vertretbar ist, und einer ›privaten‹ Meinung, die Eingeweihten vorbehalten bleibt, möglicherweise auch bleiben muss. Im Fall Lessings ist dieser Sachverhalt besonders zu berücksichtigen, wofür u. a. zahlreiche Selbstzeugnisse sprechen, darunter z. B. der Brief an seinen Bruder Karl vom 16. März 1778. Lessing gibt darin – in der Angelegenheit des Fragmentenstreits – zu verstehen, »daß ich meine Waffen nach meinem Gegner richten muß, und daß ich nicht alles, was ich γυμνασικῶς [sic; gymnastikōs, ›zur Übung‹] schreibe, auch δογματικῶς [dogmatikōs, i. S. v. ›mit Anspruch auf Geltung‹] schreiben würde« (LM 18, S. 266); vgl. auch den Entwurf »Ueber eine zeitige Aufgabe«, der als Beitrag zu einer öffentlichen Streitfrage gedacht war: »Ich muß doch auch ein wenig darüber nachdenken [gemeint ist, dass Lessing sich an der regen Diskussion beteiligen will]. Nur Schade, daß ich nicht nachdenken kann, ohne mit der Feder in der Hand! Zwar was Schade! Ich denke nur zu meiner eigenen Belehrung. Befriedigen mich meine Gedanken am Ende: so zerreiße ich das Papier. Befriedigen sie mich nicht: so lasse ich es drucken. Wenn ich besser belehrt werde, nehme ich eine kleine Demüthigung schon vorlieb« (LM 16, S. 293f.). Schmidts Schwierigkeit bei der Bestimmung von Lessings Glauben, die »innere Annäherung«, die er, wie Bing anmerkt, nicht »zug[i]b[t]«, um seinen »Held[en] der Rationalität« nicht zu kompromittieren, illustriert sein Urteil über Lessings Hauptgegner im Fragmentenstreit: »Zum Herauslösen des Kerns aus der Schale war Goeze mit vielen nicht genug logisch geschult. Er kann nicht, den Fingerzeigen folgend, Supranaturalistisches [bei Lessing] als bloße Anbequemung feststellen, weil sich eine Diskrepanz solcher Streitsätze mit nebengeordneten aufzut oder weil gewisse thaumatologische [die theologische Lehre des Wunders betreffende] Voraussetzungen daran scheitern, daß die Folgerungen gerade auf entgegengesetzte Prämissen führen« (Schmidt, Lessing, Bd. 2, S. 295).

198 Lessing, Bibliolatrie, LM 16, S. 476.

199 In H², B und L befindet sich hier jeweils ein Absatz.

200 Bing fasst im Folgenden die Kerngedanken dieser Schrift zusammen.

201 Lessing, Entstehung der geoffenbarten Religion, LM 14, S. 312–314: »§. Die Unentbehrlichkeit einer positiven Religion, vermöge welcher die natürliche Religion in jedem Staate nach dessen natürlicher und zufälliger Beschaffenheit modificiert wird, nenne ich die innere Wahrheit derselben, und diese innere Wahrheit derselben ist bey einer so groß als bey der andern. §. Alle positiven und geoffenbarten Religionen sind folglich gleich wahr und gleich falsch.«

202 Ebd., S. 313: »Die beste geoffenbarte oder positive Religion ist die, welche die wenigsten conventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthält, die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt.«

203 Ebd., S. 312f.: »§. Einen Gott erkennen, sich die würdigsten Begriffe von ihm zu machen suchen, auf diese würdigsten Begriffe bey allen unsern Handlungen und Gedanken Rücksicht zu nehmen: ist der vollständigste Inbegriffe aller natürlichen Religion. §. Zu dieser natürlichen Religion ist ein jeder Mensch, nach dem Maaße seiner Kräfte, aufgelegt und verbunden. §. Da aber dieses Maas bey jedem Menschen verschieden, und sonach auch eines jeden Men-

schen natürliche Religion verschieden seyn würde: so hat man dem Nachtheile, welchen diese Verschiedenheit, nicht in dem Stande der natürlichen Freyheit des Menschen, sondern in dem Stande seiner bürgerlichen Verbindung mit andern, hervorbringen konnte, vorbauen zu müssen geglaubt. §. Das ist: so bald man auch die Religion gemeinschaftlich zu machen, für gut erkannte; mußte man sich über gewisse Dinge und Begriffe vereinigen, und diesen conventionellen Dingen und Begriffen eben die Wichtigkeit und Nothwendigkeit beylegen, welche die natürlich erkannten Religions-Wahrheiten durch sich selber hatten. §. Das ist: man mußte aus der Religion der Natur, welche einer allgemeinen gleichartigen Ausübung unter Menschen nicht fähig war, eine positive Religion bauen [...]«.

204 Über] über

205 Lessing, Theses, LM 16, S. 309: »§. 46. Aber nicht allein der griechische Matthäus ist nichts als die Uebersetzung des Nazarenischen Evangelii; sondern auch Marcus und Lucas sind weiter nichts, als abermalige Versuche, jenes erste Geschichtsbuch von Christo in eine allgemeinere Sprache überzutragen [...] §. 48. Nur allein Johannes scheint sich daran weniger gehalten zu haben. §. 49. Dessen Evangelium daher vornehmlich das Evangelium des Geistes, so wie das Evangelium Matthäi das Evangelium des Fleisches genannt wurde.«

206 Vgl. ders., Neue Hypothese, LM 16, S. 390: »§. 61. Mit einem Worte: Rechtgläubige und Sektirer hatten alle von der göttlichen Person Christi entweder gar keinen oder einen ganz unrecchten Begriff, so lange kein ander Evangelium vorhanden war, als die hebräische Urkunde des Matthäus, oder die aus ihr geflossenen griechischen Evangelia. §. 62. Sollte also das Christentum unter den Juden nicht als eine bloße jüdische Sekte wieder einschlafen und verschwinden; sollte es unter den Heiden als eine besondere, unabhängige Religion bekleiben [i. S. v. ›Wurzeln schlagen‹]: so mußte Johannes ins Mittel treten und sein Evangelium schreiben. §. 62. Nur sein Evangelium gab der christlichen Religion ihre wahre Consistenz: nur seinem Evangelio haben wir es zu danken, wenn die christliche Religion in dieser Consistenz, allen Anfällen ungeachtet, noch fort dauert, und vermuthlich so lange fort dauern wird, als es Menschen giebt, die eines Mittlers zwischen ihnen und der Gottheit zu bedürfen glauben: das ist, ewig. §. 64. Daß wir sonach nur zwey Evangelia haben, den Matthäus und den Johannes, das Evangelium des Fleisches und das Evangelium des Geistes, haben schon die alten Kirchenväter erkannt, und ist eigentlich noch von einem neuern Orthodoxen gelegnet worden.«

207 Vgl. oben S. 168 f.

208 In H², B und L streicht Bing das erste »s« handschriftlich aus.

209 Vgl. Cassirer, Freiheit und Form, S. 153 f.: »Ihm [Lessing] ist es vielmehr das Objektive des Begriffs und der Wahrheit selbst, das in der Bewegung des Gedankens heraustritt und sich in keiner anderen Form, als in dieser entfalten und darstellen kann. Was ein Gedanke bedeutet und ist, das ist er nur kraft des gesamten logischen Prozesses, in welchem er steht. Denn jeder Satz, sein Inhalt mag sein, welcher er wolle, wird als Wahrheit gewußt, nur wenn er im Zusammenhang seiner Gründe und Folgen erkannt wird. Man hat in Lessings Stil stets das Muster und Vorbild genetischer Darstellung gesehen. [...] Was je-

doch hierbei für Lessing erst das eigentlich Bezeichnende ist, ist dies: daß diese Genese selbst nicht sowohl psychologischen, als logischen Charakter trägt. Sie gibt nicht nur die zufällige Entstehung eines Gedankens, sondern sie gehört zu seinem Bestand; sie entwickelt nicht nur den besonderen Anlaß, aus dem heraus er konzipiert wurde, sondern sie entfaltet die ganze Ordnung seiner sachlichen Begründung, die eindeutige Abfolge von Prämissen und Schlußfolgerungen, in der er seine Stelle hat.«

210 Teleologie] Teologie

211 Der zweite Gedankenstrich ist handschriftlich nur für L ergänzt; ein Komma im maschinenschriftlichen Text nach »abgeleitet« wurde dabei nicht getilgt. Die Lesart aus L wird hier verbessert übernommen.

212 Vgl. Lessing, Briefe, die neueste Literatur betreffend, 11. Brief, LM 8, S. 25: »Die historische Kenntniß der g e s c h e h e n e n Dinge aber kan durch keine Anstrengung des Genies heraus gebracht oder gefunden werden; die Sinne und das Gedächtniß müssen hier beschäftigt seyn, bevor man Witz und Beurtheilungskraft gebrauchen kan.«

213 Siehe zum ersten Gegensatz zwischen Vernunft- und Geschichtswahrheiten oben S. 166 ff.

214 zweifelhafter] zweifelhafter –

215 Vgl. zu Bings Bezugnahme auf Hume auch oben S. 168 und Anm. 160. In diesem »Über Wunder« überschriebenen Kapitel sucht Hume »eine dauernde Schranke gegen jede Art von abergläubischer Verblendung auf[zu]richten« (Hume, Untersuchung, S. 129). Ähnlich wie Lessing im »Beweis des Geistes und der Kraft« geht Hume vom Problem der unterschiedlichen Evidenz aus, die ein Wunder für einen Zeugen und die dessen Zeugnis für einen Dritten hat. Dabei gilt auch für Hume: »Niemand kann in ihr [der Apostel] Zeugnis gleiches Vertrauen setzen wie in den unmittelbaren Gegenstand seiner Sinne« (ebd., S. 128). Die weitere Argumentation, die sich in den Ergebnissen teilweise mit Lessing berührt, erfolgt im Sinne von Humes empiristischer Philosophie und verlagert den Fokus daher auf den »natürlichen«, besonders den naturwissenschaftlichen Beweis durch Erfahrung; der Theologe Lessing setzt dagegen einen moralischen Akzent.

Die für Humes Gedankengang bezeichnenden Stellen seien zum Vergleich angeführt: »Ein Wunder ist eine Verletzung der Naturgesetze, und da eine feststehende und unveränderliche Erfahrung diese Gesetze gegeben hat, so ist der Beweis gegen ein Wunder aus der Natur der Sache selbst so vollgültig, wie sich eine Begründung durch Erfahrung nur irgend denken läßt« (ebd., S. 134). »Kein Zeugnis reicht aus, ein Wunder festzustellen, es müßte denn das Zeugnis von solcher Art sein, daß seine Falschheit wunderbarer wäre, als die Tatsache, die es festzustellen trachtet. Aber selbst in diesem Falle tritt eine gegenseitige Aufhebung der Begründungen ein, und die überlegene bietet uns nur eine Sicherheit, die dem Grad der Kraft angemessen ist, der nach Abzug der schwächeren übrig bleibt« (ebd., S. 135).

»Alles in allem zeigt sich, daß niemals ein Zeugnis für irgend eine Art Wunder sich bis zur Wahrscheinlichkeit erhoben hat, geschweige denn zu einem Beweis; aber selbst angenommen, es erhöbe sich zu einem solchen Beweis, so hätte dieser einen anderen Beweis gegen sich, aus der Natur der Tatsache

selbst entsprungen, die er festzustellen sich bemühte. Nur die Erfahrung allein gibt menschlichem Zeugnis verbindliche Kraft, und dieselbe Erfahrung ist es, welche uns der Naturgesetze versichert. Widerstreiten sich also diese beiden Arten von Erfahrung, so haben wir lediglich die eine von der anderen abzuziehen und uns mit unserer Meinung auf die eine oder andere Seite zu stellen mit demjenigen Grad von Sicherheit, welcher sich aus dem Rest ergibt« (ebd., S. 151).

»Aber gemäß den hier entwickelten Prinzipien kommt diese Substraktion, auf alle Volksreligionen angewandt, einer vollständigen Vernichtung gleich; deshalb dürfen wir als Regel aufstellen, daß kein menschliches Zeugnis genügende Kraft besitzen kann, um ein Wunder zu beweisen und zu einer berechtigten Grundlage für ein solches Religionssystem zu machen« (ebd.). »So dürfen wir alles in allem schließen, daß die christliche Religion nicht nur im Anfange von Wundern begleitet war, sondern noch heutigen Tages von keinem verständigen Menschen ohne die Annahme eines solchen geglaubt werden kann. Bloße Vernunft ist ungenügend, um uns von ihrer Wahrheit zu überzeugen. Wen der Glaube bewegt, ihr zuzustimmen, der ist sich eines fortgesetzten Wunders in seiner eigenen Person bewußt, das alle Prinzipien seines Verstandes umkehrt und ihn bestimmt, das zu glauben, was dem Gewohnten und der Erfahrung am meisten widerstreitet« (ebd., S. 155).

Trotz einer »feststehende[n] und unveränderliche[n] Erfahrung«, die durch die Naturerkenntnis besteht, räumt Hume eine Abstufung der Erfahrungsevidenz ein, womit eine »Rettung« der christlichen Religion möglich sein soll. Dieses Zugeständnis an den Glauben bleibt für den Erfahrungsbegriff seiner Philosophie nicht folgenlos, vgl. zum vierten Kapitel der »Untersuchung«, auf das Bing auf derselben Seite verweist und in dem Hume den Erfahrungsbegriff problematisiert, Anm. 216.

Ernst Cassirer, dessen Darstellung der Hume'schen Philosophie (in ders., Erkenntnisproblem, II, S. 335-387, bes. S. 353-372) für Bing vorauszusetzen ist, gibt zu bedenken: »Wenn die »Objektivität«, die wir bestimmten Tatsachen und ihrer Verknüpfung zusprechen, [...] lediglich auf der Energie und Lebhaftigkeit beruht, mit der der Geist sich getrieben fühlt, diese Inhalte in der Vorstellung zu verwirklichen, so müßten alle Motive, die imstande sind, diese Energie des Vorstellens zu steigern, die gleiche Bedeutung für unser Urteil über die Realität haben« (ebd., S. 369). Indem das Wunder keine Grenze der Erfahrungserkenntnis markiert, sondern seine Existenz durch eine psychologische Funktion selbst zur Erfahrungstatsache wird, begibt sich die Hume'sche »Philosophie des logischen Anspruchs, womit sie angetreten war: eine »objektive« Ordnung der Erfahrungstatsachen zu begründen. Anders als bei Lessing, der zwischen Vernunft- und Geschichtswahrheiten unterscheidet und das Problem des Wunders auf diese Weise kritisch erörtert, fehlt bei Hume ein Kriterium zur Abgrenzung verschiedener objektiver Geltungsbereiche. Darin, dass Humes »Psychologismus« für die »menschliche Natur« einen ebenso konstanten Hang zum Wunderbaren und zur Ausnahme« wie »andererseits für das Gewohnte und Bekannte« (ebd., S. 370) voraussetzt, unterscheidet Hume sich sowohl vom rationalen Philosophen als auch vom kritischen Theologen Lessing.

So bleibt ihm nur übrig, »gleichsam eine Vernunft der Einbildungskraft selbst anzuerkennen« (ebd.). Cassirer bemerkt dazu: »Was das Interesse der abstrakten Wissenschaft nicht vermochte, das vermag über ihn [Hume] das Interesse der religiösen und moralischen Aufklärung. So ergibt sich jetzt eine eigentümliche Divergenz der theoretischen Überzeugung und der praktisch sittlichen Forderungen. [...] [W]enngleich wir niemals mit Sicherheit wissen können, ob die wirklichen Erscheinungen uns künftig in fester gesetzlicher Fügung oder als bloßes Chaos gegeben sein werden, so müssen wir doch unser Denken und Handeln so gestalten, als ob das Erstere der Fall wäre: als ob die metho-
dische Erforschung der Natur uns im Gegensatz zur populären Auffassung auch einer höheren ›Wahrheit‹ der Dinge versicherte« (ebd.).

Lessing und Hume stimmen letztlich darin überein: »Erfahrung kann nie logisch begründet werden, sondern muss geglaubt werden« (Bing, Dissertation, S. 176). Für eine ›Fiktion‹ der Einbildungskraft ist jedoch bei Lessing ebenso wenig Raum wie für eine des Verstandes: Jener steht Lessings religiöser ›Moralismus‹, dieser sein philosophischer ›Intellektualismus‹ entgegen.

216 Bings Quellenangabe, die zwei Titel zusammenstellt, lautet zu Hume: »›menschl. Verstand‹ 4. Buch Kap. 17-20«. Hume erörtert an dieser Stelle das Induktionsproblem, nämlich die Frage, ob und wie Erkenntnis durch Erfahrung begründet werden kann.

Ein Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung, die Kausalität, liegt für Hume jeder Erkenntnis von Tatsachen zugrunde. Er will dafür keine metaphysische Erklärung geben, wie sie etwa im religiösen Schöpfungsgedanken der Welt und dessen Verhältnis zum menschlichen Geist besteht (vgl. Cassirer, Erkenntnisproblem, II, S. 353f.), sondern sein Interesse gilt einem logischen Problem. Er stellt die Frage nach der Funktion, die dem Urteil bei der Verknüpfung von Erfahrungstatsachen zukomme: »Was die vergangene Erfahrung betrifft, so kann nur eingeräumt werden, daß sie uns unmitte-
lbare und gewisse Belehrung über jene ganz bestimmten Gegenstände und jenen ganz bestimmten Zeitpunkt bietet, die zu ihrer Kenntnisnahme gelangten. Aber warum diese Erfahrung auf die Zukunft ausgedehnt werden sollte und auf andere Gegenstände, die, soviel wir wissen können, nur in der Erscheinung gleichartig sein mögen: dies ist die Hauptfrage, die ich betonen möchte« (Hume, Untersuchung, S. 44). So unmittelbar gewiss der Schluss von einer Erfahrungstatsache auf eine andere scheinen mag, er bedarf, wie Hume feststellt, eines »Mittelglied[s]« (ebd., Kap 16, S. 45, »medium«). Dieses Mittelglied ist ›intuitiv‹ nicht verständlich und kann ›demonstrativ‹ – wie beim mathematischen Beweis, der sich des Satzes der Identität bedient – ebenso wenig begründet werden. Vom erkenntniskritischen Standpunkt aus stellt die Problematisierung des Erfahrungsbegriffs, die Hume in den von Bing angeführten Kapiteln 17 bis 20 seiner »Untersuchung« gibt, sein wesentliches Verdienst dar; er hat das Problem selbst nicht mehr gelöst, aber es zur Aufgabe gestellt (siehe ebd., Kap 20, S. 47).

Mit seiner Philosophie schlug Hume im Anschluss einen anderen Weg ein und erklärte die Erfahrungserkenntnis durch ein »Prinzip der menschlichen Natur«, nämlich durch die »Gewöhnung« (ders., Untersuchung, S. 55), die sich bei der Verknüpfung einer Ursache mit einer Wirkung einstellt. Cassirer

urteilt über die Leistung Humes: »Nur dort, wo Hume in seinem Zweifel verharret, wo er jede Möglichkeit einer Abschwächung von sich weist, vermag er seine neue Stellung in der Geschichte des Erkenntnisproblems zu behaupten. Die positive und fruchtbare Substanz seines Denkens liegt einzig und allein in seiner Skepsis; – während er dort, wo er eine, wenngleich nur bedingte Lösung seiner Bedenken versucht, alsbald wieder in die traditionelle Ansicht zurückfällt« (Cassirer, Erkenntnisproblem, II, S. 359). Der psychologische Lösungsversuch, den Hume selbst innerhalb der Tradition der akademisch-skeptischen Philosophie verortete (vgl. Hume, Untersuchung, S. 52f.), stellt für Cassirer einen solchen Rückfall dar. Es folgt aus ihm, dass »Notwendigkeit [...] nicht mehr dem Bereich der Gedanken und Urteile, sondern dem Gebiet der [psychischen] Dinge an[gehört]« (Cassirer, Erkenntnisproblem, II, S. 362). Cassirer, der die Hume'sche Philosophie ins Verhältnis zur Entwicklung der Naturwissenschaften setzt, die mit Galilei und Kepler bereits einen gesetzmäßigen Erfahrungsbegriff erschlossen und begründet hatten, macht deutlich, dass für Humes Philosophie »nicht der Rückgang von den dunklen Qualitäten und Kräften zu den Prinzipien und Gesetzen [charakteristisch ist,] sondern die Tatsache, daß er diese Prinzipien aus dem Gebiet des Logisch-Mathematischen in das Psychologische zurückschiebt« (ebd., S. 364). Das Problem der »objektiven« Konstanz der Erfahrungstatsachen wiederholt sich somit, im Bereich der Psychologie, als dasjenige ihrer »subjektiven« Konstanz und wird auch dort nicht gelöst: »Der Obersatz für alle unsere kausalen Schlüsse, den die psychologische Methode entdecken sollte, wird [...] von ihr in allen Teilen bereits gebraucht und vorausgesetzt« (ebd.).

Auf psychologischem Gebiet liegt Humes Verdienst dennoch in der Feststellung einer »konstanten und regelmäßigen Funktion der Einbildungskraft« (ebd., S. 371); sie bildet ein »allgemeine[s] Regulativ, das uns in der Durchforschung des besonderen psychischen Geschehens leitet« (ebd., S. 365). Auf eine solche Funktion der Einbildungskraft weist insbesondere das 10. Kapitel der »Untersuchung über den menschlichen Verstand« hin, auf das Bing an derselben Seite verweist. Für Bing stellt Hume insofern eine historische Station auf dem Weg von Leibniz' Monadenbegriff hin zu Lessings »stabilisierte[r] Subjektivität« (Bing, Dissertation, S. 186) dar.

Bings Quellenangabe zu Leibniz lautet im Original: »Theodizee I. § 20-28«. Gemeint ist nicht die Vorrede, sondern die erste Abhandlung über die Übereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft.

217 der] des

218 Im Original ist die Seitenangabe (»4037«) verkehrt. In seinem zweitem Schreiben an den lutherischen Theologen Johann Daniel Schumann (1714-1787) vergleicht Lessing Paulus und Origenes miteinander, den er schon im ersten Schreiben erwähnt hatte. Lessing hält fest, dass Paulus »durch eigne Wunder dasjenige bestärkt, was er von den in Christo erfüllten Weissagungen, von den durch Christum und an Christo geschehenen Wundern predigte« (Lessing, Beweis des Geistes und der Kraft. Ein zweytes Schreiben. LM 16, S. 404).

219 Vgl. oben S. 150.

220 Vgl. oben S. 149 ff. und 156.

221 er] es

- 222 Leere] Lehre
- 223 anhaftet] anhaftete
Ein indirektes Zitat ist nicht erkennbar.
- 224 macht,] macht–
- 225 Die Quellenangabe lautet im Original vollständig: »Theodizee vorrede«. Vgl. Leibniz, Theodicee, S. 25f.: »Indem ich neue Entdeckungen über das Wesen der thätigen Kraft und über die Gesetze der Bewegung gemacht habe, zeige ich, dass dieselben keine geometrische Nothwendigkeit an sich haben, wie Spinoza meint und dass sie auch nicht rein willkürliche sind, wie Herr Bayle und einige neuere Philosophen behaupten, sondern dass sie von der A n g e m e s s e n h e i t abhängen, wie ich schon oben bemerkt habe oder von dem, was ich den Grundsatz des B e s t e n nenne und dass man hierin wie in jeder andern Sache die Kennzeichen der ersten Substanz erkennt, deren Werke eine höchste Weisheit darlegen und die vollkommenste Harmonie bilden.«
- 226 Die Quellenangabe lautet im Original vollständig: »Brief an Coste«. Er liegt in der Erdmann'schen Ausgabe in französischer Sprache vor. Vgl. Leibniz, Lettre à Mr. Coste, in: Opera philosophica, Bd. 1, S. 448: »Und da Gott immer unfehlbar zum Besten geneigt ist, obwohl er nicht notwendigerweise dazu geneigt ist (außer durch eine moralische Nothwendigkeit), sind wir immer unfehlbar zu dem geneigt, was uns am meisten anspricht, aber nicht notwendigerweise; da das Gegenteil keinen Widerspruch impliziert, war es weder notwendig noch wesentlich, dass Gott diese Welt schuf, obwohl seine Weisheit und Güte ihn dazu veranlasst hat« (Übersetzung Dorothee Gelhard; »Et comme Dieu est toujours porté infailliblement au meilleur, quoiqu'il n'y soit point porté nécessairement (autrement que par une nécessité morale) nous sommes toujours portés infailliblement à ce qui nous frappe le plus, mais non pas nécessairement; le contraire n'impliquant aucune contradiction, il n'étoit point nécessaire ni essentiel que Dieu créât ni qu'il créât ce monde en particulier, quoique sa sagesse et bonté l'y ait porté«).
- 227 Vgl. Lessing, Durch Spinoza ist Leibniz nur auf die Spur der vorherbestimmten Harmonie gekommen, LM 14, S. 295: »Es ist wahr, so drückt sich S p i n o z a aus, und vollkommen so kann sich auch L e i b n i t z ausdrücken. Aber wenn beide sodann einerlei Worte brauchen, werden sie auch einerlei Begriffe damit verbinden? Unmöglich!«
- 228 All] All,
- 229 Vgl. Jacobi, Brief an Herder vom 30. Juni 1784, Werke, Bd. 3, S. 493ff.: »Sie werfen mir vor, lieber Herder, ich sähe, wie alle Antispinozisten, das große *ens entium* [Sein des Seienden] des Spinoza für eine Null, für einen abstracten Begriff an, da ich es doch als das Principium der Wirklichkeit in allem wirklichen, des Seyns in allem Daseyn, man kann nicht orthodoxer, angegeben habe. Ich werde [...] es, wie ich hoffe, außer Zweifel setzen, daß ich den Spinoza so verstehe, wie er verstanden seyn wollte. [...] [M]it der Lehre des Spinoza, wie sie in der Ethik [Spinozas Hauptwerk, »Ethik, nach geometrischer Methode dargestellt«, 1677] steht, ist der Glaube an eine Vorsehung, an einen Plan der Welt, an einen Gott der für sich selbst ein eignes Daseyn hat, der sich seiner i n s i c h s e l b s t, nicht bloß in der C r e a t u r bewußt, und ganz an sie dahin gegeben, οὐδὲν καὶ πάντα [oudèn kai pánta, »Nichts und Alles] ist, auf

keine Art zu reimen. [...] Gebrülle scheint es mir zu seyn, was die neuern Epikuräer [Jacobi verweist auf Atomlehre und Atheismus, wie etwa der französische Philosoph und Religionskritiker Paul-Henri Thiry d'Holbach, 1723-1789, sie vertrat] lauten, die sich mit ihrer positiven Unwissenheit so groß dünken, wenn sie überall das Einfache aus dem Zusammengesetzten, das Ganze aus seinen Theilen erklären; überall das Hintere zuerst, und vor dem Vordern denken und als *w i r k l i c h s e t z e n*. O wie liebe ich jene Alten, denen das Gegenteil hievon so klar war! [...] Auch nach ihm [Aristoteles] kann ein jedes Ding dies oder das nur durch seine eigene Energie, Eigenschaften und Vermögen seyn. *N o t h w e n d i g*, sagt er, *i s t d a s G a n z e v o n d e n T h e i l e n*. Ein erhabenes Axiom, nach meinem Urtheil, das aber bey uns je mehr und mehr zum Paradoxen wird.» Vgl. dazu auch das Bekenntnis, das Jacobis Ausführungen einleitet: »Der Eingang ins Allerheiligste ist im Menschen selbst, oder nirgend. Das Gewebe seiner Triebe ist die finstere Decke; seine Freyheit die verborgene *S c h e c h i n a* [hebr. »Einwohnung«, immanente Gegenwart Gottes]. Ist im Menschen nichts davon, so hat das All sie noch viel weniger, und aus dem Willen, aus dem *G e i s t e* ist niemals etwas hervorgegangen; dann ist Gott der Creatur unterworfen, und nicht sie dem Gotte. – Ich liege vor der Decke dieses Allerheiligsten, mit dem Angesicht zur Erde: Ahnde und hoffe ...« (ebd., S. 491).

230 Vgl. Lessing, Christenthum der Vernunft, LM 14, S. 175 ff.: »§. 1. Das einzige vollkommenste Wesen hat sich von Ewigkeit her mit nichts als der Betrachtung des Vollkommensten beschäftigen können. §. 2. Das Vollkommenste ist er selbst; und also hat Gott von Ewigkeit her nur sich selbst denken können. §. 3. Vorstellen, wollen und schaffen, ist bey Gott eines. Man kann also sagen, alles was sich Gott vorstellt, alles das schafft er auch. §. 4. Gott kann sich nur auf zweyerley Art denken; entweder er denkt alle seine Vollkommenheiten auf einmal, und sich als den Inbegriff derselben; oder er denkt seine Vollkommenheiten zertheilt, eine von der andern abgesondert, und jede von sich selbst nach Graden abgetheilt. [...] §. 22. Da diese einfache Wesen gleichsam eingeschränkte Götter sind, so müssen auch ihre Vollkommenheiten den Vollkommenheiten Gottes ähnlich seyn; so wie Theile dem Ganzen. §. 23. Zu den Vollkommenheiten Gottes gehört auch dieses, daß er sich seiner Vollkommenheit bewußt ist, und dieses, daß er seinen Vollkommenheiten gemäß handeln kann: beyde sind gleichsam das Siegel seiner Vollkommenheiten. §. 24. Mit den verschiedenen Graden seiner Vollkommenheiten müssen also auch verschiedene Grade des Bewußtseyns dieser Vollkommenheiten und der Vermögenheit denselben gemäß zu handeln, verbunden seyn.« Daran schließt sich die Forderung Lessings an, nach den »individualischen Vollkommenheiten« zu handeln, vgl. unten Anm. 245.

231 Vgl. ders., Erziehung des Menschengeschlechts, LM 13, S. 430 f.: »§. 73. Z.E. die Lehre von der Dreyeinigkeit. [...] Muß Gott wenigstens nicht die vollständigste Vorstellung von sich selbst haben? d.i. eine Vorstellung, in der sich alles befindet, was in ihm selbst ist. Würde sich aber alles in ihr finden, was in ihm selbst ist, wenn auch von seiner *n o t h w e n d i g e n W i r k l i c h k e i t*, so wie von seinen übrigen Eigenschaften, sich bloß eine Vorstellung, sich bloß eine Möglichkeit fände? Diese Möglichkeit erschöpft das Wesen seiner übr-

gen Eigenschaften: aber auch seiner nothwendigen Wirklichkeit? Mich dünkt nicht. – Folglich kann entweder Gott gar keine vollständige Vorstellung von sich selbst haben: oder diese vollständige Vorstellung ist eben so nothwendig wirklich, als er es selbst ist [...] Freylich ist das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorstellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtstrahlen auf seine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dieses Bild a l l e s, alles ohne Ausnahme hätte, was ich selbst habe: würde es sodann auch noch eine leere Vorstellung, oder nicht vielmehr eine wahre Verdopplung meines Selbst seyn? – Wenn ich eine ähnliche Verdopplung in Gott zu erkennen glaube: so irre ich mich vielleicht nicht so wohl, als daß die Sprache meinen Begriffen unterliegt; und so viel bleibt doch immer unwidersprechlich, daß diejenigen, welche die Idee davon populär machen wollen, sich schwerlich faßlicher und schicklicher hätten ausdrücken können, als durch die Benennung eines S o h n e s, den Gott von Ewigkeit zeugt.«

232 Vgl. Jacobi, Lehre des Spinoza, S. 46: »Wenn sich Leßing eine p e r s ö n l i c h e Gottheit vorstellen wollte, so dachte er sie als die Seele des Alls; und das Ganze, nach der Analogie eines organischen Körpers.«

233 Geringsten] geringsten

234 Lessing, Durch Spinoza ist Leibnitz nur auf die Spur der vorherbestimmten Harmonie gekommen, LM 14, S. 295: »L e i b n i t z will durch seine Harmonie das Räthsel der Vereinigung zweier so verschiedener Wesen, als Leib und Seele sind, auflösen. S p i n o z a sieht hier [im Sinne seiner Harmonie] nichts Verschiedenes, sieht also keine Vereinigung, sieht kein Räthsel, das aufzulösen wäre.«

235 Vgl. zu dieser Parteinahme Lessings Jacobi, Lehre des Spinoza, S. 22: »[Leßing:] Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. Ἦεν καὶ Πᾶν [Hèn kai Pân, ›Eins und Alles-!] Ich weiß nichts anders. [...] [Jacobi:] Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverstanden. [Leßing:] Wenn ich mich nach jemanden nennen soll, so weiß ich keinen andern. [Jacobi:] Spinoza ist mir gut genug: aber doch ein schlechtes Heil, das wir in seinem Namen finden! [Leßing:] Ja! Wenn Sie wollen! ... Und doch ... Wissen Sie etwas besseres? ...«. Nach einer Unterbrechung des Gesprächs sucht Lessing Jacobi, wie dieser berichtet, am nächsten Morgen erneut auf: »Ich bin gekommen über mein Ἦεν καὶ Πᾶν mit Ihnen zu reden. Sie erschrecken gestern. [Jacobi:] Sie überraschten mich, und ich fühlte meine Verwirrung. Schrecken war es nicht. Freylich war es gegen meine Vermuthung, an Ihnen einen Spinozisten oder Pantheisten zu finden; und noch weit mehr dagegen, daß Sie mir es gleich und so blank und baar hinlegen würden. Ich war großen Theils gekommen, um von Ihnen Hülfe gegen den Spinoza zu erhalten. [Leßing:] Also kennen Sie ihn doch? [Jacobi:] Ich glaube ihn zu kennen, wie nur sehr wenige ihn gekannt haben mögen. [Leßing:] Dann ist Ihnen nicht zu helfen. Werden Sie lieber ganz sein Freund. Es giebt keine Philosophie, als die Philosophie des Spinoza. [Jacobi:] Das mag wahr seyn. Denn der Determinist, wenn er bündig seyn will, muß zum Fatalisten werden: hernach giebt sich das Uebrige von selbst. [Leßing:] Ich merke, wir verstehen uns. Desto begieriger bin ich, von Ihnen zu hören: was Sie für den G e i s t des Spinozismus halten; ich meine den, der in Spinoza selbst gefahren war« (ebd., S. 23 f.).

Zu Lessings »Rehabilitierung« Spinozas im Sinne Bings vgl. besonders ebd., S. 29ff.: »[Leßing:] Es gehört zu den menschlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das erste und vornehmste betrachten, und aus ihm alles herleiten wollen; da doch alles, die Vorstellungen mit einbegriffen, von höheren Prinzipien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanke, sind offenbar in einer höheren Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erschöpft ist. Sie muß unendlich vortrefflicher seyn, als diese oder jene Wirkung; und so kann es auch eine Art des Genusses für sie geben, der, nicht allein alle Begriffe übersteigt, sondern völlig ausser dem Begriffe liegt. Daß wir uns nichts davon gedenken können, hebt die Möglichkeit nicht auf. [Jacobi:] Sie gehen weiter als Spinoza; diesem galt Einsicht über alles. [Leßing:] Für den Menschen! Er war aber weit davon entfernt, unsere elende Art nach Absichten zu handeln, für die höchste Methode auszugeben, und den Gedanken oben an zu setzen. [Jacobi:] Einsicht ist bei'm Spinoza in allen endlichen Naturen der beste Theil; weil sie derjenige Theil ist, womit jede endliche Natur über ihr Endliches hinausreicht. Man könnte gewissermassen sagen: auch er habe einem jeden Wesen zwey Seelen zugeschrieben: Eine, die sich nur auf das gegenwärtige einzelne Ding; und eine andre, die sich auf das Ganze bezieht. Dieser zweyten Seele giebt er auch Unsterblichkeit. Was aber die unendliche Einzige Substanz des Spinoza anbelangt, so hat diese, für sich allein, und ausser den einzelnen Dingen, kein eigenes oder besonderes Daseyn. Hätte sie für ihre Einheit (daß ich mich so ausdrücke) eine eigene, besondere, individuelle Wirklichkeit; hätte sie Persönlichkeit und Leben: so wäre Einsicht auch an ihr der beste Theil. [Leßing:] Gut. Aber nach was für Vorstellungen nehmen Sie denn Ihre persönliche extramundane Gottheit an? Etwa nach den Vorstellungen des Leibnitz? Ich fürchte, der war im Herzen selbst ein Spinozist. [Jacobi:] Reden Sie im Ernste? [Leßing:] Zweifeln Sie daran im Ernste? – Leibnitzens Begriffe von der Wahrheit waren so beschaffen, daß er es nicht vertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken setzte. Aus dieser Denkungsart sind viele seiner Behauptungen geflossen; und es ist, bey dem größten Scharfsinne, oft sehr schwer, seine eigentliche Meinung zu entdecken. Eben darum halt' ich ihn so werth; ich meine: wegen dieser großen Art zu denken; und nicht, wegen dieser oder jener Meinung, die er nur zu haben schien, oder denn auch wirklich hatte.«

Jacobi lenkt das Gespräch anschließend auf Leibniz' Spinozismus zurück und erbittet sich darüber von Lessing nähere Auskunft. Antwort gibt sich Jacobi, der dazu im Verlauf der Gespräche von Lessing genauso ermuntert wird, wie er von den eigenen Gedanken keinen Hehl machen möchte, schließlich selbst; er erläutert Gemeinsamkeiten zwischen Leibniz und Spinoza, legt in diesem Zuge aber auch ein eigenes Bekenntnis zu Spinoza ab, das trotz der Kritik an dessen geometrischer Methode Bestand behält. Vgl. zu Jacobis Position, wie sie im Gespräch mit Lessing angekündigt wird, oben Anm. 162 sowie ferner und grundsätzlich das Kapitel zu Jacobi, S. 17-33, im dritten Band von Cassirers »Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit«, der 1920 und damit vor Abschluss von Bings Dissertation erschienen ist. Auch Cassirer setzt sich darin mit dem Jacobi-Gespräch bzw. dem Briefwechsel Jacobis mit dem Philosophen und Freund Lessings Moses Mendelssohn (1729-1786) auseinander, und auch Jacobis Arbeit über Hume kommt

zur Sprache, den Bing oben S. 168 und 177 im Zusammenhang der nämlichen Probleme von Erkenntnis, Offenbarung und Wunder anführt. Kenntnis der Jacobi-Darstellung Cassirers ist für Bing vorauszusetzen, wenngleich der Band im Literaturverzeichnis nicht aufgeführt ist; vgl. außerdem das Urteil Cassirers zu Bings Behandlung des Pantheismusstreits in seinem Gutachten, in diesem Band S. 322. – Erwähnenswert: Cassirer stellte den dritten Band seines »Erkenntnisproblems in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit«, der die »nachkantischen Systeme« behandelt, im Vorwort unter ein Motto, das Lessing entnommen ist: »Ich habe im Folgenden überall versucht, der Weisung zu folgen, die Lessing innerhalb der literarischen Kritik als Regel für die Beurteilung der Werke der Meister aufgestellt hat. Ich bin an die Epoche, die hier zur Darstellung kommt, ›mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd‹ herangetreten – ich habe versucht, der geistigen Arbeit, die sie geleistet hat, und dem intellektuellen Ringen, das sich in ihr vollzieht, auch dort gerecht zu werden, wo ich zu den endgültigen Ergebnissen der einzelnen Lehren in schärfstem Gegensatz stehe« (Cassirer, Erkenntnisproblem, Bd. 3, S. VII).

236 Gemeint ist Lessing.

237 πᾶν] παν.

›Eins und Alles«, d.h. Alleinheit.

238 ›Die Natur macht keinen Sprung«, d.h., sie ist stetig.

239 Dogma,] Dogma;

240 Vgl. oben Anm. 171 ff. Vgl. Lessing, Christenthum der Vernunft, LM 14, S. 175f.: »§. 5. Gott dachte sich von Ewigkeit her in aller seiner Vollkommenheit; das ist, Gott schuf sich von Ewigkeit her ein Wesen, welchem keine Vollkommenheit mangelte, die er selbst besaß. §. 6. Dieses Wesen nennt die Schrift den S o h n G o t t e s, oder welches noch besser seyn würde, den S o h n G o t t. Einen G o t t, weil ihm keine von den Eigenschaften fehlt, die Gott zukommen. Einen S o h n, weil unserm Begriffe nach dasjenige, was sich etwas vorstellt, vor der Vorstellung eine gewisse Priorität zu haben scheint. §. 7. Dieses Wesen ist Gott selbst und von Gott nicht zu unterscheiden, weil man es denkt, so bald man Gott denkt, und es ohne Gott nicht denken kann; das ist, weil man Gott ohne Gott nicht denken kann, oder weil das kein Gott seyn würde, dem man die Vorstellung seiner selbst nehmen wollte.«

241 Moralische Wochenschrift (1758-1761), herausgegeben von Johann Andreas Cramer (1723-1788).

242 Sinngemäß nach »Testament Johannis« (LM 13, S. 13, 14 und 15): »K i n d e r c h e n, l i e b t e u c h !«. Diesen Ausspruch Johannes' entnimmt Lessing dem Bericht, den der Kirchenvater Hieronymus (347-420) von dessen letzten Lebensjahren gibt, vgl. Hieronymus, Commentaria in Epistolam ad Galatas, Kap. 6, Vers 10 (in PL 26, 529C): »Filioli, diligite alterutrum.«

243 Vgl. Lessing, Religion Christi, LM 16, S. 518: »§. 1. Ob Christus mehr als Mensch gewesen, das ist ein Problem. Daß er wahrer Mensch gewesen, wenn er es überhaupt gewesen; daß er nie aufgehört hat, Mensch zu seyn: das ist ausgemacht. §. 2. Folglich sind die Religion Christi und die christliche Religion zwey ganz verschiedene Dinge. §. 3. Jene, die Religion Christi, ist diejenige Religion, die er als Mensch selbst erkannte und übte; die jeder Mensch mit ihm gemein haben kann; die jeder Mensch um so viel mehr mit ihm gemein zu

- haben wünschen muß, je erhabener und liebenswürdiger der Charakter ist, den er sich von Christo als bloßen Menschen macht.«
- 244 Vgl. Lessing, Erziehung des Menschengeschlechts, LM 13, S. 428: »Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein andres Leben zu empfehlen, war ihm [Christus] allein vorbehalten.« Vgl. auch ebd., S. 432f.: »Er [unser Verstand] will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt seyn, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen, und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben, fähig macht.«
- 245 Vgl. Lessing, Christenthum der Vernunft, LM 14, S. 178: »§. 25. Wesen, welche Vollkommenheiten haben, sich ihrer Vollkommenheiten bewußt sind, und das Vermögen besitzen, ihnen gemäß zu handeln, heißen m o r a l i s c h e W e s e n, das ist solche, welche einem Gesetze folgen können. §. 26. Dieses Gesetz ist aus ihrer eigenen Natur genommen, und kann kein anders seyn, als: h a n d l e d e i n e n i n d i v i d u a l i s c h e n V o l l k o m m e n h e i t e n g e m ä ß.«
- 246 Vgl. dazu oben S. 133.
- 247 Siehe oben S. 157.
- 248 Siehe oben S. 168 f., 174 und 177 f.
- 249 Vgl. Lessing, Gedanken über die Herrnhuter, LM 14, S. 155: »Der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln erschaffen.«
- 250 Vgl. dazu auch oben S. 157 f.
- 251 Maschinenschriftlich stehen in H², B und L die Pronomen »sie« und »ihrer«, die handschriftlich zu »er« und »seiner« korrigiert wurden. Den Gesichtspunkt der Monade ersetzte Bing damit durch den des Menschen.
- 252 Vgl. dazu Anm. 183 und 313.
- 253 Lessing, Leibnitz von den ewigen Strafen, LM 11, S. 470: »[...] so kann man doch wahrlich nicht sagen, daß er [Leibniz] sie [seine Philosophie] den herrschenden Lehrsätzen aller Partheyen anzupassen gesucht habe. [...] Wie hätte es ihm einkommen können, mit einem alten Sprichworte zu reden, dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Besten seines Systems dann und wann that, war gerade das Gegentheile: er suchte die herrschenden Lehrsätze aller Partheyen seinem Systeme anzupassen. [...] in der festen Überzeugung, daß keine Meynung angenommen seyn könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sey, hatte er [Leibniz] wohl oft die Gefälligkeit, diese Meynung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Er schlug aus Kiesel Feuer; aber er verbarg sein Feuer nicht in Kiesel. [...] Allerdings pflichtete er [Leibniz] ihnen [Lehrsätzen anderer] bey; nemlich nach dem erträglichen Sinne, den er ihnen nicht sowohl beylegte, als in ihnen entdeckte. Dieser erträgliche Sinn war Wahrheit; und wie hätte er der Wahrheit nicht beypflichten sollen? Auch ist ihm das, weder als Falschheit noch als Eitelkeit anzurechnen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philosophen in ihrem e x o t e r i s c h e n Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freylich unsere neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind. Er setzte willig sein System bey Seite; und suchte einen jeden auf demjenigen Wege der Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.«

- 254 Ders., Erziehung des Menschengeschlechts, LM 13, S. 415: »Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln soll; als über eine derselben entweder lächeln, oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen, verdiente in der besten Welt nichts: und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bey allem im Spiele: nur bey unsern Irrthümern nicht?«
- 255 Vgl. den methodologischen Einleitungsgedanken zum Kapitel oben S. 164.
- 256 Vgl. zur Textstelle oben Anm. 235.
- 257 Die relevante Stelle für Bings Interpretation setzt vor dem oben Anm. 235 widergegebenen Abschnitt ein, und zwar mit der Darstellung Jacobis von der »verständige[n] persönliche[n] Ursache der Welt« (Jacobi, Lehre des Spinoza, S. 27), die er gegenüber Spinoza annimmt. »Die ganze Sache«, so führt Jacobi aus, »bestehet darinn, daß ich aus dem Fatalismus unmittelbar gegen den Fatalismus, und gegen alles, was mit ihm verknüpft ist, schließe« (ebd., S. 28). Spinozas Philosophie führe nach Jacobi, wie jeder Determinismus, notwendig zum Fatalismus (vgl. ebd., S. 24). »Wir glauben nur, daß wir aus Zorn, Liebe, Großmuth, oder aus vernünftigem Entschlusse handeln. Lauter Wahn! In allen diesen Fällen ist im Grunde das, was uns bewegt, ein Etwas, das von allem dem nichts weiß, und das, in so fern, von Empfindung und Gedanke schlechterdings entblößt ist. Diese aber, Empfindung und Gedanke, sind nur Begriffe von Ausdehnung, Bewegung, Graden der Geschwindigkeit, u. s. w. – Wer nun dieses annehmen kann, dessen Meynung weiß ich nicht zu widerlegen [Jacobi bleibt schließlich nur der zuvor, S. 27, erwähnte »Salto mortale«, der ihn zur Annahme des Glaubens führt]. Wer es aber nicht annehmen kann, der muß der Antipode von Spinoza werden« (ebd., S. 29). Lessing erwidert – und auf diesen Zusammenhang spielt Bing zunächst an –: »Ich merke, Sie hätten gern Ihren Willen frey. Ich begehre keinen freyen Willen. Ueberhaupt erschreckt mich, was Sie eben sagten, nicht im mindesten« (ebd.). Die von Bing erwähnte Stelle, wo Lessing die Vorrangstellung der »Einsicht« zum »menschlichen Vorurtheil[...]« erklärt, schließt unmittelbar an das Gespräch an, das in Lessings Aussage zu Leibniz' Spinozismus mündet, den er auf eine »große[...] Art zu denken« zurückführt. Einen solchen Bezug zum Wahrheitsproblem macht Bing für Lessing ebenso geltend: »Wer die Dinge so klar, so von allen Seiten und, bei aller Neigung zum Disseziieren und Auseinanderhalten, so sehr in ihrer ewigen Gleichheit sieht wie Lessing, dem können Theologie und Philosophie nicht anders denn als verschiedene Mittel desselben Strebens erscheinen« (Bing, Dissertation, S. 173). Er liegt Bings Interpretation von Lessings »rätselhafte[m] Ausspruch« zugrunde, den sie insofern nicht als Frage des Willens, sondern der Erkenntnis auffasst.
- 258 Vgl. oben S. 157 f.
- 259 Siehe zum kompletten Gesprächsteil oben Anm. 235.
- 260 Siehe oben S. 173 ff.
- 261 Vgl. Lessing, Axiomata, LM 13, S. 135: »Denn auch er [Goeze] muß also alles innere Gefühl des Christenthums leugnen. Und wenn man ihn auf der Kanzel noch nicht ausrufen hören, »Gefühl! Was Gefühl? Gefühl ist ein stroherner

- Schild. Unsere Hermeneutik, unsere symbolischen Bücher, das, das sind das alles schirmende, undurchdringliche, diamantene Schild des Glaubens!< so kömmt es vermuthlich nur daher, weil selbst in den symbolischen Büchern auf den strohernnen Schild noch gerechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch immer seyn: denn es giebt dort mehr stroherne Schilde. Wenn er nur nicht zugleich so schmah! wäre! Aber da hat nur eben ein einzelner Mensch, die Religion im Herzen, darunter Raum. Was soll ein Pastor damit, wenn er nicht auch seine Bibel, nicht auch seine ganze liebe Gemeinde mit eins darunter bergen kann?«
- 262 Vgl. ebd., S. 123: »Ich will Einwürfe gegen den minder wichtigen Theil der Bibel auf ihren wahren Belang herabsetzen. Das ist meine Absicht. Und nur in dieser Absicht sage ich, daß derjenige, dessen Herz mehr Christ ist, als der Kopf, sich ganz und gar an diese Einwürfe nicht kehre; weil er f ü h l e, was andere sich zu d e n k e n begnügen; weil er allenfalls die ganze Bibel entbehren könnte. Er ist der zuversichtliche Sieger, der die Festungen liegen läßt, und das Land einnimmt. Der Theolog ist der furchtsame Soldat, der sich an den Grenzsetzungen den Kopf zerstoßt, und kaum das Land darüber zu sehen bekömmt.«
- 263 Vgl. ders., Nathan der Weise, 5. Akt, 6. Szene, LM 3. S. 164: »Recha. Ach, die arme Frau [Daja], – ich sag' dirs [Sittah] ja – / Ist eine Christinn; – muß aus Liebe quälen; – / Ist eine von den Schwärmerinnen, die / Den allgemeinen, einzig wahren Weg / Nach Gott, zu wissen wähen!«
- 264 Lessing, Fragment an den Herrn M., LM 1, S. 244: »Allein mit kühnem Aug ins Heiligthum zu blicken, / Wo die Natur im Werk, bemüht mit Meisterstücken, / Bey dunkler Heimlichkeit, der ewgen Richtschnur treu, / Zu unserm Räthsel wird, und Kunst ihr kommt nicht bey; / Der Himmel Kenner seyn; bekannt mit Mond und Sternen, / Ihr Gleis, Zeit, Größ und Licht, durch glücklich's Rathen lernen; / Nicht fremd seyn auf der Welt, daß man die Wohnung kennt, / Des Herrn sich mancher Thor, ohn sie zu kennen, nennt [...]«
- 265 Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832), deutscher Dichter und Naturforscher, »Fragment über die Natur« (1783), »Die Leiden des jungen Werthers« (1774, überarbeitet 1787).
- 266 Bewegung?] Bewegung.
- 267 Vgl. Lessing, Anti-Goeze, LM 13, S. 165: »Ich mag gern keinen Wurm vorsetzlich zertreten; aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, wenn ich einen von ungefehr zertrete: so weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre; keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es sich einmal befindet; zu leben aufhöre.«
- 268 Fundamentierung] Fundamentierung,
- 269 Dass] dass
- 270 Vgl. Lessing, Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können, LM 16, S. 522 ff.: »1) Die Seele ist ein einfaches Wesen, welches unendlicher Vorstellungen fähig ist. 2) Da sie aber ein endliches Wesen ist, so ist sie dieser unendlichen Vorstellungen nicht auf einmal fähig, sondern erlangt sie nach und nach in einer unendlichen Folge von Zeit. 3) Wenn sie ihre Vorstellungen nach und nach erlangt, so muß es eine Ordnung geben, nach welcher, und ein Maß, in welchem sie dieselbe erlangt. 4) Diese Ordnung und dieses Maß sind die S i n n e. 5) Solcher Sinne hat sie gegenwärtig fünf. Aber nichts kann uns bewegen zu glau-

ben, daß sie Vorstellungen zu haben so fort mit diesen fünf Sinne angefangen habe. 6) Wenn die Natur nirgends einen Sprung thut, so wird auch die Seele alle unteren Staffeln durchgegangen seyn, ehe sie auf die gekommen, auf welcher sie sich gegenwärtig befindet. Sie wird erst jeden dieser fünf Sinne einzeln, hierauf alle zehn Amben, alle zehn Ternen und alle fünf Quaternen derselben gehabt haben, ehe ihr alle fünf zusammen zu Theil geworden. [...] 9) Was Grenzen setzt, heißt Materie. 10) Die Sinne bestimmen die Grenzen der Vorstellungen der Seele (§ 4); die Sinne sind folglich Materie. 11) Sobald die Seele Vorstellungen zu haben anfangt, hatte sie einen Sinn, war sie folglich mit Materie verbunden. 12) Aber nicht so fort mit einem organischen Körper. Denn ein o r g a n i s c h e r K ö r p e r ist die Verbindung mehrerer Sinne. 13) Jedes Stäubchen der Materie kann einer Seele zu einem Sinn dienen. Das ist, die ganze materielle Welt ist bis in ihre kleinsten Theile beseelt. 14) Stäubchen, die der Seele zu einerley Sinne dienen, machen homogene Urstoffe. 15) Wenn man wissen könnte, wie viele homogene Massen die materielle Welt enthielte: so könnte man auch wissen, wie viele Sinne möglich wären. [...] 19) Von der Zahl dieser uns noch unbekanntem Sinne ist nichts zu sagen. Sie kann nicht unendlich seyn, sondern sie muß b e s t i m m t seyn, ob sie schon von uns nicht b e s t i m m b a r ist. 20) Denn wenn sie unendlich wäre, so würde die Seele in alle Ewigkeit auch nicht einmal zum Besitze zweier Sinne zugleich haben gelangen können.«

271 Ders., Nathan der Weise, I. Akt, 2. Szene, LM 3, S. 14, Nathan zu Recha.

272 In den nachfolgenden Textausschnitten werden die drei Zeichentypen, die Lessing unterscheidet, entsprechend der Reihenfolge ihrer Nennung bei Bing mit den Ziffern I, II und III versehen. Für II und III, bloße und prägnante Zeichen, benutzt Lessing die gleichen Bezeichnungen wie Bing; für I ist seine Terminologie weniger bestimmt, doch können diese Zeichen, die allgemein als ›wirkliche‹ bezeichnet werden, als »in das Ding selbst verwandelte Zeichen« angesprochen werden. Lessing prüft diese und die bloßen Zeichen auf ihren Sinn für die Konsekration, bevor er, unter Zuhilfenahme der prägnanten Zeichen, den Übergang eines Zeichentypus zum anderen und damit die Reihenfolge ihrer Entstehung zu klären sucht. Die prägnanten Zeichen stehen dabei an erster Stelle, folgend die bloßen und zuletzt jene Zeichen, die einer Verwandlung, einer Transsubstantiation, fähig sind.

Vgl. Lessing, Berengarius Turonensis, LM 11, S. 155 ff.: »Wo hat Berengarius [französischer Scholastiker des 11. Jahrhunderts] jemals sich merken lassen, daß ihm das Wort seyn so viel heisse als bedeuten? Es ist wahr, auch er nennet das Brod und den Wein Zeichen: nehmlich, in so fern sie das Sichtbare sind, unter welchem und mit welchem wir das Unsichtbare wirklich zu erhalten glauben [I]. [...] ihm [Clericus, einem Ausleger Berengars] hieß ein Zeichen nichts als ein Ding, woran man sich eines andern Dinges erinnern kann, ohne daß man darum, indem man jenes besitzt oder überkommt, auch nothwendig dieses besitzen oder überkommen muß [II]« (ebd., S. 157). »Oder könnte auch das sodann weiter nichts heissen, als daß Brod und Wein [für Berengar] wirkliche Zeichen eines wirklichen menschlichen Leibes wären [I]? Denn es gibt ja wohl auch verblühte Zeichen!« (ebd., S. 158). »Er [Berengar] ist weit davon entfernt, seinen Gegnern im geringsten streitig zu machen, daß in Kraft der Consecration eine wunderbare Veränderung mit dem Brode und dem Weine

vorgehe; wovon die, so viel ich verstehe, doch wohl nichts zu sagen haben können, welche Brod und Wein für blossе Zeichen erkennen [II]. Er streitet einzig und allein über die Art und Weise dieser Veränderung; und behauptet, daß die, welche Paschasius zuerst gelehret, so unmöglich, so abgeschmackt sey, daß sich ohne offenbar wider einander lauffende Worte auch nicht einmal davon sprechen lasse. Von dieser nur, welcher im Grunde der Name Veränderung gar nicht zukomme, indem sie auf der einen Seite eine wahre Vernichtung, und auf der andern eine neue Entstehung sey [III], sagt er, daß sie weder in der Schrift, noch in den Vätern, den geringsten Grund habe« (ebd., S. 159). »Meine Fragen betreffen einzig die Geschichte des Dogma; höchstens ein Vorurtheil, welches aus dieser Geschichte sich für die eine oder die andere Meynung ergeben dürfte. Nehmlich: wenn die Lehre der blossen Zeichen [II] die älteste, erste, ursprüngliche Lehre gewesen wäre, wäre es wohl möglich, daß auf einmal die Lehre der Transsubstantiation daraus hätte entstehen können? Würde hier nicht ein gewaltiger Sprung seyn, dergleichen doch der menschliche Verstand nie, selbst nicht in seinen Abweichungen von der Wahrheit, begehet? Um diesen Sprung nicht annehmen zu dürfen, würde man nicht von selbst auf eine dritte Lehre kommen müssen, durch welche der Uebergang von jener ersten auf jene zweyte erfolgt wäre? Und welche dritte Lehre könnte dieses seyn, als die Lehre von den prägnanten Zeichen [III], wie ich sie der Kürze wegen nennen will? Wäre nun aber, frage ich weiter, diese dritte Lehre schon vor Alters, schon vor der Lehre der Transsubstantiation, vorhanden gewesen, so wie sie itzt wirklich vorhanden ist; wäre sonach die ganze Progression diese, daß man erst blossе Zeichen [II], hernach prägnante Zeichen [III] und endlich, in das Ding selbst verwandelte Zeichen [I] geglaubt hätte: wie wäre es immer gekommen, daß nur über die letzte Fortschreitung, von den prägnanten Zeichen auf in das Ding selbst verwandelte Zeichen, so viele Streitigkeiten und Unruhen in der Kirche entstanden wären? Wie wäre es gekommen, daß die erste Fortschreitung von den blossen Zeichen zu prägnanten Zeichen, dagegen so ruhig abgelauffen, so ganz und gar keinen Widerspruch gefunden hätte, da sie doch den Grund zu jener gelegt, und in der That weit kühner als jene ist, weit anstößiger als jene hätte seyn müssen?« (ebd., S. 161). »Wie anders, als daß es nicht wahr ist, daß man, anstatt der blossen Zeichen, prägnante Zeichen einschleichen lassen, sondern daß, nicht die Lehre der blossen, sondern die Lehre der prägnanten Zeichen, die erste ursprüngliche Lehre gewesen?« (ebd., S. 162).

273 Allgemeinen] allgemeinen

274 schaffen, sondern] schaffen. Sondern

275 Vgl. Bings Bezugnahme auf Descartes oben S. 135 und dazu Anm. 15.

276 Siehe oben S. 173 ff.

277 Vgl. oben S. 154 ff., wo Bing sich auf die Shakespeare-Rezeption vor dem Hintergrund des Geniebegriffs im Sturm und Drang bezieht.

278 D. h. bei Lessing.

279 Lessing, Nathan der Weise, 2. Akt, 5. Szene, LM 3, S. 63: »Verachtet / Mein Volk so sehr Ihr wollt. Wir haben beyde / Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind / Wir unser Volk? Was heißt denn Volk? / Sind Christ und Jude eher Christ und Jude, / Als Mensch? Ah! Wenn ich einen mehr in Euch / Gefunden hätte, dem es genügt, ein Mensch / Zu heissen!«

- 280 Die von Bing angegebene Stelle handelt zwar vom Problem des Patriotismus, das die beiden Freimaurer besprechen, aber das Zitat stammt aus Lessings Brief an Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719-1803) vom 14. Februar 1759. Vgl. LM 17, S. 158: »Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheineth mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre.«
- 281 In H², B und L erfolgt hier ein Absatz.
- 282 Siehe oben S. 133.
- 283 Immanuel Kant (1724-1804), deutscher Philosoph, »Kritik der reinen Vernunft« (1781).
- 284 Vgl. oben S. 156 ff. zum Genie und zur religiösen Persönlichkeit S. 183 f. und 186 f.
- 285 Vgl. Lessing, Pope ein Metaphysiker, LM 6, S. 439: »P l a t o sagt: ›G o t t hat die beste Welt erwehlt.‹ Der Herr von L e i b n i t z aber: ›G o t t hat nicht anders können, als die beste wehlen.‹ Der Unterschied zwischen diesen zwey Sätzen soll in dem Vermögen liegen, unter zwey gleich ähnlichen und guten Dingen, eines dem andern vorzuziehen; und dieses habe P l a t o Gott gelassen; L e i b n i t z aber ihm gänzlich genommen. Ich will hier nicht beweisen, was man schon unzählmal bewiesen hat, daß dieses Vermögen eine leere Grille sei.« Lessing zitiert aus William Warburtons (1698-1779) »A Critical and Philosophical Commentary on Mr. Pope's Essay on Man«, in: The Works of the Right Reverend William Warburton, Bd. 11, S. 39: »Plato said, God chose the best; Leibnitz said, God could not but chuse the best. Plato supposed freedom in God, to chuse one of two things equally good: Leibnitz held the supposition to be absurd.«
- 286 Siehe oben S. 180 ff.
- 287 D.h. der Mensch.
- 288 es] er
- 289 Vgl. Lessing, Jerusalems philosophische Aufsätze, LM 12, S. 298 f.
- 290 Ders., Ernst und Falk, LM 13, S. 353. Statt Konjunktiv steht bei Lessing der Indikativ (»verschweigt«).
- 291 Ganzes] ganzes
- 292 sind] ist
- 293 Siehe oben S. 175 und 180 f.
- 294 Schöpfung,] Schöpfung.
- 295 Zitat aus der Stelle aus »Jerusalems philosophischen Aufsätzen«, die Bing S. 193 anführt.
- 296 Vgl. etwa Leibniz, Theodicee, § 147, S. 218: »So vereinigt sich auch das scheinbar Unschöne unsrer kleinen Welten, zu Schönheiten in der grossen und nichts von ihnen steht der Einheit eines allgemeinen, unendlich vollkommenen Prinzips entgegen; vielmehr steigern sie die Bewunderung seiner [Gottes] Weisheit, welche das Uebel zum Mittel des grösseren Guten macht.« Vgl. auch ebd., § 209, S. 272 f.: »Wenn sonach alles auf die höchste Vollkommenheit hinausläuft, so gelangt man zu meinem Gesetze des Besten, denn die Vollkommenheit befasst nicht blos das moralische und physische Gute der verständigen Geschöpfe, sondern auch das Gute, was nur metaphysisch ist

und was auch die vernunftlosen Dinge der Schöpfung befasst. Daraus folgt, dass das bei den vernünftigen Geschöpfen vorkommende Uebel nur als mitbegleitend vorkommt, nicht vermöge eines nachfolgenden Willens, indem es in dem möglichst besten Plane mit eingeschlossen ist. Das metaphysische Gute, welches alles befasst, ist die Ursache, dass manchmal dem moralischen und physischen Uebel ein Platz gewährt werden muss, wie ich schon wiederholt erklärt habe.«

297 Besten] besten

298 Mit den vorhergehenden Äußerungen bezieht sich Bing sich auf Cassirer: »Es zeigt sich die gefährliche Tendenz, die physischen und moralischen Übel gegen das Gute der Welt abzuwiegen und aufzurechnen, sie also einer rein quantitativen Betrachtung [!] zu unterwerfen. [...] Das zweideutige und fragwürdige Wort, daß jede Vollkommenheit und Unvollkommenheit in der Welt ›ihren Preis habe‹, scheint jetzt die letzte Lösung des Rätsels bedeuten zu sollen. Dieses Wort vermag die Zweifel gegen die Göttlichkeit des Weltlaufs nicht zu beschwichtigen [!], sondern muß sie vielmehr tiefer als zuvor wieder aufregen. [...] Leibniz begnügt sich nicht mit dem Glauben und der Zuversicht, daß die Welt, als Ausdruck eines unendlichen Strebens zur Vollkommenheit ›gut‹ sey, sondern er fordert von sich die bündige Demonstration, daß sie – die beste sei. Der Mathematiker und Logiker soll begründen, was der Ethiker und Religionsphilosoph nur behaupten konnte. Leibniz' Optimismus [!] ist im Grunde nichts anderes als eine neue Liebe zur Welt und zum endlichen Dasein, das nun mit all seinen Schranken bejaht werden soll; aber er kann dieser Liebe nur sicher und froh werden, indem er es unternimmt, sie sich zu beweisen« (Cassirer, Freiheit und Form, S. 94f.). Vgl. zum Zusammenhang dieser Textstelle Cassirer, Gutachten, Anm. 13.

299 Siehe zu dem Zitat oben Anm. 142.

300 versucht,] versucht er

301 ewig,] ewig–

302 Glückseligkeit] Glückseligkeit,

303 Mit der »Jerusalem-Anmerkung« bezieht sich Bing auf die zuvor, S. 193, wiedergegebene zentrale Stelle aus den von Lessing herausgegebenen »Philosophischen Aufsätzen« Karl Wilhelm Jerusalems (1747-1772) Die hier gegebene Quelle verweist dagegen auf Lessings »Anmerkungen zu Joachim Heinrich Campes philosophischen Gesprächen«, die von seinem Bruder Karl im »Theologischen Nachlass« Lessings aufbewahrt wurden. Es geht dabei um eine Frage aus Campes »Gesprächen«, die Karl Lessing einleitend wiedergibt: »›Warum denn die göttliche Weisheit eine solche Verschiedenheit in Absicht der Grade der Ausbildung unter den Menschen beliebt, und warum sie dieselben nicht vielmehr alle zu einem gleich hohen Grade der Vollkommenheit bestimmt habe? Diese Frage, antwortet Agathokles [einer der Unterredner bei Campe], gehört offenbar nicht für uns.« (Lessing, Campes philosophische Gespräche, LM 16, S. 442).

Die Anmerkung Lessings dazu, auf die Bing Bezug nimmt, lautet: »Denn wie? Wenn ich aus der Unbeantwortlichkeit der Frage schloße, daß der Gegenstand der Frage ein Unding sey? Wie, wenn ich sagte, daß der Mensch

oder jede Seele, so lange sie als Mensch erscheint, vollkommen zu der nehmlichen Ausbildung seiner Fähigkeiten gelange? Ist es denn schon ausgemacht, daß meine Seele nur einmal Mensch ist? Ist es denn schlechterdings so ganz unsinnig, daß ich auf meinem Wege der Vervollkommnung wohl durch mehr als eine Hülle der Menschheit durchmüßte? Vielleicht war auf diese Wanderung der Seele durch verschiedene menschliche Körper, ein ganz neues eignes System zum Grunde? Vielleicht war dieses neue System kein andres, als das ganz älteste – « (ebd., S. 443).

- 304 Im Original ist der Band als »L. M. II« verkehrt angegeben. Vgl. Lessing, Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können, LM 16, S. 525: »Dieses mein System ist gewiß das älteste aller philosophischen Systeme. Denn es ist eigentlich nichts als das System von der Seelenpräexistenz und Metempsychose, welches nicht allein schon Pythagoras und Plato, sondern auch vor ihnen Aegypter und Chaldäer und Perser, kurz alle Weisen des Orients, gedacht haben. Und schon dieses muß ein gutes Vorurtheil dafür wirken. Die erste und älteste Meinung ist in spekulativen Dingen immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel. Es war nur dieses älteste, und wie ich glaube, einzig wahrscheinliche System durch zwei Dinge verstellt. Einmal – «. Das Fragment bricht an dieser Stelle ab.
- 305 Zitat aus der Stelle aus »Jerusalems philosophischen Aufsätzen«, die Bing S. 193 anführt.
- 306 Vgl. Lessing, Erziehung des Menschengeschlechts, LM 13, S. 435f.: »§. 93. [...] Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben. – ›In einem und eben demselben Leben durchlaufen haben?‹ [...] §. 94. Das wohl nun nicht! – Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen seyn? §. 95. Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel? §. 96. Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche blos zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können? §. 97. Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun, uns die Aussichten in ewige Belohnungen, so mächtig helfen? §. 98. Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf Einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet? §. 99. Darum nicht? – Oder, weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände, würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf itzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? §. 100. Oder, weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? – Verloren? – Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?«
- 307 Ders., Gegensätze des Herausgebers, LM 12, S. 437: »Denn Weh dem menschlichen Geschlechte, wenn in dieser *O e k o n o m i e d e s H e i l s* auch nur eine einzige Seele verloren geht. An dem Verluste dieser

e i n z i g e n müssen a l l e den bittersten Antheil nehmen, weil jede von allen diese einzige hätte seyn können. Und welche Seligkeit ist so überschwänglich, die ein solcher Antheil nicht vergällen könnte?«

308 Vgl. ders., Erziehung des Menschengeschlechts, LM 13, S. 434f.: »§. 92. [...] Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert?«

309 Zu diesem Schlusssatz von Lessings »Erziehung des Menschengeschlechts« vgl. die komplette Textstelle, die oben Anm. 306 wiedergegeben ist.

310 Vgl. zum Determinismus und Moralproblem oben S. 196.

311 geistigem] geistigen

312 Vgl. Lessing, Axiomata, LM 13, S. 127: »Auch das, was Gott lehret, ist nicht wahr, weil es Gott lehren w i l l : sondern Gott lehrt es, weil es wahr ist.«

313 Lessings Determinismusgedanken wird Bing in den nächsten beiden Kapiteln konkret anhand seiner Dramen »Emilia Galotti« und »Nathan der Weise« besprechen. Hier wählt sie zum Zweck der Verdeutlichung ein Porträt, das Lessing von Leibniz gibt. In »Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit« gibt Lessing – wie auch in »Leibnitz von den ewigen Strafen« und »Von Adam Neusern, einige authentische Nachrichten« – einen Text Leibniz' heraus, nämlich eine Widerlegungsschrift gegen den polnischen Unitarier Andreas Wissowatius (1608-1678), der einen Versuch gebracht hatte, die Trinitätslehre als widersprüchlich zu erweisen. In seiner Replik weist Leibniz ihm seinerseits logische Fehler nach.

An der von Bing genannten Stelle, die auf die herausgegebene Schrift folgt, bespricht Lessing das Problem von Leibniz' Glauben. Er verteidigt den Philosophen gegen den Einwurf, dass dessen Einlassungen mit orthodoxen und heterodoxen Themen, die er nicht von vornherein verwirft und zu denen er sich auch nicht unumwunden bekennt, nur Spielerei und Vorwand seien. Der Vorwurf geht dahin, dass Leibniz selbst weder das eine noch das andere geglaubt habe und sich nur deswegen auf die Behandlung solcher Themen eingelassen habe, weil er seine Gegner zum wohlwollenden Umgang mit seinen eigenen Schriften habe bewegen wollen; kurzum: Leibniz habe sich allseits anbieten wollen.

Lessings Verteidigung besteht zunächst in der Klärung von Leibniz' eigenem philosophischem Anspruch. Er knüpft dafür an die zu Anfang des Kapitels gegebene Erläuterung der Leibniz'schen Abhandlung an: »Leibnitz hatte nicht im geringsten die Absicht, die Lehre der Dreyeinigkeit mit neuen ihm eignen philosophischen Gründen zu unterstützen. Er wollte sie bloß gegen den Vorwurf des Widerspruchs, mit sich selbst, und mit unleugbaren Wahrheiten der Vernunft, retten« (ebd., S. 90). Demnach gehe es Leibniz nicht um die philosophische »Bestätigung« von Glaubenssätzen, sondern lediglich um eine philosophische »Prüfung«. Der Philosoph, der bei der Prüfung eines Glaubensinhalts den eigenen außer Acht lassen kann, erweise der Sache einen Dienst, wie Lessing fortfährt, und er brauche auch bei den Problemen der Exegese, die im Zweifelsfall wieder zur Glaubensangelegenheit werden, nicht stehenzubleiben; denn ihn leite ausschließlich die Erkenntnis.

Dieser erste Teil der Lessing'schen Verteidigung, der einem vermeintlich »bösen Willen« die unabhängige und strenge Erkenntnis der Philosophie entgegenhält, ist im Kontext von Bings Ausführungen unmittelbar relevant. Der gedankliche Zusammenhang geht jedoch noch weiter. Lessing reduziert die Orthodoxiefrage für Leibniz genauso wenig auf eine Verteidigung der Philosophie, wie Bing den Determinismusedanken Lessings nur für die metaphysische Beschaffenheit des Menschen in Anspruch nimmt. Im weiteren Verlauf der Argumentation liegt der Fokus auf einem psychologischen Zwang, dem gegenüber Bing die Notwendigkeit der persönlichen Stellungnahme herausstellt; eine solche zeigt Lessing auch für Leibniz auf.

Zu berücksichtigen ist somit auch der zweite Teil von Lessings Verteidigung, der erneut auf den Einleitungsgedanke zurückgreift: »Er [Leibniz] wollte bloß zeigen, daß ein solches Geheimniß gegen alle Anfälle der Sophisterei bestehen könne, so lange man sich damit in den Schranken eines Geheimnisses halte. Einer übernatürlich geoffenbarten Wahrheit, die wir nicht v e r s t e h e n s o l l e n, gereicht diese Unverständlichkeit selbst zu dem undurchdringlichsten Schilde; und man braucht die dialektische Stärke und Behändigkeit eines L e i b n i z lange nicht zu haben, um mit diesem Schilde alle Pfeile der Gegner aufzufassen.« Lessing schließt in diesem Sinn seine Verteidigung mit einer Darstellung von Leibniz als Gläubigem ab, der sich nicht allein aus Vernunftgründen einer religiösen Wahrheit habe verbinden können, sondern für dessen Glauben die Überzeugung vom Unterschied zwischen menschlichen und göttlichen, erklärbaren und unerklärbaren Dingen bestimmend gewesen sei. Indem er Leibniz ebenso vollgültig als Philosophen wie als (orthodox) Gläubigen schildert, gibt Lessing ein Porträt des Menschen. Es besteht zwischen den beiden Seiten kein Gegensatz, sondern sie stehen in einem Verhältnis zueinander, das Leibniz' Persönlichkeit in ihrer Determiniertheit ebenso wie in ihrer Freiheit abbilden soll.

Bings Verweis gilt somit einer Stelle, die die Notwendigkeit des Denkgesetzes nicht metaphysisch herleitet, sondern sie im Bild eines einzelnen Menschen aufzeigt. Damit ist zum einen vorausgewiesen auf das Problem der Freiheit, das Bing anhand von Lessings Dramen klären wird; andererseits reiht sich die Darstellung, die Lessing von Leibniz' Glauben gibt, dem Orthodoxieproblem für ihn selbst ein (siehe oben Bing, Dissertation, S. 170 ff.). In diesem Zusammenhang verteidigte auch Bing Lessing gegenüber Einwürfen, die sein Verhältnis zur Orthodoxie vor allem durch Spielereien und Kalkül bestimmt sahen und mit seinen orthodoxen Stellungnahmen ähnlich wenig anzufangen wussten wie die von ihm zur Einsicht angehaltene Orthodoxie mit Leibniz' Haltung. Das Verhältnis von Philosophie und Religion konnte Bing für Lessing ebenfalls im Sinne einer »innere[n] Annäherung« an das »Geheimnis« des Mysteriums klären, die nicht den Anspruch eines »Verständlichmachen[s]« (ebd., S. 173) hatte. Das Porträt, das Lessing von Leibniz gibt, stellt für Bings Interpretation gleichwohl keine Schablone dar. Wenn Lessing sich rhetorisch zu Leibniz' Glauben äußert: »Wovon ihn seine Vernunft nicht überzeugt hatte, wovon er sogar nicht einmal verlangte, daß ihn seine Vernunft überzeugen sollte, hat ihn davon sonst nichts überzeugen können?« (Lessing, Wissowatius, LM 12, S. 98), erkennt Bing: »Wo Lessing selbst eine philosophische Deutung

des Dogmas unternimmt, da ist es keine Erklärung, sondern ein Erkennen seines Symbolwertes; kein Verständlichmachen, sondern ein Aufweisen der immer gleichen menschlichen Fragen unter verschiedenen Formen« (Bing, Dissertation, S. 172 f.).

Die Textstelle, der die obigen Zitate entnommen sind, sei mit kleineren Kürzungen hierhergesetzt:

»Nun also ein Wort mit denen, welche sich in eine so strenge Rechtgläubigkeit eines Philosophen, wie L e i b n i t z war, gar nicht finden können.

4. Man erkennt zu wohl, daß L e i b n i t z aus der Klasse der alltäglichen Philosophen nicht ist, in deren Kopfe es so hell und zugleich so finster seyn kann, so viel Sinn neben so viel Unsinn so nachbarlich und friedlich hausen kann, daß sie bald englische Scharfsinnigkeit zeigen, und bald kindischen Blödsinn verrathen. Man hat zu viel Beweise, daß das Licht seines Verstandes überall gleich verbreitet war: kurz, man läßt ihm von dieser Seite alle Gerechtigkeit wiederfahren. Nur von der andern desto weniger. Man giebt ihm, ich weiß nicht welchen Plan von Allgefallenheit; es soll ihm mehr um sein System [i. S. v. Lehrgebäude, nicht als logischer Zusammenhang], als um die Wahrheit zu thun gewesen seyn; er soll mit allgemein beglaubten Irrthümern nur darum so säuberlich verfahren haben, damit man hinwiederum desto säuberlicher mit seinen angenommenen Sätzen verfare: kurz, man macht ihn zu dem kriechendsten eigennützigsten Demagogen, der dem Pöbel in dem Reiche der Wahrheit blos geschmeichelt, um ihn zu tyrannisiren. Unmöglich, sagt man, konnte er es sich doch selbst verbergen, daß die Vernunft mehr auf der Seite des kleinen unterdrückten Haufens, als der herrschenden Kirchen stehe: aber er sprach diesen nach dem Mund, um selbst des Beyfalls der mehrern versichert zu seyn. Gut, fügen Freund und Feind hinzu, daß wir seine Karte kennen! Denn ist es nicht schon auch aus seinem Leben genugsam bekannt, daß er doch von dem allen selbst nichts glaubte, was er die Welt überreden wollte, daß sie glauben müsse?

5. Glauben! selbst nichts glaubte! – Es sey einen Augenblick. L e i b n i t z hat nichts geglaubt: aber war es ihm darum weniger vergönnt, die verschiedenen Meynungen von Christo, als so viel verschiedne Hypothesen zu betrachten, nach welchen die von ihm redenden Stellen der Schrift auf eine übereinstimmende zu erklären? Konnte er darum kein gründliches Urtheil fällen, welche von ihnen der andern vorzuziehen sey, weil er im Grunde von keiner überzeugt war? Was braucht es dazu mehr, als zu überschlagen, bey welcher den wenigsten Schriftstellen Gewalt geschieht? Und gesetzt, er hätte sich allzu leicht hierinn irren können, weil man selten in das Einzelne und Genaue einer Streitigkeit sich einläßt, an der man keinen wahren Antheil nimmt: beruht denn hier alles nur auf exegetischen Gründen? Gesetzt, der Philosoph müsse es ganz und gar unentschieden lassen, welcher von beiden Theilen dem andern in diesen überlegen sey: hat die Sache keine andere Seite, von welcher er dennoch, und vielleicht nur e r a l l e i n, sie richtig beurtheilen kann? Und was könnte uns bewegen, in das Urtheil eines L e i b n i t z von dieser Seite, ein Mißtrauen zu setzen? Ja, sollte man sein Urtheil nicht eben darum für so viel unpartheyischer halten, weil er innerlich nach keiner Seite hing, und weder das eine noch das andere glaubte?

6. Wenn ein Orthodox, sollte es auch ein S h e r l o c k seyn, sagt und schreibt, daß der Socinianismus, Trotz aller seiner Ansprüche auf gesunde Vernunft, eine

der allertümmsten und sinnlosesten Ketzereyen sei, [...] die jemals die Kirche zerrüttet: so verdenke ich es eben keinem, der auf diese Beschuldigung nicht achtet. Sie wird eben so zuversichtlich zurückgeschoben: und was ist natürlicher, als daß jeder seine eigne Meynung für die vernünftigere hält? Aber wenn der uneingenommene kalte Philosoph ungefehr das nehmliche sagt: so hat es ohne Zweifel etwas mehr zu bedeuten; und alle öffentliche oder heimliche Freunde einer von ihm so gemißbilligten heterodoxen Meynung müßten sich, meyne ich, auf etwas mehr gegen ihn gefaßt halten, als auf Recrimination. [...] so sagt L e i b n i t z, daß er hierauf nichts antworten könne, weil er jenen vorigen Brief nicht zu Gesicht bekommen habe. Das ist, er wollte sich nicht dem Tadel aussetzen, von etwas zu urtheilen, das er nicht gesehen habe. Im Grunde aber war er sehr überzeugt, daß Wissowatius schlechterdings das nicht könne geleistet haben, dessen er sich rühmte [nämlich die Widerlegung des Trinitätsgedankens]. Denn ich könnte der Stellen zwanzig aus ihm anführen, wo er mit völliger Überzeugung behauptet, daß der Socinianismus, nach allen Wendungen und Drehungen, dennoch nichts als wahre Abgötterey sey und bleibe.

7. Man denke nicht, daß er auch dieses nur behauptet habe, um den Orthodoxen zu heucheln. Nein: sondern seine ganze ihm eigene Philosophie war es, die sich gegen den abergläubischen Unsinn empörte, daß ein blosses Geschöpf so vollkommen seyn könne, daß es neben dem Schöpfer auch nur genannt zu werden verdiene; daß es, ich will nicht sagen, die Anbetung mit ihm theilen möge, sondern auch nur, selbst von unendlich unvollkommeneren Geschöpfen dürfe und könne gedacht werden, als ob es minder unendlich weit von der Gottheit abstehe, dann sie selber. Die Wahrheit, daß Gott, und nur Gott, und nur er selbst, die Welt erschaffen habe; daß er sie durch kein Geschöpf habe schaffen lassen; daß ein Geschöpf nichts schaffen könne; daß das allervollkommenste Geschöpf ein Theil der Welt seyn müsse, und im Verhältniß gegen Gott kein beträchtlicher Theil der Welt seyn könne, als die elendeste Made: diese Wahrheiten, oder vielmehr diese einzige Wahrheit (indem sich keine ohne die andere denken läßt) ist die Seele seiner Philosophie: und man kann sich noch wundern, daß er einen Religionsbegriff verworfen, der schnurstracks mit dieser Wahrheit streitet, welche allein der Grund aller natürlichen Religion ist, und nothwendig der unbezweifelte Grund auch jeder geoffenbarten Religion seyn müßte, die das Zeichen der Erdichtung nicht an der Stirne führen will? Und man kann noch zweifeln, ob er den verworfnen Religionsbegriff aus ganzen Herzen verworfen? Ob er ihm aus ganzen Herzen die gemeine Lehre vorgezogen, die jeder Vernunftwahrheit ohne Nachtheil zur Seite stehen kann, weil sie keiner widersprechen will, und mit Grunde von sich rühmen darf, daß sie so lange noch nicht richtig verstanden ist, als sie einer einzigen zu widersprechen scheint?

[...] 10. Und nun, auf das Obige zurück zu kommen; auf den Glauben. Mag denn also auch Leibnitz, sagt man, den Socinianen so aufrichtig entgegen gewesen seyn, als er will: genug, daß er von der orthodoxen Meynung im Grunde sicherlich gleich weit entfernt war. Er g l a u b t e das eine, eben so wenig als das andere: kurz, er g l a u b t e, von der ganzen Sache nichts. – Er g l a u b t e! Wenn ich doch nur wüßte, was man mit diesem Worte sagen wollte. In dem Munde so mancher neuern Theologen, muß ich bekennen, ist es mir wenigstens ein wahres Räthsel. Diese Männer haben seit zwanzig, dreyßig Jahren in der

Erkenntniß der Religion so grosse Schritte gethan, daß, wenn ich einen ältern Dogmatiker gegen sie aufschlage, ich mich in einem ganz fremden Lande zu seyn vermeyne. Sie haben so viel dringende Gründe des Glaubens, so viel unumstößliche Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion an der Hand, daß ich mich nicht genug wundern kann, wie man jemals so kurzzeitig seyn können, den Glauben an diese Wahrheit für eine übernatürliche Gnadewirkung zu halten. Alles, was ich in jenen ältern Dogmatikern bloß als wahrscheinliche Vermuthungen, als praepiudicia, als praescriptiones, angeführt finde, welche einen Nichtchristen bewegen können, die christliche Religion nicht so schlechtweg zu verwerfen, sondern sich einer ernstlichen Prüfung derselben zu unterziehen; alles, womit man ehemals die Einwürfe der Ungläubigen und Abgötter ablaufen lassen; kurz, alles, wovon aufrichtig allda bekannt wird, daß es, weder einzeln noch zusammengenommen, eine beruhigende Ueberzeugung wirken könne: alles dieses haben so viele unserer neueren Gottesgelehrten, zusammen so in einander gekettet, und einzeln so ausgefeilt und zugespitzt, daß nur die muthwilligste Blindheit, nur die vorsetzlichste Hartnäckigkeit sich nicht überführt bekennen kann. Was der Heilige Geist nun noch dabei thun will, oder kann, das steht freylich bei ihm: aber wahrlich, wenn er auch nichts dabei thun will, so ist es eben das. Sie haben bewiesen, und so scharf bewiesen, daß kein billiges Gemüth an der Gründlichkeit ihrer Beweise etwas wird auszusetzen finden.

11. Sie also freylich, die in diesen letzten Tagen ganz anders gelernt haben, die Vernunft zum Glauben zu zwingen, werden schon Leibnitz mit der Zeit, in welcher er lebte, entschuldigen müssen, wenn ich von ihm versichere, daß er freylich nicht, weder die Dreyeinigkeit, noch sonst eine geoffenbarte Lehre der Religion geglaubt hat; wenn glauben so viel heißt, als an natürlichen Gründen für wahr halten. Es erhob sich, nur eben erst bey seinen Lebzeiten, unter einigen Reformirten der Streit über die vorläufige Frage, ob es möglich sey, und wenn es möglich, ob es dienlich sey, die christliche Religion auf bloß natürliche Beweise zu gründen, der Vernunft allein die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit anheimzustellen. Aber es sey nun, daß Leibnitz von diesem Streite entweder nichts in Erfahrung brachte, oder ihn für die bisher gewöhnliche Meynung entschieden zu seyn glaubte: genug, er fuhr fort, hierüber zu denken, wie er es in seiner Jugend war gelehret worden. Nämlich, daß es zweyerley Gründe für die Wahrheit unserer Religion gebe: menschliche und göttliche, wie es die Compendia ausdrücken; das ist, wie er es hernach gegen einen Franzosen ausdrückte, der unsere theologischen Compendia ohne Zweifel nicht viel gelesen hatte, erklärbare und unerklärbare; deren erstere, die erklärbaren oder menschlichen, auf alle Weise unter der Ueberzeugung bleiben, welche Ueberzeugung, oder derselben Complement, einzig und allein durch die andern, die unerklärbaren und göttlichen, könne und müsse bewirkt werden. Diese seine altväterische Meynung, wie gesagt, müssen sie ihm verzeihen. Denn wie konnte er voraussehen, daß sie nun bald am längsten wahr gewesen seyn werde, und Männer aufstehen würden, die, ohne sich viel bey jener vorläufigen Streitfrage aufzuhalten, sogleich Hand an das Werk legen, und alle erklärbare, aber bisher unzulängliche Gründe, zu einer Bündigkeit und Stärke erheben würden, wovon er gar keinen Be-

griff hatte? Er mußte leider, aus Vorurtheilen seiner Jugend sogar dafür halten, daß die christliche Religion, blos vermöge eines, oder mehrerer, oder auch aller erklärbaren Gründe, glauben, sie eigentlich nicht glauben heisse; und daß das einzige Buch, welches, im eigentlichen Verstande, für die Wahrheit der Bibel, jemals geschrieben worden, und geschrieben werden könne, kein anderes als die Bibel selbst sey.

12. Aber was er denn nun sonach, aus menschlichen oder erklärbaren Gründen, nicht glaubte, hat er das darum ganz und gar nicht geglaubt? Wovon ihn seine Vernunft nicht überzeugt hatte, wovon er sogar nicht einmal verlangte, daß ihn seine Vernunft überzeugen sollte, hat ihn davon sonst nichts überzeugen können? Die von unsern Gottesgelehrten, die hierauf mit *Alldings* antworten, die sich nicht schämen, von unerklärbaren Wahrheiten auf eine unerklärbare Art überführt zu seyn, diese frage ich weiter: und woher weiß man es also, daß *Leibnitz* die orthodoxen Lehrsätze, die er so wohl zu vertheidigen wußte, selbst nicht geglaubt hat? Etwa daher, weil man vorgiebt, daß er sich nach dem Aeusserlichen der Religion nicht sehr bequemt habe? [...]

[13.] Aber wenn er es nun gethan hätte; wenn er alles mitgemacht hätte, was diese Pastores nur von ihm verlangen konnten: was denn? Würde man ihn nun ganz gewiß für einen guten Christen gelten lassen? Ich zweifle sehr« (Lessing, *Wissowatius*, LM 12, S. 92 ff.).

- 314 In L steht an dieser Stelle ein Semikolon, dessen Punktzeichen handschriftlich ergänzt wurde. Die Lesart wird zugunsten von H² – B ist unleserlich – nicht übernommen.
- 315 Bing bezieht sich im Vorherigen mehrfach auf einen Passus aus Lessings Abhandlung »Leibniz von den ewigen Strafen«. Er wird hier komplett abgedruckt, um den Gedankengang Lessings gegenüber Bings Interpretation nachvollziehbar zu machen. Die Stellen im Text, auf die sich Bing direkt bezieht, sind hervorgehoben. Lessing, *Leibnitz von den ewigen Strafen*, LM 11, S. 482 f.: »Und ob die gänzliche Scheidung, welche die gemeine Denkkungsart zwischen Himmel und Hölle macht; die nirgends grenzenden Grenzen, die auf einmal abgeschnittenen Schranken derselben, die, ich weiß nicht, durch was für eine Kluft von Nichts, getrennet sein sollen, dißseits welcher schlechterdings nur lauter solche, und jenseits welcher schlechterdings nur lauter andere Empfindungen Statt haben würden: ob alle dergleichen Dinge nicht weit unphilosophischer sind, als der allergrößte Begriff von der ewigen Dauer der Strafen nur immer seyn kann? Bey diesem liegt doch noch wenigstens eine grosse unstreitige Wahrheit zum Grunde: und er wird nur darum so unsinnig grob, weil man jene Ungereimtheiten mit hineinnimmt, die sowohl mit dem Wesen der Seele, als mit der Gerechtigkeit Gottes streiten. XV. Daß sie mit dem Wesen der Seele streiten, ist daher klar, weil die Seele keiner lauteren Empfindung fähig ist; das ist, keiner solchen Empfindung fähig ist, die bis in ihr kleinstes Moment nichts als angenehm, oder nichts als unangenehm wäre: geschweige, daß sie eines Zustandes fähig seyn sollte, in welchem sie nichts als dergleichen lautere Empfindungen, entweder von der einen oder von der andern Art, hätte [!]. Daß sie aber auch mit der Gerechtigkeit Gottes streiten, dieses, fürchte ich, dürfte vielleicht weniger erwogen seyn worden, als es verdienet. Was heißt

indeß offenbarer damit streiten, als annehmen oder zu verstehen geben, daß selbst die Gerechtigkeit Gottes einer Unvollkommenheit bey ihren Strafen nicht ausweichen könne, welche der menschlichen Gerechtigkeit in gewissen Fällen unvermeidlich ist? Diese Unvollkommenheit besteht darin, daß die menschliche Gerechtigkeit, wenn Strafen und Belohnungen colludiren [»zusammenspielen«], nicht anders als durch die geringere Bestrafung belohnen, und durch die geringere Belohnung bestrafen kann: mit einem Worte, daß sie in dergleichen Fällen, wie der Ausdruck ist, in Bausch und Bogen bestrafen und belohnen muß [!]. Aber dieses müßte auch Gott? Nimmermehr. Sondern, wenn es wahr ist, daß der beste Mensch noch viel Böses hat, und der schlimmste nicht ohne alles Gute ist [!]: so müssen die Folgen des Bösen jenem auch in den Himmel nachziehen, und die Folgen des Guten diesen auch bis in die Hölle begleiten; ein jeder muß seine Hölle noch im Himmel, und seinen Himmel noch in der Hölle finden [!]. Die Folgen des Bösen müssen von den mehrern Folgen des Guten, und die Folgen des Guten von den mehrern Folgen des Bösen nicht blos abgezogen werden: sondern jede derselben müssen sich, in ihrer ganzen positiven Natur, für sich selbst äussern. Nichts anders meint die Schrift selbst, wenn sie von den Stufen der Hölle und des Himmels redet. Aber der denkendere Theil ihrer Leser, stellt er sich diese Stufen auch so vor? Oder giebt er nicht vielmehr einer jeden dieser Stufen, sie sey so niedrig als sie wolle, gleichsam ihre eigene intensive Unendlichkeit? Die niedrigste Stufe des Himmels, ist ihm freylich nur die niedrigste: aber dem ohngeachtet, nichts als Himmel, nichts als Freude und Wonne, nichts als Seligkeit.«

- 316 »Das höchste Recht ist das höchste Unrecht.«
 317 Alte] alte
 318 Lessing spricht in der »Erziehung des Menschengeschlechts«, §§ 26 und 27, LM 13, S. 421 von »Elementarbüchern«.
 319 Lessing, Erziehung des Menschengeschlechts, LM 13, S. 418: »§. 15. Zu dem wahren Begriffe des Einigen – wenn sich ihm auch schon die Besserern des Volks mehr oder weniger näherten – konnte sich doch das Volk lange nicht erheben: und dieses war die einzige wahre Ursache, warum es so oft seinen Einigen Gott verließ, und den Einigen, d.i. Mächtigsten, in irgend einem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte. §. 16. Ein Volk aber, das so roh, so ungeschickt zu abgezogenen [d.h. abstrakten] Gedanken war, noch so völlig in seiner Kindheit war, was war es für einer m o r a l i s c h e n Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entspricht. Die Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen.«
 320 Neue] neue
 321 tun] tun,
 322 Vgl. oben Anm. 295.
 323 Eine Quelle konnte nicht aufgefunden werden. Vgl. aber Bings Deutung von Lessings »rätselhafte[m] Ausspruch« im Jacobi-Gespräch oben S. 185.
 324 Lessing, Christenthum der Vernunft, LM 14, S. 178: »§. 25. Wesen, welche Vollkommenheiten haben, sich ihrer Vollkommenheiten bewußt sind, und das Vermögen besitzen, ihnen gemäß zu handeln, heißen m o r a l i s c h e W e s e n, das ist solche, welche einem Gesetze folgen können.«

- 325 Ebd.: »§. 26. Dieses Gesetz ist aus ihrer [der moralischen Wesen] eigenen Natur genommen, und kann kein anders seyn, als: *h a n d l e d e i n e n i n d i v i d u a l i s c h e n V o l l k o m m e n h e i t e n g e m ä ß*.«
- 326 Vgl. Lessing, Ernst und Falk, LM 13, S. 351: »Falk. Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können. Ernst. Wenn jedes einzelne sich selbst zu regieren weiß: warum nicht?«
- 327 Siehe oben, S. 175 und 196.
- 328 Im Original lautet die Quellenangabe: »4. Wolfenbüttel Beitrag L. M. 12.442.«, wobei in L, durch handschriftliche Ergänzung, vom »Wolfenbütteler Beitrag« die Rede ist. Bing bezieht sich konkret auf die darin enthaltenen »Gegensätze des Herausgebers«, vgl. auch oben Anm. 185. Lessing, Gegensätze des Herausgebers, LM 12, S. 442: »Das ist der Vortheil, den ein Mann hat, der seinen Grundsätzen treu bleibt, und lieber *n i c h t s o a u s g e m a c h t e n* Grundsätzen folgen, als ihnen nicht *c o n s e q u e n t* reden und handeln will.«
- 329 Vgl. den Brief Goethes vom Juli (vermutlich dem 10.) 1772 an Herder. Goethe berichtet darin vom schwierigen Fortschritt an seinem Drama »Götz von Berlichingen« und vergleicht die Problematik der Urfassung mit dem Lessing'schen Stück: »Es ist alles nur gedacht. Das ärgert mich genug. »Emilia Galotti« ist auch nur gedacht, und nicht einmal Zufall oder Caprice spinnen irgend drein. Mit halbweg Menschenverstand kann man das Warum von jeder Scene, von jedem Wort, möcht' ich sagen, auffinden. Drum bin ich dem Stück nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist, und meinem eben so wenig« (Goethe, Brief an Herder vom Juli 1772, WA IV, 2, S. 19).
- Der Brief ist ferner ein Zeugnis für Goethes begeisterte Pindar-Rezeption. Von diesem griechischen Chorlyriker (518-438 v. d. Z.), der bekannt war für die »raue Fügung« (*harmonía austerá*) und die »Buntheit« (*poikilia*), d.h. künstlerische Variation seiner Zeilen, gibt der römische Dichter Horaz (65-27 v. d. Z.) eine einschlägige Charakteristik: »Wie ein Bergstrom stürzt, den der Regen schwellte / Hoch zum Bord hinaus des gewohnten Bettes, / Also braust und stürzt wie aus tiefem Borne / Schrankenlos Pindar« (Übersetzung Hans Färber, *carm. IV, 2, 5-8*: »*Monte decurrens velut amnis, imbres / Quem super notas aluere ripas, / Fervet immensusque ruit profundo / Pindarus ore*«).
- Dieses Bild des dichterischen Ingeniums kontrastiert mit dem Selbstzeugnis Lessings, das Bing im Weiteren anführen wird: einer Quelle, die erst durch »Druckwerk und Röhren« gepresst werden müsse. Auch Goethes eigene Haltung, die im Anschluss an sein »abfälliges Urteil« zum Ausdruck kommt, steht im Kontrast zum Dichter Lessing: »Wenn mir im Grunde der Seele nicht noch so vieles ahndete, manchmal nur aufschwebte, daß ich hoffen könnte, »wenn Schönheit und Größe sich mehr in dein Gefühl webt, wirst du Gutes und Schönes thun, reden und schreiben ohne daß du's weisst, warum« (Goethe, Brief an Herder vom Juli 1772, WA IV, 2, S. 19). Lessing erkennt demgegenüber seine eigenen Grenzen an und beruft sich, wie Bing zeigen wird, auf die Kritik als die Quelle seiner Schaffenskraft. Sie sei zwar eine »Krücke«, doch mit ihr komme er voran.
- Zur goethischen ebenso wie zur hintergründigen Lessing'schen Stellungnahme passen die Worte Pindars: »Weise, *wer* vieles *weiß aus dem, wie er ist*. Die *Gelernten* aber mögen ungehemmt / in ihrer Allgeschwätzigkeit wie Krähen

Unvollendetes krächzen / gegen den göttlichen Vogel des Zeus« (Pindar, O. II, 86-88, Übersetzung Dieter Bremer, kursiv hier diejenigen Stellen, die Goethe in seinem Brief in freier Fügung und in der Originalsprache anführt). Der göttliche Vogel des Zeus, der Adler, steht sinnbildlich für den Dichter, und so unterschiedliche ›Dichternaturen‹ Goethe und Lessing waren, ihre Werke zeugen vom Bestreben zweier sich selbst gestaltender Persönlichkeiten.

Mit den beiden Schlusskapiteln ihrer Arbeit, worin Lessings dichterische Produktion untersucht und deren Zusammenhang mit den ästhetischen und religionsphilosophischen Schriften aufgezeigt wird, folgt Bing einem Fingerzeig Ernst Cassirers. Lessings Bedeutung für die deutsche Geistesgeschichte erkannte Cassirer in »eine[r] neue[n] große[n] S y n t h e s e« (Cassirer, Freiheit und Form, S. 149) des Formproblems mit dem Freiheitsproblem, die Lessing, durch sein Schaffen auf vielfältigen Gebieten, auf den Weg brachte: »Das Tun, das ›Poetische‹ [von gr. ποιῆν, ›machen, herstellen‹, daraus gr. poiesis, ›Dichtung‹] im engeren und weiteren Sinne ist damit der Beherrschung durch das Denken unterstellt; aber hierdurch nimmt zugleich das Denken selbst die Farbe des Tuns an. Es ist keine bloße Zergliederung gegebener Begriffe, kein Spiel mit leeren Abstraktionen, sondern die gestaltende synthetische Grundkraft des Bewußtseins selbst. In dieser Anschauung spricht sich das innere Bildungsgesetz des Lessingschen Geistes aus, wie das Grundgesetz des Lessingschen Stils in ihr gegründet ist« (ebd., S. 151f.). Es sei, »als ob es nicht sowohl das Leben des Denkers, als vielmehr das Leben der Gedanken selbst wäre, das sich in dieser Bewegung darstellt. Die Notwendigkeit der Sache selbst scheint uns vorwärts zu treiben; die gesetzliche Struktur des Gegenstandes, nicht das willkürliche Spiel der Vorstellung breitet sich vor uns aus.« Diese gedanklich-stilistische Eigenart Lessings bringt Cassirer auf die prägnante Formel: »Lessing verfährt als Analytiker dramatisch, wie er als Dramatiker analytisch verfährt. Die allgemeine Form seiner Dialektik aber bleibt dieselbe, gleichviel ob es sich um die Dialektik der Begriffe oder um die Dialektik der Leidenschaften handelt. Und in ihr sind, wie die Grundmomente seines Stils, so auch alle die Momente enthalten, aus denen sich seine ästhetische Theorie, seine Ansicht vom Wesen der künstlerischen Gestaltung entwickelt« (ebd., S. 154). Diesem Problemzusammenhang sucht Bing mit ihrer Arbeit gerecht zu werden, und sie bleibt dabei einer spezifischen Grenze der analytischen Betrachtung eingedenk: »Was diesem Stil und diesem Denken seine Kraft verleiht, das ruht auf einem tieferen Grunde, als ihn die geschichtliche Betrachtung besonderer Probleme entdecken und bloßlegen kann« (ebd., S. 146). Dieser letzte Grund ist für Bing die Persönlichkeit Lessings.

330 Vgl. Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 101-104. Stück, LM 10, S. 209: »Ich bin weder Schauspieler, noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freygebig folgern.«

331 Vgl. ebd., S. 210: »Ich bin daher immer beschämt oder verdrüsslich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Critik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke

unmöglich erbauen kann. Doch freylich; wie die Krücke den Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: so auch die Critik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Critik machen würde: so kostet es mich so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frey, von unwillkührlichen Zerstreungen so ununterbrochen seyn, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bey jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können; daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter seyn kann, als ich.«

- 332 Vgl. ebd., S. 209: »Was in den neueren eträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Critik zu verdanken habe.«

Bing bezieht sich an dieser Stelle des Textes mehrfach auf das letzte, nämlich das 101-104. Stück der »Hamburgischen Dramaturgie«. Es bietet einen zusammenhängenden Text, der die numerische Zuordnung einzelner Teilstücke nicht zulässt. Lessing, der seine Arbeit eigentlich mit dem 100. Stück ruhen lassen wollte, schützt die Titelgebung vor, um die sich auferlegte Verbindlichkeit, pro Woche im Jahr zwei Stücke seiner »Hamburgischen Dramaturgie« zu liefern, nicht Lügen strafen zu müssen (vgl. ebd., S. 208). Bings Quellenhinweis, der auf das »103.-104. Stück« ausgeht, ist insofern schwierig zuzuordnen. In Anlehnung an die Schauspielpraxis unterteilt Lessing den Beitrag lediglich in eine »Hauptvorstellung« und ein »Nachspiel« (ebd., S. 208). Bings Bezugnahmen gelten dem ersten Teil, der vom Urheber, den Hintergründen und der Zielsetzung der »Hamburgischen Dramaturgie« handelt.

- 333 Vgl. ebd., S. 209: »Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraus pressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig seyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken.«

- 334 Vgl. ebd., S. 214f.: »Denn diese Bühne [die französische] soll ganz nach den Regeln des Aristoteles gebildet seyn; und besonders hat man uns Deutsche bereden wollen [v.a. Johann Christoph Gottsched, 1700-1766, mit seinem »Versuch einer critischen Dichtkunst vor die Deutschen«, 1730, vierte, vermehrte Auflage 1751], daß sie nur durch diese Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher sie die Bühnen aller neuern Völker so weit unter sich erblicke. Wir haben das auch lange so fest geglaubt, daß bey unsern Dichtern, den Franzosen nachahmen, eben so viel gewesen ist, als nach den Regeln der Alten arbeiten.

Indeß konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unser Gefühl bestehen. Dieses ward, glücklicher Weise, durch einige Englische Stücke aus seinem Schlummer erwecket, und wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sey, als ihr Corneille und Racine [die beiden führenden französischen Tragödiendichter Pierre Corneille, 1606-1684, und Jean-Baptiste Racine, 1639-1699] zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von diesem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines

andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die Französischen so bekannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses: daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse; ja daß diese Regeln wohl gar Schuld seyn könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mögen! – Aber mit diesen Regeln fing man an, alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterey zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun, und was es nicht thun müsse [vgl. dazu oben Anm. 84]. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen; und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst auf neue für sich erfinden solle.

Ich wäre eitel genug, mir einiges Verdienst um unser Theater beyzumessen, wenn ich glauben dürfte, das einzige Mittel getroffen zu haben, diese Gährung des Geschmacks zu hemmen. Darauf los gearbeitet zu haben, darf ich mir wenigstens schmeicheln, indem ich mir nichts angelegener seyn lassen, als den Wahn von der Regelmäßigkeit der französischen Bühne zu bestreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, als die Franzosen. Einige beyläufige Bemerkungen, die sie über die schicklichste äußere Einrichtung des Drama bey dem Aristoteles fanden [Lessing meint vor allem die sogenannten drei aristotelischen Einheiten, vgl. dazu oben Anm. 84], haben sie für das Wesentliche angenommen, und das Wesentliche, durch allerley Einschränkungen und Deutungen, dafür so entkräftet, daß nothwendig nichts anders als Werke daraus entstehen konnten, die weit unter der höchsten Wirkung blieben, auf welche der Philosoph [Aristoteles] seine Regeln calculirt hatte.«

- 335 Vgl. Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 101-104. Stück, LM 10, S. 214: »Was mich also versichert, [...] daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abtrahiret hat. [...] Indeß steh ich nicht an, zu bekennen, (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!) daß ich sie [Aristoteles' »Poetik«] für ein eben so unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind. Ihre Grundsätze sind eben so wahr und gewiß, nur freylich nicht so faßlich, und daher mehr der Chicane ausgesetzt, als alles, was diese enthalten. Besonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit so ziemlich alles daraus gönnen wollen, unwidersprechlich zu beweisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.«

- 336 Vgl. ebd., S. 216: »Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? – Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man diese Aeußerung für Prahlerey nehmen könne. Man merke also wohl, was ich hinzu setze: Ich werde es zuverlässig besser machen, – und doch lange kein Corneille seyn, – und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. [...] Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, – der so fest an den Aristoteles glaubet, wie ich.«

Mit dieser Behauptung verfolgt Lessing gewissermaßen ein Ablenkungsmanöver gegen seine Gegner: »Eine Tonne, für unsere kritische Wallfische! Ich

- freue mich im voraus, wie trefflich sie damit spielen werden. Sie ist einzig und allein für sie ausgeworfen; besonders für den kleinen Wallfisch [Christian Adolph Klotz, 1738-1771, deutscher Philologe und Kritiker Lessings] in dem Salzwasser zu Halle [Lessing spielt auf die Halle'schen Salinen an]!«
- 337 Vgl. oben S. 154 und 157.
- 338 Vgl. Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 36. Stück, LM 9, S. 336: »Das wahre Meisterstück, dünkt mich, erfüllet uns so ganz mit sich selbst, daß wir des Urhebers darüber vergessen; daß wir es nicht als Produkt eines einzeln Wesens, sondern der allgemeinen Natur betrachten.«
- 339 Doppelung von »allerdings« vor dem Artikel wurde hier getilgt.
- 340 Vgl. oben S. 150 und 155 ff.
- 341 Vgl. oben S. 163 zu Voltaires »Mérope«.
- 342 Lessing, Emilia Galotti, 1. Akt, 6. Szene, LM 2, S. 385.
- 343 Dies geschieht in der vorletzten Szene des 4. Aktes; in der letzten begleitet Odoardo Orsina an den Wagen.
- 344 in Anbetracht] inanbetracht
- 345 Friedrich Nicolai (1733-1811), deutscher Schriftsteller und Verleger.
- 346 Vgl. dazu den Brief Lessings an Nicolai vom 21. Januar 1758 in Lessings »Sämtlichen Schriften«, hrsg. v. Friedrich Nicolai, Bd. 27, S. 179-182, dazu die Anmerkungen Nicolais, ebd., S. 183: »Nach demselben [gemeint ist der erste Plan für das Stück, den Nicolai 1775, bei einem Besuch Lessings in Berlin, zu Gesicht bekam] war die Rolle der Orsina nicht vorhanden, wenigstens nicht auf die jetzige Art.« Die Stelle ist abgedruckt auch in LM 17, S. 133, Anm. 2.
- 347 der] mit der
- 348 Siehe oben S. 155.
- 349 Dieser] Diese
- 350 Der Briefwechsel Lessings mit Nicolai und Mendelssohn nimmt seinen Ausgang von Nicolais These, dass die Erregung von Leidenschaften der Zweck der Tragödie sei. Nicolai hatte den Sachverhalt zuvor in einer eigenständigen »Abhandlung vom Trauerspiele« (1757) erörtert, deren Absicht und Ergebnisse er Lessing im Brief vom 31. August 1756 auseinandersetzt: »Hauptsächlich habe ich den Satz zu widerlegen gesucht, den man dem Aristoteles so oft nachgesprochen hat, es sey der Zweck des Trauerspiels die Leidenschaften zu reinigen oder die Sitten zu bilden. Er ist, wo nicht falsch, doch wenigstens nicht allgemein, und Schuld daran, daß viele deutsche Trauerspiele so schlecht sind« (Lessing, Briefwechsel, S. 47). Nicolais Position ist: »Ich setze den Zweck des Trauerspiels in die Erregung der Leidenschaften, und sage: das beste Trauerspiel ist das, welches die Leidenschaften am heftigsten erregt, nicht das, welches geschickt ist, die Leidenschaften zu reinigen« (ebd.). Lessings Antwort folgt im November desselben Jahres und kann zunächst auf dem Gedanken Nicolais aufbauen: »Aber das erkenne ich für wahr, daß kein Grundsatz, wenn man sich ihn recht geläufig gemacht hat, bessere Trauerspiele kann hervorbringen als der: **D i e T r a g ö d i e s o l l L e i d e n s c h a f t e n e r r e g e n**« (ebd., S. 52). »[E]in wenig zu sinnreich« (ebd.) allerdings erscheint Lessing das Urteil Nicolais, dass die Reinigung erregter Leidenschaften geradezu ein Rezept für schlechte Trauerspiele sei. Er trennt stattdessen zwi-

schen einem »Endzweck«, der in der Reinigung der Leidenschaften besteht, und den »Mittel[n]« (ebd.), die deren Erregung sicherstellen.

Die Klärung des Problems wird sodann in der Bestimmung dieser Leidenschaften gesucht, dem die Briefe zwischen Lessing und Mendelssohn gewidmet sind. Lessings grundsätzliche Position in der Sache verlautet bereits im Antwortschreiben an Nicolai: »ich finde keine einzige Leidenschaft, die das Trauerspiel in dem Zuschauer rege macht, als das Mitleiden« (ebd., S. 53).

351 der] die

352 Lessing hat das sogenannte bürgerliche Trauerspiel in Deutschland auf den Weg gebracht.

353 Die Forderung eines solchen Fehlers (hamartía) geht auf Aristoteles zurück (vgl. ders., Poetik, 1453a 8-11), der die Beschaffenheit der Figuren in der Tragödie mit Anforderungen an die Handlung verknüpfte. Damit die Tragödie im Zuschauer Jammer (éleos) und Schaudern (phóbos), die für ihre Wirkung entscheidenden Affekte, hervorrufen könne, dürfe die tragische Figur weder ein durchweg aufrechter (epieikés) noch ein nichtswürdiger (mochthéros) Mensch sein; denn das Unglück eines Unbescholtenen sei abstoßend (mirón), das eines Niederträchtigen (ponerós) dagegen lediglich menschenfreundlich (philánthropos). Der Umschlag vom Glück ins Unglück, die sogenannte Peripetie, die die tragische Figur demnach nicht ihrer Vortrefflichkeit (areté) zum Trotz, aber auch nicht aufgrund ihrer Niederträchtigkeit (dià kakían) ereilen dürfe, müsse vielmehr durch einen Fehler herbeigeführt werden; die Figur aber, die ihn begeht, solle selbst zwischen (metaxú) charakterlichen Extremen stehen.

Worin dieser Fehler zu bestehen habe, ist seither Gegenstand der Diskussion. Er kann in moralischer Hinsicht gedeutet werden, aber es ist auch möglich, ihn auf eine unzureichende Erkenntnisleistung (diánoia bei Aristoteles) zurückzuführen.

354 Vgl. Lessings Brief an Mendelssohn vom 18. Dezember 1756, Briefwechsel, S. 87: »Unterdessen ist es doch auch wahr, daß an dem Helden eine gewisse ἀμαρτία [hamartía], ein gewisser Fehler seyn muß, durch welchen er sein Unglück über sich gebracht hat. Aber warum diese ἀμαρτία, wie sie Aristoteles nennt? Etwa, weil er ohne sie vollkommen seyn würde, und das Unglück eines vollkommenen Menschen Abscheu erweckt? [vgl. Aristoteles, Poetik, 1452b 34-37] Gewiß nicht. Ich glaube, die einzige richtige Ursache gefunden zu haben; sie ist diese: weil ohne den Fehler, der das Unglück über ihn zieht, sein Charakter und sein Unglück kein G a n z e s ausmachen würden, weil das eine nicht in dem andern gegründet wäre, und wir jedes von diesen zwey Stücken besonders denken würden.«

355 Vgl. ebd., S. 89: »Das Unglück des Helden in der Epopee [Epos] muß keine Folge aus dem Charakter desselben seyn, weil es sonst [...] Mitleiden erregen würde; sondern es muß ein Unglück des Verhängnisses und Zufalls seyn, an welchem seine guten oder bösen Eigenschaften keinen Theil haben.« Vgl. zum Unterschied zwischen den beiden Dichtungsarten ebd., S. 80: »Der Helden-dichter läßt seinen Helden unglücklich seyn, um seine Vollkommenheiten ins Licht zu setzen. Der Tragödienschreiber setzt seines Helden Vollkommenheiten ins Licht, um uns sein Unglück desto schmerzlicher zu machen.«

- 356 In H² und L – für B unkenntlich – ist hier der Umlaut auch für einen Großbuchstaben gesetzt.
- 357 Vgl. Lessing, *Emilia Galotti*, 2. Akt, 6. Szene, LM 2, S. 399: »Claudia. Wir sind Menschen, Emilia. Die Gabe zu beten ist nicht immer in unserer Gewalt. Dem Himmel ist beten wollen, auch beten. Emilia. Und sündigen wollen, auch sündigen.«
- 358 sind] sind,
- 359 hinzufügen:] hinzufügen,
- 360 Vgl. Lessing, *Hamburgische Dramaturgie*, 34. Stück, LM 9, S. 325: »Nichts muß sich in den Charakteren widersprechen; sie müssen immer einförmig, immer sich selbst ähnlich bleiben; sie dürfen sich itzt stärker, itzt schwächer äußern, nach dem die Umstände auf sie wirken; aber keine von diesen Umständen müssen mächtig genug seyn können, sie von schwarz auf weiß zu ändern.«
- 361 Vgl. oben Anm. 136.
- 362 Lessing, *Emilia Galotti*, 5. Akt, 7. Szene, LM 2, S. 448f.: »Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne, sind Sinne.«
- 363 Die Quellenangabe im Original, die vollständig »Stück I« lautet, steht nur in L und ist die einzige handschriftlich hinzugefügte. Vgl. Lessing, *Hamburgische Dramaturgie*, 1. Stück, LM 9, S. 187f.: »Ich will hier eine doppelte Anmerkung machen, welche, wohl behalten, einen angehenden tragischen Dichter vor großen Fehlritten bewahren kann. Die eine betrifft das Trauerspiel überhaupt. Wenn heldenmüthige Gesinnungen Bewunderung erregen sollen: so muß der Dichter nicht zu verschwenderisch damit umgehen; denn was man öfters, was man an mehreren sieht, höret man auf zu bewundern. Hierwider hatte sich Cronegk [Johann Friedrich von Cronegk, 1731-1758, deutscher Dramatiker] schon in seinem *Codrus* [Trauerspiel, 1758] sehr versündigt. Die Liebe des Vaterlandes, bis zum freywilligen Tode für dasselbe, hätte den *Codrus* allein auszeichnen sollen: er hätte als ein einzelnes Wesen einer ganz besondern Art da stehen müssen, um den Eindruck zu machen, welchen der Dichter mit ihm im Sinne hatte. Aber *Elesinde* und *Philaide*, und *Medon*, und wer nicht? sind alle gleich bereit, ihr Leben dem Vaterlande aufzuopfern; unsere Bewunderung wird getheilt, und *Codrus* verlieret sich unter der Menge. So auch hier. Was in *Olint* und *Sophronia* [ein »christliches Trauerspiel« *Cronegks*, 1757] *Christ* ist, das alles hält gemartert werden und sterben, für ein Glas Wasser trinken. Wir hören diese frommen Bravaden so oft, aus so verschiedenem Munde, daß sie alle Wirkung verlieren. Die zweyte Anmerkung betrifft das christliche Trauerspiel insbesondere. Die Helden desselben sind mehrentheils Märtyrer. Nun leben wir zu einer Zeit, in welcher die Stimme der gesunden Vernunft zu laut erschallet, als daß jeder Rasender, der sich muthwillig, ohne alle Noth, mit Verachtung aller seiner bürgerlichen Obliegenheiten, in den Tod stürzt, den Titel eines Märtyrers sich anmaßen dürfte. Wir wissen itzt zu wohl, die falschen Märtyrer von den wahren zu unterscheiden; wir verachten jene eben so sehr, als wir diese verehren, und höchstens können sie uns eine melancholische Thräne über die Blindheit und den Unsinn auspressen, deren wir die Menschheit überhaupt in ihnen fähig erblicken. Doch diese Thräne ist keine von den angenehmen, die das Trauerspiel erregen will. Wenn daher der Dichter einen Märtyrer zu seinem Helden wählet: daß

- er ihm ja die lautersten und triftigsten Bewegungsgründe gebe! daß er ihn ja in die unumgängliche Nothwendigkeit setze, den Schritt zu thun, durch den er sich der Gefahr bloß stellt! daß er ihn ja den Tod nicht freventlich sehen, nicht höhnisch ertragen lasse! Sonst wird uns sein frommer Held zum Abscheu, und die Religion selbst, die er ehren wollte, kann darunter leiden.«
- 364 Vorlage für Lessings »bürgerliche Virginia« (Lessing, Brief an Friedrich Nicolai vom 21. Januar 1758, LM 17, S. 133) war eine Legende des römischen Historikers Titus Livius (59 v. d. Z.-17). Lessing spielt in seinem Stück darauf an: »Emilia. [...] Ehedem wohl gab es einen Vater, der seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte – ihr zum zweyten das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solcher Väter giebt es keinen mehr!« (Lessing, Emilia Galotti, 5. Akt, 8. Szene, LM 2, S. 449).
- 365 Vgl. Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 75. Stück, LM 10, S. 102: »Er [Aristoteles] spricht von Mitleid und Furcht, nicht von Mitleid und Schrecken; und seine Furcht ist durchaus nicht die Furcht, welche uns das bevorstehende Uebel eines andern, für diesen andern, erweckt, sondern es ist die Furcht, welche aus unserer Aehnlichkeit mit der leidenden Person für uns selbst entspringt; es ist die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über diese verhängt sehen, uns selbst treffen können; es ist die Furcht, daß wir der bemitleidete Gegenstand selbst werden können. Mit einem Worte: diese Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleid.«
- 366 Der Umlaut bei einem Großbuchstaben wird in H², B und L gesetzt.
- 367 Gemeint ist »Emilia Galotti«.
- 368 birgt] birgt,
- 369 Der Hofmarschall von Kalb tritt als Figur einer Hofschranze in Schillers »Kabile und Liebe« (1784) auf, Mephistopheles, der Teufel aus der Faust-Sage, in Goethes »Faust«-Tragödien.
- 370 Lessing, Emilia Galotti, 5. Akt, 8. Szene, LM 2, S. 450: »Der Prinz. [...] Ist es, zum Unglücke so mancher, nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?«.
- 371 dieselbe] derselben
- 372 gingen] gingen,
- 373 Lessing, Emilia Galotti, 4. Akt, 3. Szene, LM 2, S. 427ff.: »Marinelli. Sie irren sich, gnädige Grafinn. Der Prinz erwartet Sie nicht. Der Prinz kann Sie hier nicht sprechen, – will Sie nicht sprechen. Orsina. Und wäre doch hier? und wäre doch auf meinen Brief hier? Marinelli. Nicht auf Ihren Brief – Orsina. Den er ja erhalten, sagen sie – Marinelli. Erhalten, aber nicht gelesen. Orsina. Nicht gelesen? – Nicht gelesen? – Nicht einmal gelesen? Marinelli. Aus Zerstreuung, weiß ich. – Nicht aus Verachtung. Orsina. Verachtung? – Wer denkt daran? – Wem brauchen Sie das zu sagen? – Sie sind ein unverschämter Tröster, Marinelli! – Verachtung! Verachtung! Mich verachtet man auch! mich! – Freylich liebt er mich nicht mehr. Das ist ausgemacht. Und an die Stelle der Liebe trat in seiner Seele etwas anders. Das ist natürlich. Aber warum denn eben Verachtung? Es braucht ja nur Gleichgültigkeit zu seyn. Nicht wahr, Marinelli? Marinelli. Allerdings, allerdings. Orsina. Allerdings? – O des weisen Mannes, den man sagen lassen kann, was man will! – Gleichgültigkeit! Gleich-

gültigkeit an die Stelle der Liebe? – Das heißt, Nichts an die Stelle von Etwas. Denn lernen sie, nachplauderndes Hofmännchen, lernen sie von einem Weibe, daß Gleichgültigkeit ein leeres Wort, ein bloßer Schall ist, dem nichts, gar nichts entspricht. Gleichgültig ist die Seele nur gegen das, woran sie nicht denkt; nur gegen ein Ding, das für sie kein Ding ist. Und nur gleichgültig für ein Ding, das kein Ding ist, – das ist so viel, als gar nicht gleichgültig. – Ist dir das zu hoch, Mensch? Marinelli. O weh! wie wahr ist es, was ich fürchtete! Orsina. Was murmeln Sie da? Marinelli. Lauter Bewunderung! – Und wem ist es nicht bekannt, gnädige Gräfinn, daß Sie eine Philosophinn sind? Orsina. Nicht wahr? – Ja, ja; ich bin eine. – Aber habe ich mir es itzt merken lassen, daß ich eine bin? – O pfuy, wenn ich mir es habe merken lassen; und wenn ich mir es öfterer habe merken lassen! Ist es wohl noch Wunder, daß mich der Prinz verachtet? Wie kann ein Mann ein Ding lieben, das, ihm zum Trotze, auch denken will? Ein Frauenzimmer, das denket, ist eben so ekel als ein Mann, der sich schminket. Lachen soll es, nichts als lachen, um immerdar den gestrengen Herrn der Schöpfung bey guter Laune zu erhalten. – Nun, worüber lach' ich denn gleich, Marinelli? – Ach, ja wohl! Ueber den Zufall! daß ich dem Prinzen schreibe, er soll nach Dosalo kommen; daß der Prinz meinen Brief nicht lieset, und daß er doch nach Dosalo kömmt. Ha! ha! ha! Wahrlich ein sonderbarer Zufall! Sehr lustig, sehr närrisch! – Und Sie lachen nicht mit, Marinelli? – Mitlachen kann ja wohl der gestrenge Herr der Schöpfung, ob wir arme Geschöpfe gleich nicht mitdenken dürfen. – So lachen Sie doch! Marinelli. Gleich, gnädige Gräfinn, gleich! Orsina. Stock! Und darüber geht der Augenblick vorbei. Nein, nein, lachen Sie nur nicht. – Denn sehen Sie, Marinelli, was mich so herzlich zu lachen macht, das hat auch seine ernsthafte – sehr ernsthafte Seite. Wie alles in der Welt! – Zufall? Ein Zufall wär' es, daß der Prinz nicht daran gedacht, mich hier zu sprechen, und mich doch hier sprechen muß? Ein Zufall? – Glauben Sie mir, Marinelli: das Wort Zufall ist Gotteslästerung. Nichts unter der Sonne ist Zufall; – am wenigsten das, wovon die Absicht so klar in die Augen leuchtet. – Allmächtige, allgütige Vorsicht, vergieb mir, daß ich mit diesem albernem Sünder einen Zufall genennet habe, was so offenbar dein Werk, wohl gar dein unmittelbares Werk ist! – Kommen Sie mir, und verleiten Sie mich noch einmal zu so einem Frevel! Marinelli. Das geht weit! – Aber gnädige Gräfinn – Orsina. Still mit dem Aber! Die Aber kosten Ueberlegung: – und mein Kopf! mein Kopf! [...].

374 Vgl. oben Anm. 102.

375 Vgl. oben S. 136 f.

376 Vgl. oben S. 148 f. und 185 f.

377 Erkenntnis,] Erkenntnis;

378 mag,] mag;

379 Handschriftliche Korrektur von Semikolon zu Doppelpunkt in B und L.

380 Diese Quellenangabe – im Original: »(Dramat. Stück 2)« – steht als einzige im Fließtext. Um ihre Intention kenntlich zu machen, wurde sie hier als Randnote gesetzt. Vgl. Lessing, Hamburgische Dramaturgie, 2. Stück, LM 9, S. 192.: »Ich weiß wohl, die Gesinnungen müssen in dem Drama dem angenommenen Charakter der Person, welche sie äußert, entsprechen; sie können also das Siegel der absoluten Wahrheit nicht haben; genug, wenn sie poetisch wahr sind,

wenn wir gestehen müssen, daß dieser Charakter, in dieser Situation, bey dieser Leidenschaft, nicht anders als so habe urtheilen können. Aber auch diese poetische Wahrheit muß sich, auf einer andern Seite, der absoluten wiederum nähern, und der Dichter muß nie so unphilosophisch denken, daß er annimmt, ein Mensch könne das Böse, um des Bösen wegen, wollen, er könne nach lasterhaften Grundsätzen handeln, das Lasterhafte derselben erkennen, und doch gegen sich und andere damit prahlen [!]. Ein solcher Mensch ist ein Unding, so gräßlich als ununterrichtend, und nichts als die armselige Zuflucht eines schalen Kopfes, der schimmernde Tiraden für die höchste Schönheit des Trauerspiels hält.«

- 381 Lessing, Emilia Galotti, 1. Akt, 6. Szene, LM 2, S. 390: »Der Prinz. [...] O, ich komme von Sinnen! [...] Sie [Marinelli] sehen mich einen Raub der Wellen: was fragen Sie viel, wie ich es geworden? Retten sie mich, wenn Sie können: und fragen Sie dann.«
- 382 Sie] Die
- 383 Vgl. Lessing, Emilia Galotti, 2. Akt, 4. Szene, LM 2, S. 397: »Laßt uns nicht weise seyn wollen, wo wir nichts, als glücklich gewesen!«
- 384 fürchtet] fürchtet,
- 385 Vgl. oben S. 165.
- 386 Vgl. dazu oben Anm. 284.
- 387 Die vorherige Seite schließt mit »denn«, das in L handschriftlich ausgestrichen ist. Diese Korrektur der Doppelung und damit der Seitenumbruch wurden hier übernommen.
- 388 wahre] wahre,
- 389 Lessing, Emilia Galotti, 5. Akt, 4. Szene, LM 2, S. 441: »Wer kein Gesetz achtet, ist eben so mächtig, als wer kein Gesetz hat.«
- 390 her gegeben] hergegeben
- 391 Zur Textstelle für diese Maxime aus Lessings »Christentum der Vernunft« siehe oben Anm. 325.
- 392 die] der
- 393 Lessing, Emilia Galotti, 2. Akt, 10. Szene, LM 2, S. 407: »Ein Herr, den man sich selber wählt, ist unser Herr so eigentlich nicht.«
- 394 Vgl. ebd., 5. Akt, 7. Szene, S. 448.
- 395 Der handschriftliche Zusatz steht mit »ß« und wurde hier an die maschinenschriftliche Textgestalt angepasst.
- 396 Vgl. dazu Lessings Aufsatz »Leibnitz von den ewigen Strafen«, oben Anm. 315.
- 397 Bing verwendet hier erstmals die Schreibweise mit »K«, die sich im Zuge der Eindeutschung von Fremdwörtern durchgesetzt hat.
- 398 die] der
- 399 Lessing, Nathan der Weise, 3. Akt, 7. Szene, LM 3, S. 97: »Saladin. Ah! woran erinnerst / Du mich! – Hab’ ich doch diesen Jüngling [den Tempelherren] ganz / Vergessen! – Kennst du ihn? – Wo ist er? – Nathan. Wie? / So weißt du nicht, wie viel von deiner Gnade / Für ihn, durch ihn auf mich geflossen? Er, / Er mit Gefahr des neu erhaltenen Lebens, / Hat meine Tochter aus dem Feu’r gerettet. – Saladin. Er? Hat er das? – Ha! darnach sah er aus. / Das hätte traun mein Bruder auch gethan, / Dem er so ähnelt! – Ist er denn noch hier? /

- So bring ihn her! – Ich habe meiner Schwester / Von diesem ihren Bruder, den sie nicht / Gekannt, so viel erzählt, daß ich sie / Sein Ebenbild doch auch muß sehen lassen! – / Geh, hohl ihn! – Wie aus Einer guten That, / Gebahr sie auch schon blossе Leidenschaft, / Doch so viel andre gute Thaten fließen!«
- 400 Gemeint ist die Figur des Tempelherrn Curd von Stauffen.
- 401 Der Seitenumbruch von Bings Text fällt in das Zitat, dessen Großschreibungen sich durch den Zeilenumbruch des Originals erklären. Schrägstriche zu seiner Markierung fehlen bei Bing und wurden zur Verdeutlichung hier in spitzen Klammern ergänzt.
- 402 Der Ausspruch stammt nicht von Nathan, sondern von Saladin. Vgl. Lessing, Nathan der Weise, 4. Akt, 4. Szene, LM 3, S. 124.
- 403 Vgl. ebd., 1. Akt, 3. Szene, S. 19.
- 404 herauserklärt] heraus-erklärt
- 405 ist:] ist;
- 406 Ein doppeltes Anführungszeichen, das in H², B und L vor »ich« steht, wurde hier nicht übernommen. Ein zweites hat Bing nicht gesetzt, und bei Lessing erfolgt keine Kenntlichmachung direkter Rede.
- 407 Im Unterschied zum Original hebt Bing die Ansprache durch Großschreibung und Unterstreichung hervor.
- 408 Lessing, Nathan der Weise, 4. Akt, 7. Szene, LM 3, S. 139.
- 409 Vgl. Recha ebd., 3. Akt, 1. Szene, S. 76.
- 410 Ebd., 4. Akt, 7. Szene, S. 139. In der Großschreibung von Ansprachen weicht Bing von Lessing ab.
- 411 Vgl. ebd., S. 138f.: »Nathan. Ihr, gutter Bruder, müßt mein Fürsprach seyn, / Wenn Haß und Gleißnerey sich gegen mich / Erheben sollten, – wegen einer That – / Ah, wegen einer That! – Nur Ihr, Ihr sollt / Sie wissen! – Nehmt sie aber mit ins Grab! / Noch hat mich nie die Eitelkeit versucht, / Sie jemand andern zu erzählen. Euch / Allein erzähl' ich sie. Der frommen Einfalt / Allein erzähl' ich sie. Weil die allein / Versteht, was sich der gottergebne Mensch / Für Thaten abgewinnen kann. Klosterbruder. Ihr seydt / Gerührt, und Euer Auge steht voll Wasser? / Nathan. Ihr traft mich mit dem Kinde zu Darun. / Ihr wißt wohl aber nicht, daß wenig Tage / Zuvor, in Gath die Christen alle Juden / Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt / Wohl nicht, daß unter diesen meine Frau / Mit sieben hoffnungsvollen Söhnen sich / Befunden, die in meines Bruders Hause, / Zu dem ich sie geflüchtet, insgesamt / Verbrennen müssen. / Klosterbruder. Allgerechter! / Nathan. Als / Ihr kamt, hatt' ich drey Tag' und Näch't' in Asch' / Und Staub vor Gott gelegen, und geweint. – / Geweint? Beyher mit Gott auch wohl gerechtet, / Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht; / Der Christenheit den unversöhnlichsten / Haß zugeschworen – / Klosterbruder. Ach! Ich glaubs Euch wohl! / Nathan. Doch nun kam die Vernunft allmählig wieder. / Sie sprach mit sanfter Stimm': »und doch ist Gott! / Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wohlan! / Komm! übe, was du längst begriffen hast; / Was sicherlich zu üben schwerer nicht, / Als zu begreifen ist, wenn du nur willst. / Steh auf!« – Ich stand! und rief zu Gott: ich will! / Willst du nur, daß ich will! – Indem stiegt Ihr / Vom Pferd', und überreichtet mir das Kind, / In Euern Mantel eingehüllt. – Was Ihr / Mir damals sagtet; was ich euch: hab' ich / Vergessen. So viel weiß ich nur; ich nahm / Das Kind, trugs auf

- mein Lager, küßt' es, warf / Mich auf die Knie' und schluchzte: Gott! auf Sieben!
 Doch nun schon Eines wieder!«
- 412 Gedankengänge] Gedankengänge,
 413 im] in
 414 Der]der
 415 Gott!] Gott.
- 416 Vgl. Lessing, *Nathan der Weise*, 5. Akt, 4. Szene, LM 3, S. 151.
 417 Vgl. die Textstelle oben Anm. 411, woran unmittelbar anschließt: »Klosterbruder. Nathan! Nathan! / Ihr seyd ein Christ! – Bey Gott, Ihr seyd ein Christ! / Ein beßrer Christ war nie! / Nathan. Wohl uns! Denn was / Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir / Zum Juden!« (ebd., 4. Akt, 7. Szene, S. 139)
- 418 den] dem
 419 haben] hat
- 420 Vgl. den Brief Lessings an Elise Reimarus (1735-1805) vom 6. September 1778, LM 18, S. 287: »Ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater wenigstens, noch ungestört will predigen lassen.«
- 421 Lessing, *Nathan der Weise*, 2. Akt, 5. Szene, LM 3, S. 62.
 422 Ebd., S. 63.
 423 der] dem
- 424 Lessing, *Nathan der Weise*, 2. Akt, 9. Szene, LM 3, S. 72: »Am Ganges nur giebt's Menschen.«
- 425 Ebd., S. 73: »Der wahre Bettler ist / Doch einzig und allein der wahre König!«
- 426 Neues] neues
 427 Siehe oben S. 183 ff.

Gertrud Bing:

»Auszug aus der Inaugural-Dissertation«

Der Begriff des Notwendigen bei Lessing.

Ein Beitrag zum geistesgeschichtlichen Problem Leibniz-Lessing.

Auszug aus der Inaugural-Dissertation

verfasst und zur Erlangung der Doktorwürde

der philosophischen Fakultät der Hamburgischen Universität

vorgelegt von

Gertrud Bing

aus Hamburg.

Referent: Herr Prof. Dr. Petsch

Correferent: Herr Prof. Dr. Cassirer

Tag der mündlichen Prüfung: 4. Juni 1921

Die vollständige Dissertation ist in Maschinschrift geschrieben von der Hamburger Stadtbibliothek und der Preussischen Staatsbibliothek in Berlin leihbar.

Leibniz. Ausgehend von der Unzuverlässigkeit der Wahrnehmung, durch die die Welt willkürlich, subjektiv und zufällig erscheint, sucht die moderne Philosophie nach einem Mittel, ihr Festigkeit und Objektivität zu verleihen. Sie soll notwendig erscheinen, oder, was dasselbe ist, sie soll allgemeine Geltung beanspruchen können. Das ist erreicht, sobald sie gesetzmässig erscheint. Ein Gebiet gibt es, das diese Forderung in vorbildlicher Weise erfüllt; das ist die Wissenschaft der Mathematik. Von ihr ausgehend, findet Leibniz, indem er ihre Normen und <ihre> Methode auf die Naturerkenntnis anwendet, dass die Gesetze des Seins dieselben sind wie die des Denkens; dass also durch Anwendung dieser auf jenes eine logische Objektivität auch des Seienden er-

reicht wird. Wo immer der Geist seine eignen Prinzipien im Geschehen wiederfindet, da ist es gesetzmässig und allgemeingültig, das ist notwendig geworden. Raum und Zeit, die / allem Naturgeschehen zugrundeliegenden Bedingungen, sind keine selbstständigen Wesenheiten, wie Newton behauptet, nichts dem Denker Heterogenes, sondern <sie> sind rein ideelle Beziehungen, in die der denkende Geist die Körper bringt. Sie sind keine Probleme der Physik, sondern Probleme der Logik. Mit der Aufgabe des absoluten Raumes erfolgt die Relativierung der Bewegung, da nun ein starres System<, > auf das alle Bewegung bezogen werden könnte, wegfällt. Der mathematische Ausdruck der Bewegung ist die Formel der Kurve in der Infinitesimalrechnung, die in einem Punkte den ganzen Verlauf des Geschehens zusammenfasst, indem sie das Gesetz seines Fortganges bezeichnet. Die Mechanik hat zur Voraussetzung das Prinzip der Kontinuität, des stetigen Ueberganges von einem Zustand in den andern. Dieses Prinzip nimmt in der Physik die Form der Kraft an, denn der Begriff der Kraft ist nichts anderes als das Mittel, die Erscheinungen zusammenzufassen und als Einzelfälle eines Grundgesetzes hinzustellen. Die Kraft ist etwas Einheitliches und Individuelles. Sie schafft sich einen ihr eigentümlichen Körper, indem sie sich teleologisch selbst verwirklicht. Die Wirkung der Kraft in einem¹ solchen Körper nennen wir Leben, das Resultat ihrer zielstrebigem Tätigkeit ist der Organismus. Jeder Zustand, in den das Individuum, das heisst² das Kraftzentrum nebst dem selbstgeschaffenen Körper, kommt, ist eine Phase in der Selbstverwirklichung der Kraft und mit ihrem Anfang schon notwendig gegeben,³ ebenso wie jeder Punkt der Kurve nur eine Folge des ursprünglichen Gesetzes ist. Die Kraft ist das denkende Prinzip im Körper, das jede seiner Veränderungen in der Vorstellung begleitet. Kraft und Körper bilden als Einheit die Monade, ein gesetzmässig wirkendes und infolgedessen gesetzmässig organisiertes Individuum, dessen Kraft und Wesen sich im Vorstellen äussert, dessen Vorstellungsinhalte die / gesamte Welt darstellen (Doppelsinn des Wortes <„>repräsentieren<“>!)⁴ und dessen Vorstellungsgesetze identisch sind mit den Gesetzen der Erscheinungen. Hier liegt also die systematische Festlegung und Begründung des methodologischen Ausgangspunktes, der Stabilisierung der Wahrnehmungswelt. Dadurch haben aber die Gesetze des Denkens eine noch allgemeinere Geltung als die des Geschehens. Sie sind absolut

notwendig, da sie auf ein selbständiges letztes Phänomen zurückgehen, diese aber nur hypothetisch notwendig, d. h. eben unter den Bedingungen des Denkens. Die prästabilisierte Harmonie sichert die Uebereinstimmung der unendlich vielen verschiedenen Vorstellungsreihen der Monaden und bewirkt dadurch die Objektivität und Einheitlichkeit der Erkenntnis. Denn der Kosmos ist nicht rein mechanisch, sondern durch Gottes Güte nach dem Grundsatz des Besten, also teleologisch organisiert. Er ist durch eine Wahl Gottes entstanden, der, als Monade, aus der Fülle seiner Vorstellungsreihen die vollkommenste zur Existenz gebracht hat. Daher ist die Welt der Tatsachen zufällig gegenüber den vielen, die dem Denken nach möglich gewesen wären, daher sind ihre Wahrheiten zufällig, die der Vernunft ewig. Daher resultiert aber auch die Willensfreiheit, wie Gottes<,> so auch des Menschen, denn nach der Analogie Gottes, dessen Wille nur durch die Erkenntnis des Besten bestimmt ist, handelt auch der Mensch nach freier Wahl.

Lessings Aesthetik. Den historischen Grundlagen der frz., engl. und dtsh. Aesthetik, die er vorfand, folgend, ist <es> auch für Lessing das Problem, einer subjektiven Welt objektive Geltung, d. h. Notwendigkeit, zu verleihen. Denn den drei Komponenten des künstlerischen Aktes, dem Schaffenden, dem Dargestellten und dem Betrachtenden, haftet in gleicher Weise die Unzuverlässigkeit und Willkür des Subjektiven an. Der Künstler nämlich stellt seine individuellen und / wechselnden Eindrücke dar, der Betrachter beurteilt sie ohne einen andern Massstab als seinen Geschmack, und das Dargestellte, Natur und Geschichte, ist seiner Eigenart nach zufällig, denn<,> wenn auch ein lückenloser Zusammenhang zwischen den einzelnen Ereignissen des Geschehens besteht, er als Ganzes also auch gesetzmässig ist, so kann doch der endliche Verstand, der immer nur einen Teil und Ausschnitt sieht, den rationalen Zusammenhang nicht durchblicken. So wird der Welt des Geschehens eine geringere Realität zuerteilt als der des Denkens und dadurch ihre Auffassung als eine wirklich-unwirkliche Welt des poetischen Scheins erleichtert. Diese braucht nicht wahr, sie muss aber wahrscheinlich sein. Das Individuelle, das in dieser Ansicht als zufällig gilt, wird notwendig, wenn es in sich lückenlos dargestellt wird, wenn seine Aeusserungen die charakteristischen „Zeichen“ für es sind, wenn die Zeit, in der es hervortritt, wesentlich mit seiner Eigenart zusammenhängt, wenn endlich es als eine Einheit erscheint. Wenn also

die Welt des individuellen Geschehens dem Sein nach weniger Realität beansprucht als die allgemeinere des Denkens, so ist sie doch dem gesetzmässigen Bau nach ebenso notwendig. Der Künstler, der diese Gesetzmässigkeit zum Ausdruck bringt, ist das Genie. Es schafft in einem gesetzmässigen Akt eine gesetzmässige Welt, gehorcht aber selbst keinen Regeln, weil diese erst aus seinem Produkt abstrahiert werden können. Um die innere Form dieser Welt erscheinen zu lassen, schafft er^s mit „Absicht“ und lässt im Kunstwerk Uebereinstimmung herrschen. Absicht ist ein Vermögen, Schranken zu setzen, auszusondern, das durch den individuellen Standpunkt der Monade im Weltall bedingt ist, durch das bei jeder Erkenntnis aus einer Vielheit von Sinnesindrücken erst der Gegenstand wird, das endlich in der Kunst die Grundform des Geschehens deutlich werden lässt, indem es alles beseitigt, was störend / wirkt, alles hinzufügt, was mangelt zur Durchsichtigkeit seines Zusammenhanges. Dieser Zusammenhang ist im Kunstwerk die geforderte Uebereinstimmung. Um diese zwischen den Fakta herzustellen, muss der Dichter auf die dahinterliegenden Motive und Charaktere zurückgehen: Dadurch wird das Geschehen auf die Menschen zurückgeführt, und das Gesetz, das die Wirklichkeit beherrscht, ist wieder dasjenige, das sich in der menschlichen Persönlichkeit wirksam zeigt. Dieser Motivationszusammenhang ist nur möglich unter der Voraussetzung einer strengen Determination. Das Interesse ist hierdurch auf den Menschen und seinen Charakter konzentriert. Er wird als etwas Einheitliches aufgefasst, der in jeder seiner Aeusserungen derselbe bleibt. Je allgemeiner und von jedem begreiflicher er dargestellt wird, desto überzeugender ist er. Auf seiner inneren Uebereinstimmung beruht auch die Wahrscheinlichkeit eines Vorganges, zu deren Gunsten von der historischen Wahrheit abgewichen werden darf, da diese doch nur zufällig ist. Und da es im Kunstwerk darauf ankommt, dass die Grundform alles Geschehens, die in der Gesetzmässigkeit besteht, sichtbar werde, so sei das Wunder daraus verbannt, nicht etwa weil es gesetzwidrig wäre, sondern weil seine Gesetzmässigkeit für unsere Augen nicht zum Ausdruck kommt. Unter diesen Bedingungen wird das Kunstwerk eine Theodizee, denn in der Gerechtigkeit des Gesetzes liegt Gottes Rechtfertigung, und der geniale Künstler wird in dem Schaffen einer gesetzlich organisierten Welt eine Analogie des höchsten Schöpfers.

Geschichts- und Religionsphilosophie. Die innere Verwandtschaft Lessings mit Leibniz kommt in seinem Wahrheitsbegriff zum Ausdruck; bei Leibniz blieb die Beziehung, die Funktion an sich als Letztes in der relativistischen Auflösung bestehen; bei Lessing wird daraus der Prozess, die Genesis der Erkenntnis; der Weg, auf / dem sie gewonnen wird, gehört mit zur Erkenntnis. Bei beiden ist die Wahrheit nichts Feststehendes, sondern etwas Wandelbares und Relatives. Alle Erkenntnisse sind entweder notwendige Vernunftwahrheiten oder zufällige Geschichtswahrheiten. Der Unterschied liegt nicht in der Verschiedenheit der Resultate, sondern in einer Verschiedenheit in der Art, wie sie dem menschlichen Geiste bekannt werden. Die Erkenntnisse, deren rationaler Zusammenhang dem Geiste auf der jeweiligen Stufe seiner Entwicklung noch nicht verständlich ist, erscheinen ihm als Geschichtswahrheiten, deren Einkleidung immer lokal und temporell bedingt ist. Auch Wunder und Offenbarung sind Geschichtswahrheiten. Die Religion zerfällt in einen geschichtlichen und einen vernünftigen Bestandteil; an den ersten darf historische Kritik angelegt werden; der zweite hält allen Angriffen der Religion stand. Die immer reinere Entwicklung des zweiten aus dem ersten ist die Erziehung des Menschengeschlechts. Die historische Kritik selbst geht auf Sicherheit der Ueberlieferung hinaus und wägt diese gegen die Wahrscheinlichkeit des Berichteten vor der Vernunft ab. – Mit dem Unterschied von Vernunft- und Geschichtswahrheiten hängt auch der Lessing'sche Gottesbegriff zusammen. Gott schafft die Welt, einen Zusammenhang von Geschichtswahrheiten, nicht als eine von vielen möglichen, sondern zwangsmässig als Verwirklichung seines gesamten Bewusstseinsinhaltes. Darin liegt, dass auch die Geschichtswahrheiten ihrem Wesen nach vernünftig sein müssen, eine Bestätigung dafür, dass nur die Art ihrer Geltung für den menschlichen Verstand ihren Unterschied von den Vernunftwahrheiten ausmacht. Damit hängen zusammen Lessings Annäherung an den Pantheismus und sein Determinismus. Das, weswegen man ihn für den Spinozismus in Anspruch genommen hat, ist also tatsächlich Leibnizischer Herkunft. Letzter Gehalt der Religion ist keine Tat und kein Glaube, / sondern eine Stellungnahme Kosmos und Umwelt gegenüber, die ungewollt aus der vollkommenen Persönlichkeit entspringt. Die Sittlichkeit liegt in nichts anderem als darin, dieses Verhältnis als Verwirklichung dieses inneren Gesetzes, das die „individualischen Vollkommenheiten“ ausmacht, möglichst voll-

kommen zur Anschauung zu bringen. Auch hier wird die Norm nicht in einzelnen Regeln, sondern in der Gesetzlichkeit des menschlichen Bewusstseins gefunden. Alle Differenzen der daraus abgeleiteten Regeln und Dogmen erklären sich aus der Verschiedenheit der Standpunkte, die die Monade im Weltall einnimmt⁶. Diese Gesetzlichkeit bedingt auch den determinierten Ablauf der Bewusstseinsphänomene. Auch der Wille macht keine Ausnahme. Der Lessing'sche Determinismus beruht auf seinem Gottesbegriff. Wie Gott bei der Erschaffung der Welt keine Wahl hat, so verwirklicht auch der Mensch zwangsmässig seine Vorstellungen. Wie der Künstler, so ist hierin auch der religiöse und der ethisch-praktische Mensch eine Analogie Gottes. Er gehorcht in dieser Zwangsmässigkeit einem Plane der Vorsehung, der zum Besten der Menschheit dient. Unterordnung unter das Gesetz ist daher gleichbedeutend mit Ergebung in Gott. Gut und Böse, Recht und Unrecht, Tugend und Laster werden dadurch relative Begriffe; daher müssen auch Lohn und Strafe ihre Eigenart als Wertausdruck verändern und werden zu notwendigen zuständigen Folgen der Handlungen, Folgen, die auch mit dem Tod des Menschen nicht aufhören. Vielmehr wird die sittliche Vervollkommnung auch in einer Reihe von künftigen Leben, durch die die Seele in verschiedenen Phasen hindurchgeht, fortgesetzt. Freiheit bedeutet nicht Unabhängigkeit vom Gesetz, denn das gibt es nicht, sondern im Gegenteil Anerkennung und Unterwerfung unter dasselbe als unter das konstituierende Prinzip der immanenten Weltordnung. /

Emilia Galotti. Auf Grund einer Reihe von Bemerkungen Lessings ist man berechtigt, seine Dramen als einen unmittelbaren Ausdruck seiner kunsttheoretischen Ueberzeugungen aufzufassen. Dies ist an <„>Emilia Galotti<“> besonders deutlich. So sind die Einheiten überall fallen gelassen, wo der natürliche Gang des Stückes es verlangte; wo sie beibehalten sind, sind sie motiviert und dienen der Handlung. Auch das Erscheinen und Verschwinden der Personen ist glaubhaft gemacht. Nur die Gräfin Orsina verdankt ihr Auftreten einem Zufall, der angesichts der bedeutenden Rolle, die sie spielt, besonders auffällig ist. Er wird auf diese Weise rehabilitiert, da er ja nach Lessings Auffassung sich nicht wesentlich von der gewöhnlichen Art von Geschichtswahrheiten unterscheidet. Um das Ziel der Tragödie, das er in die Erregung von Mitleid verlegt, (im Gegensatz zur heroischen Tragödie, vertreten durch Mendelssohn) zu erreichen, nähert Lessing den Helden dem Zu-

schauer an 1) durch Verlegung des Milieus in die bürgerliche Sphäre, 2) durch seine Verstrickung in Schuld und Schwäche. Dadurch fällt der Nachdruck des Stückes auf den Charakter des Helden, aus dem die Verwicklung entsteht, der deshalb durch genauen Motivationszusammenhang den Eindruck des Notwendigen hervorrufen muss. Da nun in psychischen Dingen tatsächlich ohne weiteres kein lückenloser Causalnexus besteht, bedient sich Lessing eines heuristischen Mittels, um einen solchen herzustellen. Dieses Mittel ist die Annahme eines unbewussten psychischen Lebens, das ihm durch die Leibnizischen „petites perceptions“ nahe gelegt war. Alle Menschen in der <„>Emilia<“> sind mehr leidend als tätig; sie sind unerklärlichen Ahnungen und zwingenden Vorstellungen untertan; sie handeln teils unter dem Drucke eines übermächtigen Schicksals, teils sind sie Sklaven ihrer eignen Wünsche, Triebe, Sehnsüchte. Es zeigt sich eine Vorsehung, die bis ins Einzelne das Geschick jedes / Menschen im Guten und Bösen durchdringt. Der Mensch kämpft hoffnungslos gegen äusseres und inneres Verhängnis. Es gibt nur einen Ausweg aus der durchgängigen Determiniertheit des Handelns durch Aufgabe des Lebens; es scheint aber eine Ueberwindung angedeutet durch freiwillige Uebernahme des unumgänglichen Gesetzes, die zur Freiheit führt.

Nathan. Im <„>Nathan<“> ist diese Ueberwindung deutlich ausgesprochen. Sie liegt nicht in der Beherrschung der Triebe und Leidenschaften, (hier besteht sogar ein Gegensatz zu Spinoza), denn auch der bewusste und gezügelte Mensch (Nathan) ist unfrei. Es bleibt trotz aller rationalistischen Klarheit und Leidenschaftslosigkeit eine geheimnisvolle Kraft, der gegenüber der Mensch machtlos ist. Sie determiniert seine Taten und bestimmt sein Schicksal, wirkt aber selbst nicht willkürlich, sondern gesetzmässig. Nicht einmal das sittliche Handeln auf Grund bewusster Einsicht ist ihm ohne weiteres möglich, und selbst den Willen dazu kann er sich nicht selbst aneignen. Deshalb ist die einzige sittliche Leistung, die der Mensch vollbringen kann, die richtige Einstellung dieser unbekanntten Macht gegenüber, eine Einstellung, die auf Ergebung, Entspannung, Aufgabe des Eigenwillens beruht. Hier berührt sich der Ideengehalt des <„>Nathan<“> eng mit den religiös<->philosophischen Prosaschriften. Ist der Mensch nicht frei, so gibt es für ihn keine Sittlichkeit des Handelns, sondern nur eine Vollendung des Seins. Die höchste Stufe wird nicht errungen, sondern gewährt. Ausbildung der „individua-

lischen Vollkommenheiten“ ist das einzige, was der Mensch dazu tun kann. Diese Einstellung wird erreicht durch Ueberwindung der leidenschaftlichen Wünsche, Begehungen und durch Hindurchgehen durch den Trotz, das Aufbegehren, durch das Leid. Die läuternde Kraft des Leides – das ist die tiefste Theodizee, die letzte Ergänzung des Determinismus. Sie ist in Lessing geweckt durch schwere persönliche Schicksale. /

Lebenslauf

Ich, Gertrud Bing, wurde am 7. Juni 1892 als Tochter des verstorbenen Kaufmannes Moritz Bing und seiner ebenfalls verstorbenen Frau Emma Bing, geb. Jonas<,> zu Hamburg geboren. Ich besuchte dort eine höhere Mädchenschule, dann ein Privatseminar und schliesslich das Oberlyzeum (Lehrerinnenseminar) der Unterrichtsanstalten des Klosters St. Johannis, Hamburg, wo ich erst Ostern 1912 die wissenschaftliche Abschlussprüfung und ein Jahr später die Lehramtsprüfung für höhere Mädchenschulen bestand. Ich unterrichtete 1½ Jahr lang an einer Privatschule, bereitete mich dann durch Privatunterricht auf das Abiturientenexamen vor und bestand dieses Ostern 1916 am Heinrich-Hertz-Realgymnasium, Hamburg. Von 1916 bis 1918 studierte ich in München Philosophie, Literaturgeschichte und Psychologie, liess mich dann ein Jahr beurlauben, weil ich eine Kriegsvertretung an der Knaben-Oberrealschule Eimsbüttel, Hamburg, übernahm und studierte nach Errichtung der Hamburgischen Universität dort dieselben Fächer wie in München. Die ersten grundlegenden philosophischen Belehrungen empfang ich durch die Herren Professoren Geiger und Pfänder in München⁷, die Anregung zu der Arbeit gab Herr Privatdozent Dr. Janentzky⁸, München. Herrn Professor Petsch danke ich für sein ausserordentlich freundliches Entgegenkommen, Herrn Professor Cassirer für mannigfache Anregung, Förderung und Ermutigung.

Editorische Anmerkungen

- 1 einem] einen
- 2 heisst] heisst,
- 3 Im Londoner Auszugsexemplar scheint an dieser Stelle ein Semikolon zu stehen. Es dürfte sich allerdings um ein Einsprengsel im Papier handeln, deren mehrere auf der Seite zu finden sind. Der sonstige Text ist identisch mit dem Auszugsexemplar aus der Promotionsakte sowie dem H² angehängten, wo jeweils an dieser Stelle ein Komma steht.
- 4 repräsentieren“!)] repräsentieren!),
- 5 D. h. der Künstler.
- 6 einnimmt] einnehmen
- 7 Siehe dazu die Einleitung in diesem Band, S. 66.
- 8 Siehe ebd., S. 67.

Weitere Dokumente

Dissertationsgutachten

Robert Petsch

Bericht über die Promotionsschrift von Frll. Gertrud B i n g
„Der Begriff des Notwendigen bei Lessing“.¹

In der festen, lückenlosen Verkettung der Ereignisse unter dem Gesichtspunkt der Notwendigkeit sieht der „Hamburgische Dramaturg“ das Kennzeichen des dichterischen, vor allem des dramatischen Genies. Tatsächlich weist auch Lessings eigene Tragödie, die „Emilia Galotti“ <, > allenthalben das fast ängstliche Streben nach strenger ursächlicher Geschlossenheit auf. Und dennoch wird der atemlose Ablauf der Handlung nur durch eine Reihe von Tatsachen ermöglicht, die wir, wie das Ueberbringen des Bildes durch Conti am Morgen von Emilias Hochzeit, schlechterdings als Zufälle ansprechen müssen. Da wir dem Dichter, angesichts dieser Beobachtung, doch nicht den Vorwurf gedankenloser² Arbeit machen können, so muss sich der scheinbare Widerspruch aus seinen Grundsätzen erklären lassen. Die ästhetische Analyse muss hier unmittelbar auf das Weltbild des Dichters überhaupt zurückgreifen und dieses wieder aus der Gedankenwelt seiner Zeit verständlich zu machen suchen. An diesem Punkte setzt die vorliegende Arbeit ein und erörtert das Problem der Notwendigkeit bei Lessing, immer im Hinblick auf Leibniz, mit einer Gründlichkeit und Umsicht, wie sie dem Gegenstande bisher nicht zuteil geworden ist. Sie löst nicht nur das im Anfang erwähnte Problem durch den Hinweis auf Leibnizens Unterscheidung der notwendigen und geschichtlich=zufälligen Wahrheiten, sondern greift von hier aus in alle verwandten Fragen über und entwirft, immer unter dem Gesichtspunkte der Notwendigkeit, eine eigene und eigenartige³ Darstellung von Lessings Aesthetik und Religionsphilosophie. Ich muss die Beurteilung dieser Abschnitte dem Fachmann überlassen und will hier nur lobend hervorheben, wie die Verf. in dem ästhetischen Abschnitt Lessings Ansprüche an den Dichter, das Werk und den Betrachter unter einheitliche Gesichtspunkte zu stellen, wie sie die von Lessing mit Vorliebe verwendeten Termini „Absicht“ und „Uebereinstimmung“ energisch auf seine Anschauungen über das Notwendige zu beziehen weiss. Was die religionsphilosophischen Ausführungen angeht, so begrüßen wir es

besonders, dass Lessing hier aus der engen Atmosphäre des Rationalismus herausgehoben wird (worin andere vorangegangen sind), dass aber vor allem auch seine Zugeständnisse an die Orthodoxie von dem auch durch E. Schmidt wiederholten Vorwurf der Spiegelfechtereie gereinigt werden. Lessings eigentümliches, innerliches Verhältnis zur Religion erfährt hier eine ungleich tiefere Behandlung, als in der neuesten Biographie von Oehlke, der uns freilich eine Fülle neuen Materials beschert hat.

Auf dieser breiten Grundlage nun gibt die Verf. eine eingehende Analyse der „Emilia“ und des „Nathan“, die sich bei ersterem Drama bis in Einzelheiten der Technik erstreckt, bei letzterem auf die klare Herausarbeitung des Gedankengehaltes beschränkt. Obwohl die Verf. beide Werke wesentlich als „Paradigmen und künstlerisch=praktische Ausführungen“⁴ von L.s Theorie werten will, zeigt sie doch, besonders in dem grossen Abschnitt über die „Emilia“⁵, dass sie mit der literarhistorischen Methode gründlich vertraut ist und in der Analyse dichterischer Kunstwerke eigene und sichere Wege zu gehen weiss. Vor allem sei hier rühmend hervorgehoben, wie sie in der Anlage der Handlung und in der Führung der Charaktere Lessings Determinismus bis ins Einzelne nachzuweisen versteht, über dem sich nur die eine Aussicht ins Freie eröffnet, nämlich der Glaube an die Fähigkeit des Menschen, das Notwendige in seinen Willen aufzunehmen. Diese lichtere Seite von Lessings Weltauffassung tritt dann im „Nathan“ um so stärker hervor, als hier eine laxere Technik dem Dichter ein stärkeres Heraustreten der eigenen Person erlaubte. Auch hier⁶ fördert die vorl. Arbeit unsere Erkenntnis wesentlich, indem sie die übliche, rein rationalistische Interpretation in ihre Schranken weist und den starken, leidhaften Erlebnisgehalt des Werkes betont.

Die Darstellung neigt ganz zum Systematischen, gelegentlich zum Dogmatischen hin. Das Geschichtliche tritt zurück, sonst hätten wir neben Leibniz oft einen Hinweis auf die englische Philosophie, auf Bayle usw. erwartet. Auch liest⁷ sich das Ganze nicht leicht, der gedrängte Stil ergeht sich bisweilen in Andeutungen und Anspielungen, die auch dem Kenner und Fachmann Rätsel aufgeben.⁸ Doch können diese Mängel der Form den innern Wert der hervorragenden Arbeit nicht beeinträchtigen, für die ich das Prädikat „Sehr lobenswert“ beantrage.



Ernst Cassirer

Korreferat über die Promotionsschrift von Gertrud Bing
über den „Begriff des Notwendigen bei Lessing“.

Ein Beitrag zum geistesgeschichtlichen Problem Leibniz=Lessing.⁹

Die Arbeit von Gertrud Bing greift ein Problem heraus, das nicht nur für Lessings eigenes Denken, sondern für die Beurteilung seiner Stellung in der allgemeinen Geistesgeschichte des 18ten Jahrhunderts von zentraler Bedeutung ist. In der Fassung, die er dem Begriff der Notwendigkeit giebt, entscheidet sich die Form des Lessing'schen ›Determinismus‹ und damit das Verhältnis, in dem Lessing einerseits zu Spinoza, andererseits zu Leibniz steht. Es ist der Verfasserin gelungen, in der vielverhandelten Frage von Lessings Spinozismus, die seit dem Jacobi=Mendelssohnschen Streite die philosophische wie die litterarhistorische Interpretation immer wieder beschäftigt hat, einen Schritt vorwärts zu thun, indem sie sich dieser Frage, statt sich auf eine einfache Prüfung des geschichtlichen Quellenmaterials zu beschränken, von Anfang an mit einer festen systematischen Einstellung und mit begrifflich=systematischer Kritik gegenüberstellt. Durch eine gewisse Abgrenzung und Analyse der verschiedenen Formen des Notwendigkeitsbegriffs sucht sie sich eine sichere Grundlage für die Beurteilung Lessings und für seine Einreihung in den allgemeinen Zusammenhang der Philosophiegeschichte zu verschaffen. Was Lessings Verhältnis zu Leibniz betrifft, so ist die Verfasserin dank dieser Analyse auch über die Ergebnisse hinausgelangt, zu denen die relativ eingehende Behandlung des Themas in Robert Sommers <„>Geschichte der deutschen Psychologie und Aesthetik<“> gekommen war¹⁰. Der nahe Zusammenhang zwischen den Lessing<'>schen und Leibnizischen Grundgedanken wird am Beispiel der Lessing'schen Religionsphilosophie, seiner Geschichtsphilosophie und seiner Aesthetik akurath nachgewiesen. Auf der andern Seite ist es ein Vorzug der Arbeit, daß sie der Versuchung einer einfachen Identifizierung Leibnizischer und Lessing<'>scher Begriffe auch dort nicht nachgegeben hat, wo der Ausdruck, den Lessing seinen Gedanken giebt, eine solche Identifizierung nahe zu legen scheint. Die Arbeit hat vielmehr versucht, neben der Übereinstimmung im Inhalt einzelner Gedanken auch die entscheidende Differenz ihrer geistigen Formung bei Lessing und Leibniz scharf hervortreten zu lassen und diese Differenz letztlich auf einen Grundunterschied der

geistigen Individualitäten zurückzuführen.¹¹ Dieser Versuch würde an Klarheit und Überzeugungskraft freilich noch gewonnen haben, wenn die Verfasserin das mathematische Arbeiten des Leibnizischen Denkens und die mathematisch-naturwissenschaftlichen¹² Grundlagen des Monadenbegriffs noch schärfer herausgearbeitet hätte. Hier aber beschränkt sie sich nur auf einige Andeutungen, die zwar erkennen lassen, daß sie auch an dieser Seite des Problems nicht achtlos vorübergegangen ist, die aber der eigentlichen Bedeutung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Problems im Leibnizischen Denken doch nicht ganz gerecht werden.¹³ Offenbar bewegt sich die Verfasserin, die von geisteswissenschaftlichen Fragen herkommt und deren Interesse wesentlich hierauf gerichtet ist, hier nicht mit derselben Freiheit, wie in der Analyse und Beurteilung der Lessing'schen Schriften. Abgesehen von dieser Einschränkung aber kann die Arbeit als sehr gelungen bezeichnet werden. Die Darstellung ist bisweilen etwas schwerflüssig und leidet an einem gewissen Mangel übersichtlicher Gruppierung des verwickelten Stoffes; doch ist sie andererseits durch schlichte Sachlichkeit und Klarheit des Ausdrucks ausgezeichnet. Dem Antrag des Fachreferenten, die Arbeit als

„Sehr lobenswert“

zu bezeichnen, kann ich mich daher durchaus anschließen.

Hamburg 13 Mai 1921



Berichte zur mündlichen Prüfung

Protokoll

<ü>ber¹⁴

die Doctorprüfung der stud. phil. Gertrud Bing

<a>m Sonnabend, den 4. Juni 1921.

im Zimmer 106. der Universität.¹⁵

<I.> 7 $\frac{3}{4}$ –8 $\frac{1}{4}$ Uhr: Prüfung in Psychologie

Anfänge der Psychologie als Spezialwissenschaft: Herbarts mathemat. Behandlung der Psychol.; Fechners psychophysisches Gesetz; Wundt's physiol. Psychologie; Völkerpsychologie. Die Methode der Selbstbeobachtung, Vorzüge, Nachteile; experimentelle Selbstbeobachtung der Würzburger Schule. Die Beobachtung anderer; Theorien der Einfühlung bei Lipps, Witasek, Scheler. Das Begabungsproblem; Gegensatz von Dispositionen und Phaenomenen; Gegensatz von Kenntnisprüfungen und Fähigkeitsprüfungen. Intelligenzprüfungen, ihr Wert und ihre Grenzen.

Die Kandidatin zeigte für alle besprochenen Fragen ein gutes psychologisches Verständnis; in manche Probleme, z. B. das der Einfühlung<, > hatte sie sich, wie ihre Darlegungen erkennen ließen, besonders vertieft. Auch ihre positiveren Kenntnisse über Geschichte und Theorien der Psychologie waren, abgesehen von kleinen Lücken, durchaus zufriedenstellend. Für ein Nebenfach können daher die Leistungen der Kandidatin als „sehr gut“ (2) gelten.

Unterschrift des Examinators:



II. 8. $\frac{3}{4}$ –9. $\frac{1}{4}$ Prüfung in <Deutsche Literaturgeschichte>¹⁶

Interpretation Walter v. d. Vogelw. 74, 20–35¹⁷<, > gut gelesen, glatt übersetzt, sprachlich einwandfrei interpretiert. Alte Handschriften der einzelnen Entwicklungsproben der Sprache, z. T. mit kleineren Hilfen, richtig entwickelt. V. Geschichte d. älteren Lyrik über d. Dorfgeschichte (Meine Hervorhebung) ausgezeichnet, die der Heldendichtung mit ein-.

schließlich Geschichte d. Mystik nur in Haupttatsachen bekannt. Ausgezeichnet die begriffll. Bestimmung und Entwicklung des streitenden Idealismus. Im Anschluß an große Gattungsarten „allerdings“ wurden d. Grundbegriffe von großer Naturanstrengung (Polarität, Steigerung usw.) eingehend und mit völliger Klarheit entwickelt.

Gesamtprädikat: Sehr gut /2/

Unterschrift des Examinators: R. Petsch

III. 9 $\frac{1}{4}$ –9 $\frac{3}{4}$ Uhr: Prüfung in Philosophie

Im Anschluss an die Promotionsarbeit der Kandidatin wurde die Entwicklung des Freiheitsbegriffs und des Problems der Willensfreiheit besprochen. Die Entstehung des Begriffs der Naturnotwendigkeit und die allmähliche scharfe Sonderung, die sich zwischen dem Begriff des Naturgesetzes und des ethischen Gesetzes herstellte, wurde am Beispiel der Stoa und in der neueren Philosophie am Beispiel Spinozas und Leibnizens verfolgt. Was die antike Philosophie betrifft, so zeigte sich die Kandidatin hierüber zwar im allgemeinen orientiert, doch wies ihr Wissen in Einzelheiten hier manche Lücken auf. Dagegen zeigte sie in der neueren Philosophie nicht nur gute Beherrschung des geschichtlichen Stoffes, sondern auch ein klares und sicheres Urteil über die systematischen Grundfragen der Ethik. Gesamtprädikat: Sehr gut

Unterschrift des Examinators: Cassirer

Die Abstimmung der Fakultät ergab die Gesamtnote: sehr gut
Hamburg, den 4. Juni 1921.

Der Dekan



Editorische Anmerkungen

- 1 Das Gutachten von Robert Petsch liegt als Typoskript in der Promotionsakte Bings vor.
- 2 gedankenloser] gedankenlosser
- 3 Unterstreichung im Original.
- 4 Siehe Bing, Dissertation, S. 220.
- 5 Das Komma ist möglicherweise im Scan abgeschnitten worden.
- 6 Buchstaben im Scan fehlen.
- 7 Buchstaben im Scan fehlen.
- 8 Der Punkt ist möglicherweise im Scan abgeschnitten worden.
- 9 Das Gutachten von Ernst Cassirer liegt in handschriftlicher Form in der Promotionsakte Bings vor. Unterstreichungen mit durchgezogener Linie entsprechen dem Original.
- 10 Vgl. zu Bings Kritik an Sommer ihre Dissertation, S. 157f. Im Zuge seiner eigenen Lessingdarstellung setzt sich Cassirer ebenfalls und insbesondere mit Sommer auseinander, siehe ders., Freiheit und Form, S. 150 f.
- 11 Vgl. dazu Cassirers Problematisierung in »Freiheit und Form«: »Schwieriger freilich als diese äußeren Verbindungen aufzuzeigen, die Lessing und Leibniz verknüpfen, ist es, das Moment zu bestimmen, das zwischen beiden die eigentliche gedankliche Vermittlung bildet. [...] Nicht sowohl in einer bestimmten philosophischen *D o k t r i n* der Subjektivität stimmen [...] Leibniz und Lessing überein, als vielmehr in einem Grundzug ihres Wesens: in dem, was sie selber als Subjekte, als Persönlichkeiten und als Denker, sind, so daß Lessing auch dort, wo er in seinen Resultaten mit Leibniz übereinkommt, die Hauptbegriffe seiner ästhetischen Theorie auf einem Wege, der ihm spezifisch eigen ist, gewinnt« (ebd., S. 150 f.).
- 12 mathematisch-naturwissenschaftlichen] mathematisch naturwissenschaftlichen
oder mathematischen naturwissenschaftlichen
Ein unregelmäßiger Strich überlagert im Original den letzten Wortteil. Ob es sich um eine Nachbesserung des Schriftbildes oder eine Austreichung handelt, ist nicht erkennbar.
- 13 In »Freiheit und Form« (1916) stellt Cassirer diesen Problemzusammenhang dar und zeigt seine Bedeutung für den Fortgang der deutschen Geistesgeschichte auf. Die näheren mathematischen und naturwissenschaftlichen Zusammenhänge des Leibniz'schen Systems, die Cassirer vor allem in seinem Leibniz-Buch (1902) behandelt hatte, kommen in diesen »Studien zur deutschen Geistesgeschichte« zwar nicht zur Darstellung, aber das allgemeine Problem wird in einer Weise bezeichnet, die Cassirers Kritik an der Darstellung Bings nachvollziehbar macht.
Für Cassirer spannt sich zwischen Leibniz' Freiheits- und seinem Gottesbegriff eine Problematik auf, die durch die mathematisch-naturwissenschaftlichen Grundlagen der Leibniz'schen Philosophie bedingt ist. So sei Leibniz' Freiheitsbegriff »von Anfang an mit einer tiefen inneren Schwierigkeit belastet gewesen«, die »am Schlusse der philosophischen Gesamtentwicklung [...] nur in besonderer Schärfe hervortritt« (ebd., S. 91). Cassirer fasst die Problematik zu-

sammen: »Leibniz hatte das Postulat der Freiheit mit dem Postulat des durchgängigen gesetzlichen Zusammenhangs des Alls dadurch zu versöhnen gesucht, daß er alle äußere Determination des Ich in eine innere verwandelte. Nur aus ihm selbst quellen dem Ich alle Kräfte und Antriebe, die sein Handeln bestimmen; nur seinen eigenen Begriff erfüllt es, indem es sich in die unbegrenzte Mannigfaltigkeit seiner Äußerungen entfaltet. Aber dieser Begriff, der für das Ich selbst ein Werden ist, von dem es also nur weiß, indem es ihn betätigt, ist für den unendlichen Verstand Gottes, der die Reihe der Möglichkeiten überschaute, als ein festes Sein gegeben. In diesem zeitlichen und sachlichen Vorhergehen des Seins vor dem Werden liegen alle die Konflikte, die der Freiheitsbegriff in sich birgt, wieder unvermittelt vor uns. Die Entwicklung, die die Seele in sich zu erfahren glaubt, sinkt im Grunde zum bloßen Schein herab: denn was uns vom Standpunkt des endlichen Wissens Entwicklung heißt, das ist in Wahrheit die vollständige Präformation des individuellen Subjekts im göttlichen Verstande« (ebd.). Nach Cassirers Urteil sind damit »[d]ie höchste logische und die höchste ethische Gewissheit [...], trotz allen Versuchen Leibnizens, zuletzt nicht zur wahrhaften Versöhnung gelangt: die Vollendung der Logik hebt den Sinn und Inhalt des grundlegenden Postulats der Ethik auf« (ebd., S. 91 f.). Das zeigt Cassirer anhand von Leibniz' Gottesbegriff, auf den sich der mathematisch-naturwissenschaftliche Anspruch der Leibniz'schen Philosophie übertragen habe. »Zwei Grundbedeutungen« von Leibniz' Gottesbegriff unterscheidet Cassirer dabei, von denen keine »für den Aufbau seiner Gesamtansicht entbehrlich« (ebd., S. 92) ist. »Auf der einen Seite ist er [Gott] der Ausdruck und die Gewähr für den Zweckzusammenhang des Werdens: er bezeichnet jene universelle Ordnung des Seins, die sich im Streben und in der Betätigung der Einzelsubjekte fortschreitend gestaltet und herstellt. [...] Auf Gott selbst findet unter diesem Gesichtspunkt die Kategorie der Entwicklung Anwendung: er beharrt nicht nur in ein und demselben, wie immer erhabenen, Zustand der Vollkommenheit, sondern er hat ein Analogon des Werdens und des Fortschritts in sich« (ebd.). Dagegen wird »ein anderes Motiv des Gottesbegriffs« deutlich, »wenn wir auf den logisch-mathematischen Ursprung des Systems zurückblicken. Auch hier zwar verfügt und vollzieht Gott die ›Ordnung des Besten‹; aber er verfährt hierin wie ein großer Geometer, der eine Maximum- oder Minimumaufgabe zu lösen hat. Die Größe des Übels wird gegen die Größe des Guten abgewogen: und das eindeutige Resultat dieser Rechnung ist es, was sich uns in der Gestalt der ›Welt‹ darstellt« (ebd.). Gott, der in diesem zweiten Sinn »nicht mehr der Zielpunkt, sondern der Anfangspunkt des Geschehens« ist, »nicht ein ›terminus ad quem‹, sondern ein ›terminus a quo‹ [allg. Grenzpunkt, bis zu dem bzw. ab dem etwas gilt, hier i. S. v. Zweck gegenüber Grund; im Original, das in Fraktur gesetzt ist, erfolgt die Hervorhebung fremdsprachiger Zitate durch Schriftsetzung in Antiqua]«, stellt einen »fertige[n] Anfang« (ebd.) dar, der »alle weiteren Folgen als gleichfalls fertige bereits in sich« (ebd., S. 92 f.) schließt. Von ihm gilt daher: »wie der Mathematiker im allgemeinen Gesetz einer Reihe alle ihre unendlich-vielen Glieder lückenlos kennt und beherrscht, so gibt es für den unendlichen Verstand, der das Universum nach Art eines einzigen, in sich zusammenhängenden Syllogismus denkt [vgl. dazu Bing, Dissertation, Anm. 375], in ihm kein Früher oder Später, kein *Antecedens*

oder *Consequens* [›Vorhergehendes‹, ›Nachfolgendes‹, hier i. S. v. Voraussetzung und Schlussfolgerung beim Urteil] mehr« (Cassirer, Freiheit und Form, S. 93). Damit aber, so folgert Cassirer, falle »[a]lles Werden [...] der Wahrheit nach nicht in diesen absoluten Verstand, sondern nur in uns, in den subjektiven Zuschauer hinein« (ebd.).

Cassirer räumt bei dieser Bestimmung von Leibniz' Gottesbegriff ein: »Man mag immerhin in dem Gottesbegriff der Leibnizischen Theologie und in der Vorstellung einer Wahl unter verschiedenen gleich möglichen Welten nur einen Anthropomorphismus und eine Anbequemung an populäre Vorstellungen sehen: in jedem Falle weist schon das Bild selbst, dessen sich Leibniz bedient, auf eine innerliche Schwierigkeit hin. Es zeigt, daß sich die ›Substantialität‹ Gottes nicht in reine ›Aktualität‹ aufgelöst hat; – daß, entgegen der Grundansicht, die Leibniz' Kraftbegriff ausspricht, das göttliche ›Sein‹ nicht vollständig in das göttliche ›Wirken‹ aufgegangen ist« (ebd.).

Eine problematisierende Darstellung dieses »ungelöste[n] Gegensatz[es]« ist bei Bing ausgeblieben (vgl. ihre Gegenüberstellung von Leibniz' und Lessings Gottesbegriff, Dissertation, S. 179 f. und 195 ff., dazu S. 187 f.). Für Cassirer jedoch läßt er sich »[g]erade vom Standpunkt der eigenen grundlegenden Leistung der Leibnizischen Philosophie [...] deutlich bezeichnen. Denn eben dies war für diese Philosophie charakteristisch: daß sie die Versöhnung zwischen der mathematisch-kausalen und der ethisch-teleologischen Weltanschauung nicht in einer eklektischen Vermischung der Ergebnisse beider Ansichten suchte, sondern darin, daß sie die Kategorien des Geistes und der Natur, des ›Subjektiven‹ und ›Objektiven‹ bestimmter und schärfer als zuvor unterschied« (ebd.).

Dadurch also, dass Leibniz' Theodizee, »im Bilde eines bloßen Rechenexempels«, den Satz zu bewähren suchte: »*cum Deus calculat, fit mundus*: [›Indem Gott rechnet, entsteht die Welt‹; verkürztes Zitat einer Anmerkung, die Leibniz an den Rand des Manuskripts seines »Dialogs über die Verknüpfung zwischen Dingen und Worten« geschrieben hat, siehe zur Stelle, die in die Hauptschriften-Ausgabe nicht aufgenommen wurde, Leibniz, Dialogus, in: Philosophische Schriften, VII, S. 191]« (Cassirer, Freiheit und Form, S. 94), rückte sie »das Verhältnis Gottes zur Welt wieder unter einen Gesichtspunkt, der sich für die Bestimmung der geistigen Wirklichkeit bereits aus allgemeinen Gründen als unzureichend erwiesen hatte« (ebd., S. 93 f.). In dieser Preisgabe einer Möglichkeit zur Erschließung der »geistigen Wirklichkeit«, indem deren neue qualitativ-individuelle Begriffe durch quantitativ-allgemeine wieder ersetzt zu werden drohten, liegt die allgemeine Problematik der mathematisch-naturwissenschaftlichen Erkenntnisform bei Leibniz, auf die Cassirer in seinem Gutachten hinweist.

Bedeutsam ist sie aufgrund der Weichenstellung, die damit für die Geistesgeschichte gegeben wurde. Aus dieser »Auffassung des Ganzen«, die nach Cassirer »auf das Einzelne zurück[wirkt]«, ergibt sich nämlich »eine gefährliche Tendenz, die physischen und moralischen Übel gegen das Gute der Welt abzuwiegen und aufzurechnen, sie also einer rein quantitativen Betrachtung zu unterwerfen« (ebd., S. 94). Weitreichende Konsequenzen habe dies »insbesondere [für] de[n] sittliche[n] Selbstwert der ›Personen‹« (ebd.). Dass es sich bei

ihm um »ein qualitativ schlechthin Eigentümliches und Unvergleichliches« handelt, »diese Einsicht«, so Cassirer, »droht nun wieder verlorenzugehen« (ebd.). Auch müssen sich, wenn »jede Vollkommenheit und Unvollkommenheit in der Welt ihren Preis habe«, »Zweifel gegen die Göttlichkeit des Weltlaufs [...] tiefer als zuvor« (ebd.) wieder regen.

Für Cassirer ist diese Problematik von Leibniz' Philosophie nicht zufällig. Er macht vielmehr deutlich, dass »nicht – wie man häufig behauptet hat – ein Mangel in Leibniz' Persönlichkeit und Gesinnung, sondern ein Mangel seiner Methode« (ebd.) sie bedinge: »Leibniz begnügt sich nicht mit dem Glauben und der Zuversicht, daß die Welt, als Ausdruck eines unendlichen Strebens zur Vollkommenheit[,] »gut« sei, sondern er fordert von sich die bündige Demonstration, daß sie – die beste sei« (ebd.). So soll »[d]er Mathematiker und Logiker [...] begründen, was der Ethiker und Religionsphilosoph nur behaupten konnte« (ebd., S. 94 f.). Wenn daher zwar »Leibniz' Optimismus [...] im Grunde nichts anderes als eine neue Liebe zur Welt und zum endlichen Dasein [ist], das nun mit all seinen Schranken bejaht werden soll«, so kann Leibniz selbst »dieser Liebe nur sicher und froh werden, indem er es unternimmt, sie sich zu beweisen« (ebd., S. 95). »Noch einmal«, so hält Cassirer fest, »wird hier die Gewalt des analytischen Geistes in Leibniz deutlich; noch einmal tritt das Pathos der reinen Erkenntnis, von dem sein System beherrscht und durchdrungen ist, in all seiner Kraft und Reinheit hervor« (ebd.).

Durch die Darstellung dieser persönlichen Gestimmtheit von Leibniz, der sich die allgemeine Voraussetzung seines Systems zunutze machte, hätte, wie Cassirer schreibt, der Vergleich, den Bing zwischen Leibniz und Lessing zieht, gewinnen können. Bezeichnender als eine Übereinstimmung in den Ergebnissen ist für beide Denker nämlich die individuelle Aneignung geistiger Inhalte (vgl. oben Anm. 11).

Nach Cassirer kommt der inhärenten Problematik des Leibniz'schen Systems für die Geistesgeschichte eine besondere Bedeutung zu. So wird in dem »Pathos der reinen Erkenntnis, von dem sein System beherrscht« ist, zwar »eine Schranke sichtbar, die Leibniz' Philosophie nicht zu überwinden vermochte, ohne aus ihrem eigenen Prinzip herauszutreten« (ders., Freiheit und Form, S. 95). »[D]urchbrochen« aber habe diese Schranke für sich »das achtzehnte Jahrhundert, das Jahrhundert der Religion der Humanität« (ebd.). »Ihm ist die Welt nicht mehr eine unter »vielen möglichen«, nicht der Einzelfall eines allgemeinen Begriffs, sondern die einmalige lebendige Auswirkung des Göttlichen in Natur und Geschichte«, dessen »Gewißheit [...] uns nicht in theoretischer Spekulation, sondern allein im Handeln und Wirken zuteil[wird]« (ebd.). Wenn dagegen bei Leibniz »[d]ie Vernunft als Ganzes und in ihren höchsten geistigen Betätigungen [...] zuletzt in die Sphäre des Beweises und der Syllogistik eingeschlossen« (ebd., S. 95 f.) blieb, so steht für Cassirer nichtsdestoweniger fest und betont er, »daß sie sich aus dieser Sphäre wieder befreien, daß sie sich zugleich in ihrer umfassenden Totalität und in ihrer genauen Differenzierung wiederherstellen konnte: das verdankt sie dennoch zum großen Teil den Kräften, die in Leibniz' Philosophie frei geworden waren« (ebd., S. 96). An die Stelle des cartesischen Primats des Denkens habe Leibniz »den reicheren und umfassenderen [Begriff] des *Lebens* gesetzt«, und wenn er diesen Zusammenhang

in seiner Methodenlehre, die »im wesentlichen eine systematische Lehre von Denkformen geblieben« ist, noch nicht selbst verwirklichen konnte, so war es, wie Cassirer urteilt, »der weiteren Entwicklung [...] vorbehalten, die Forderung, die hier für die Erkenntnis gestellt worden war, auf die Gesamtheit aller schöpferischen Kräfte des Bewußtseins auszudehnen« (ebd.). Im Urteil Cassirers wurde Leibniz damit zum maßgeblichen Wegbereiter der geistigen Kultur im Deutschland des 18. Jahrhunderts.

- 14 Im Scan fehlt hier und darunter ein Buchstabe.
- 15 Die Protokolle zum Rigorosum liegen handschriftlich auf einem dafür vorgesehenen Musterblatt in Bings Promotionsakte vor. Die Entzifferung der sehr schwierigen Handschrift von Petsch (siehe das Bildmaterial, S. 103) gelang Dorothee Gelhard.
- 16 Petsch hat das Prüfungsfach auf dem Musterblatt nicht eingetragen, und der Termin der Prüfung ist im zur Verfügung stehenden Scan abgeschnitten.
- 17 Geprüft wurde Bing über Walthers sogenanntes Kranzlied, »Nemt, frowe, disen kranz«. Der Text ist in drei Handschriften mit Unterschieden in der Strophenanzahl und lexikalischen Varianten überliefert. Hinsichtlich der Anordnung der Strophen führen textkritische Rekonstruktionsversuche, die seit der bahnbrechenden Edition von Karl Lachmann nicht abgesehen haben, zu unterschiedlichen Ergebnissen, weswegen die Frage der Textgrundlage von Belang ist. Petsch zitiert nach der Lachmann'schen Zählung, die sich aus der Seitenzahl der Ausgabe und der Zeilenzahl des Liedes zusammensetzt. Bing dürfte demnach der folgende Text vorgelegen haben: »Nemt, frowe, disen kranz: < / alsô sprach ich zeiner wol getânen maget: / > sô zieret ir den tanz / mit den schânen bluomen, als irs ûffe traget. / het ich vil edele gesteine, / daz müest ûf iuwer houbet, / obe ir mirs geloubet. / sêr mîne triuwe, daz ichz meine. < / Si nam daz ich ir bôt, / einem kinde vil gelîch daz êre hât. / ir wangen wurden rôr, / same diu rôse, dâ si bî der liljen stât. / do erschampten sich ir liechten ougen: / dô neic si mir vil schône. / daz wart mir ze lône: / wirt mirs iht mêr, daz trage ich tougen« (Walther von der Vogelweide, Gedichte, S. 74, Zeilen 20-35). Günther Schweikle, der gegenüber Lachmann die Anordnung der Strophen verändert hat, von einem sprachlich aber nur geringfügig abweichenden Originaltext ausgeht, übersetzt die Stelle folgendermaßen: »Nehmt, Herrin, diesen Kranz, / so sprach ich zu einem wohlgestalteten Mädchen, / > dann schmückt Ihr den Tanz / mit den schönen Blumen, wie Ihr sie (dann auf dem Haupte) tragt. / Hätte ich viel edles Gestein, / das sollte auf Euer Haupt, / wenn Ihr mir's glauben wollt. / Seht meine Treue, daß ich es (ehrlich) meine.[?] / [...] Sie nahm, was ich ihr anbot, / ganz wie ein junges Mädchen von höfischem Anstand. / Ihre Wangen wurden rot / gleich der Rose, wo sie bei den Lilien steht. / Darüber wurden ihre strahlenden Augen voll Scham. / Dabei verneigte sie sich vor mir sehr anmutig. / Das ward mir zum Lohn. / Wird mir etwas mehr zuteil werden, das halte ich geheim« (Walther von der Vogelweide, Werke, Bd. 2, S. 279 ff.).

Anhang

Verzeichnis der Schriften Gertrud Bings

Autorin

- Der Begriff des Notwendigen bei Lessing (Dissertationsschrift), Hamburg 1921
- Bing, Gertrud, Warburg Aby, *Diario romano (1928-1929)*, hg. von Ghelardi, Maurizio, Turin 2005. Deutsch: *Aby Warburg. Mit Bing in Rom, Neapel, Capri und Italien. Auf den Spuren einer ungewöhnlichen Reise, mit Anmerkungen von Karen Michels*, Hamburg 2010
- Vorwort zu: *Aby Warburgs Gesammelte Schriften*, mit Fritz Rougemont, Leipzig/Berlin 1932
- The Warburg Institute, in: *The Library Association Record* 4 (1934), S. 262-266
- Comenius in England, in: *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 1212, 1935
- Nugae circa veritatem. Notes on Anton Francesco Doni, in: *Journal of the Warburg Institute* I (1937), S. 304-312
- The Apocalypse Block-Books and their Manuscript Models, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* V (1942), S. 143-158
- Report of The Warburg Institute, in: *Renaissance News* 4/3 (Herbst 1951), S. 40-43
- Bing, Gertrud; Hirsch, Rudolf; Stark Lewis, M.: *Library News*, in: *Renaissance News* 8/3 (Herbst 1955), S. 159-164
- Il Warburg Institute e gli studi umanistici, relazione al »Convegno di studi dell'Umanesimo«, in: *La Mendola*, 27. August 1956, hg. von Elisa Del Prete, in: Cieri Via, Claudia; Forti, Micol: *Warburg e la cultura italiana. Fra sopravvivenze e prospettive di ricerca*, Mailand 2009, S. 227-234
- Fritz Saxl (1890-1948). A Memoir, in: Gordon, Donald James, (Hg.), *Fritz Saxl. A Volume of Memorial Essays of his Friends in England*, London 1957, S. 1-46
- Vorwort, in: *Fritz Saxl. Lectures*, London 1957
- Aby M. Warburg. Vortrag anlässlich der feierlichen Aufstellung von Aby M. Warburg Büste in der Hamburger Kunsthalle am 31. Oktober 1958, Hamburg 1959
- Fritz Saxl, in: *Dictionary of National Biography*. 1941-50, Oxford 1959, S. 761-762
- Vorwort, in: »Picatrix«. *Das Ziel des Weisen von Pseudo-Magritû*, aus dem Arabischen übersetzt von Hellmut Ritter und Martin Plessner, in: *Studies of the Warburg Institute* 27, London 1962
- Aby M. Warburg, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 28 (1965), S. 299-313

Materialien für Aby Warburg, in: *Fragments sur Aby Warburg*, hg. von Despoix, Philippe; Treml, Martin, Paris 2019

Korrespondenz

Gertrud Bing – Eugenio Garin, *Epistolario 1949-1963*. Con un gruppo di cinque lettere tra Frances Yates e Eugenio Garin (1948), hg. von Magnoler, Vittoria, in: *La Rivista di Engramma* 177 (2020), S. 43-88

Herausgeberin

Warburgs Gesammelte Schriften I und II, Leipzig/Berlin 1932

Aby M. Warburg, *A Lecture on Serpent Ritual*, ins Englische übersetzt von W. F. Mainland, *Journal of the Warburg Institute* 2, 4 (1939), S. 277-292

Fritz Saxl, *Lectures*, 2 Bde., London 1957

Phyllis Pray Bober, *Drawings after the Antique by Amico Aspertini: Sketches in the British Museum*, London 1957 (*Studies of the Warburg Institute* 21)

Daniel Pickering Walker, *Spiritual and Demonic Magic from Ficino to Campanella*, London 1958 (*Studies of the Warburg Institute* 22)

Frances A. Yates, *The Valois Tapestries*, London 1959 (*Studies of the Warburg Institute* 23)

Alessandro Perosa, *Giovanni Rucellai Ed Il Suo Zibaldone*, vol. I, London 1960 (*Studies of the Warburg Institute* 24)

Otto Pächt, *The St. Albans Psalter (Albani Psalter)*, 1. O. Pächt, *The Full Pages Miniatures*; 2. C. R. Dodwell, *The Initials*; 3. F. Wormald, *Preface and description of the manuscript*, London 1960 (*Studies of the Warburg Institute* 25)

Hellmut Ritter und Martin Plessner, »Picatrix«. *Das Ziel des Weisen von Pseudo-Magriti*, London 1962 (*Studies of the Warburg Institute* 27)

Erna Mandowsky, Charles Mitchell, *Libri dell'Antichità di Roma. Pirro Ligorio's Roman Antiquities: the drawings in MS XIII B 7 in the National Library of Naples*, London 1963 (*Studies of the Warburg Institute* 28)

Arnaldo Momigliano, *The Conflict between Paganism and Christianity in the Fourth Century: Essays*, London 1963 (*Oxford-Warburg Studies* 1)

Leopold D. Ettlinger, *The Sistine Chapel before Michelangelo: Religious Imagery and Papal Primacy*, with frescoes photographs by H. O. Fein, London 1965 (*Oxford-Warburg Studies* 2)

Anne Coffin Hanson, Jacopo della Quercia's Fonte Gaia, London 1965 (Oxford-Warburg Studies 3)

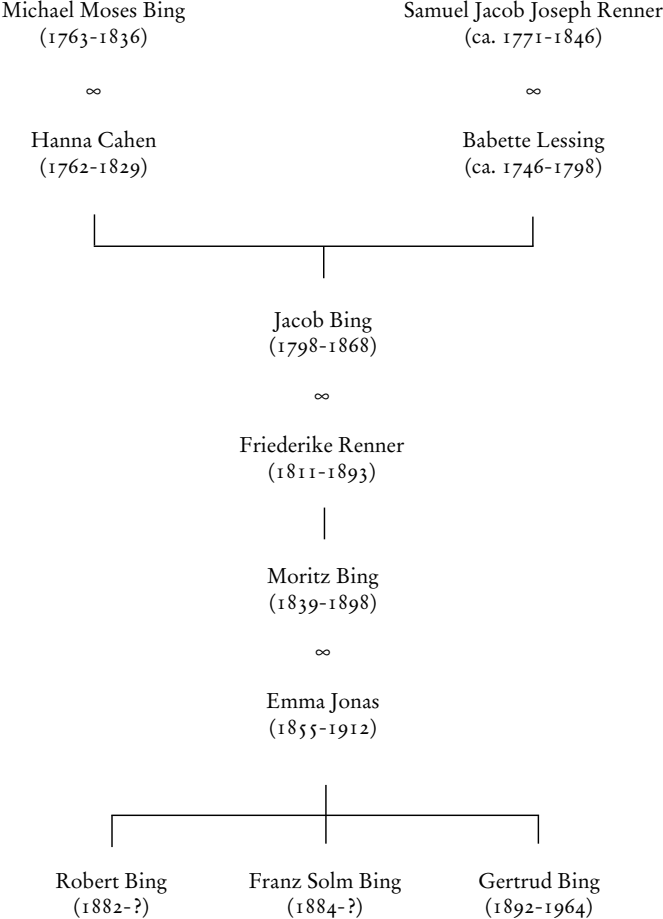
Nicolai Rubinstein, The Government of Florence under the Medici (1434-1494), London 1966 (Oxford-Warburg Studies 4)

Übersetzerin

Henri Frankfort, The Archetype in Analytical Psychology and the History of Religion, in: Journal of Warburg and Courtauld Institute 21 (1958), S. 166-178

Fritz Saxl, Veritas Filia Temporis (mit D. V. Thompson), in: Klibansky, Raymond; Paton, Herbert James (Hgg.), Philosophy and History. Essays presented to Ernst Cassirer, Oxford 1963, S. 197-222

Stammtafel (Auszug)



Gertrud Bing – Lebensdaten im Überblick

| | |
|--------------|--|
| 7. Juni 1892 | Geburt in Hamburg |
| 1921 | Promotion bei Robert Petsch und Ernst Cassirer |
| 1921 | Eintritt in die B.W. |
| 1924 | Rückkehr Aby Warburgs aus Kreuzlingen, Bing wird seine persönliche Assistentin |
| 1932 | Bing gibt die »Gesammelten Schriften« Aby Warburgs bei Teubner heraus, Übersiedelung nach London mit der K.B.W. |
| 1938 | Ambulanzfahrerin im Rettungsdienst |
| 1944 | Vizedirektorin des Warburg Institute in London, das an die dortige Universität angegliedert wurde |
| 1948 | Tod Fritz Saxls |
| 1955 | Ernennung zur Direktorin des Warburg Institute |
| 1959 | Eintritt in den Ruhestand |
| 3. Juli 1964 | Tod in London |

Literaturverzeichnis und Quellen

Abkürzungen

| | |
|---------|--|
| B.W. | Bibliothek Warburg bis 1926 |
| K.B.W. | Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg ab 1926 |
| LM | Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, hg. von Karl Lachmann und Franz Muncker, Stuttgart: 1886-1924 |
| StA Hbg | Staatsarchiv Hamburg |
| UAHH | Universitätsarchiv Hamburg |
| WIA | Warburg Institute Archive London |

Dokumente aus Archiven

Staatsarchiv Hamburg
Universitätsarchiv Hamburg
Warburg Institute Archive, London

Internetquellen

Gertrud Bing, Jewish Women's Archive, <https://jwa.org/encyclopedia/article/bing-gertrud>, letzter Zugriff: 20. Oktober 2021

Literatur

- Aristoteles: *De arte poetica liber*, Kassel, Rudolf (Hg.), Oxford 1966 (Scriptorum Classicorum Bibliotheca Oxoniensis)
- Bericht über den Kongress für Aesthetik und allgemeine Kunstwissenschaft (1913), Stuttgart 1914
- Bing, Gertrud: The Warburg Institute, in: *The Library Association Record* 4 (1934), S. 262-266. Wiederabgedruckt unter dem Titel *Notes on the Warburg Library* (1934), in: *La Rivista di Engramma* 177, Novembre 2020, Gertrud Bing erede di Warburg, S. 15-23
- *Nugae circa veritatem. Notes on Anton Francesco Doni*, in: *Journal of the Warburg Institute* I (1937), S. 304-312

- The Apocalypse Block-Books and their Manuscript Models, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* V (1942), S. 143-158
- Aby M. Warburg. Vortrag anlässlich der feierlichen Aufstellung von Aby Warburgs Büste in der Hamburger Kunsthalle am 31. Oktober 1958, Hamburg 1959 (Veröffentlichung der Kulturbehörde der Freien und Hansestadt Hamburg)
- Introduzione, in: *Aby Warburg, La rinascita del paganesimo antico. Contributi alla storia della cultura raccolti da Gertrud Bing, Florenz 1966, S. I-XXXI*
- Fritz Saxl (1890-1948). A Biographical Memoir, The Warburg Institute, London 1998
- Boccaccio, Giovanni: *Il »Decameron«: scritte, scriventi, lettori. Storia di un testo*, hg. von Marco Corsi, Rom 2007
- Bredenkamp, Horst; Diers, Michael; Schoell-Glass, Charlotte (Hgg.): *Aby Warburg. Akten des internationalen Symposions Hamburg 1990, Weinheim 1991*
- Breidecker, Volker (Hg.): *Siegfried Kracauer/Erwin Panofsky. Briefwechsel 1941-1966*, Berlin 1996 (Schriften des Warburg-Archivs im Kunstgeschichtlichen Seminar der Universität Hamburg)
- Burkart, Lucas: »Die Träumereien einiger kunstliebender Klosterbrüder...«. Zur Situation der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg zwischen 1929 und 1933, in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* 63 (2000), S. 89-119
- Cassirer, Ernst: *Leibniz' System in seinen wissenschaftlichen Grundlagen*, Marburg 1902
- Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit, Bd. 1, Berlin 1911
- Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit, Bd. 2, Berlin 1911
- Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit, Bd. 3, Berlin 1920
- Zur Einstein'schen Relativitätstheorie. Erkenntnistheoretische Betrachtungen, Berlin 1920
- Goethe-Vorlesungen (1940-1941), in: *ders., Nachgelassene Manuskripte und Texte (ECN) 11*, Hamburg 2003
- Ausgewählter wissenschaftlicher Briefwechsel, in: *ders., Nachgelassene Manuskripte und Texte (ECN) 18*, Hamburg 2009
- Cassirer, Toni: *Mein Leben mit Ernst Cassirer*, Hamburg 2003
- Centanni, Monica: »Purtroppo non abbiamo trovato molto tra le carte della nostra cara amica Gertrud Bing che si potrebbe salvare«. Testo e contesto di Ernst Gombrich, Lettera a Delio Cantimori, 29 ottobre 1964, in: *La Rivista di Engramma* 171 (2020), S. 127-144
- Descartes, René: *Regeln zur Leitung des Geistes*, in: *Buchenau, Artur (Hg.): René Descartes' philosophische Werke. Erste Abteilung (Fortsetzung), I, Leipzig 1906 (Philosophische Bibliothek, 26a)*
- *Regulae ad directionem ingenii*, in: *Opuscula posthuma, physica et mathematica*, Amsterdam 1701
- Despoix, Philippe; Treml, Martin: *Gertrud Bing. Fragments sur Aby Warburg*, Paris 2019
- Diers, Michael: *Porträt aus Büchern. Bibliothek Warburg und Warburg Institute. Hamburg – 1933 – London*, Hamburg 1993
- Fischer, Kuno: *Lessing's Nathan der Weise. Idee und Charaktere der Dichtung*, Stuttgart 1872
- *G. E. Lessing als Reformator der deutschen Literatur*, Berlin/Stuttgart 1881

- Leibniz' Leben, Werke und Lehre, Heidelberg 1920
- Fleckner, Uwe (Hg.): Aby Warburg. Bildersammlung zur Geschichte von Stern Glaube und Sternkunde im Hamburger Planetarium, Hamburg 1993
- Forster, Kurt W.: The Unforgettable Gertrude Bing, in: *La Rivista di Engramma* 177 (2020), S. 167-171
- Garin, Eugenio: *Lo zodiaco della vita. La polemica sull'astrologia dal Trecento al Cinquecento*, Rom 1976
- Gelhard, Dorothee: Das Denken der »neuen« Form bei Ernst Cassirer, in: *Forum interdisziplinäre Begriffsgeschichte (ZfL Berlin)* 7 (2018), S. 22-29
- Goethe, Johann Wolfgang von: Hg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen: *Werke*, 1. Abteilung, Bd. 37, Weimar 1896, S. 129-135
- Rede zum Shakespeares Tag, in: Große, Wilhelm (Hg.): *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche*, II, 1, Bd. 28: Von Frankfurt nach Weimar, Frankfurt am Main 1997 (Bibliothek deutscher Klassiker, 139), S. 255-258
- Gombrich, Ernst: Gertrud Bing zum Gedenken, in: *Jahrbuch der Hamburger Kunstsammlungen* 10 (1965), S. 7-12
- Aby Warburg. Eine intellektuelle Biographie, Hamburg 2006
- Gordon, Donald James (Hg.): *Fritz Saxl 1980-1948: A Volume of Memorial Essays from his friends in England*, London 1957, S. 1-46
- In memoriam Gertrud Bing, in: Gombrich, Ernst (Hg.), *Gertrud Bing: 1892-1964. The Warburg Institute*, London 1965, S. 11-22, wiederabgedruckt mit einer parallelen italienischen Übersetzung von Chiara Velicogna, in: *La Rivista di Engramma* 177 (2020), S. 131-165
- Götz, Bettina: Gertrud-Bing-Verein zur Förderung von Frauenforschung in Kunst- und Kulturwissenschaften e. V., in: Bredekamp, Horst; Diers, Michael; Schoell-Glass, Charlotte (Hgg.): *Aby Warburg. Akten des internationalen Symposions Hamburg 1990*, Weinheim 1991, S. 299-304
- Grolle, Joist: Die Büste Aby Warburgs in der Kunsthalle. Ein Hamburger »Denkmal-fall«, in: *Im Blickfeld. Jahrbuch der Hamburger Kunsthalle* 1 (1994), S. 149-170
- Heise, Carl Georg: Totentafel. Gertrud Bing, in: *Kunstchronik* 17 (1964), S. 258-259
- Persönliche Erinnerungen an Aby Warburg. Herausgegeben und kommentiert von Björn Biester und Hans-Michael Schäfer, Wiesbaden 2005 (Gratia / Tübinger Schriften zur Renaissanceforschung und Kulturwissenschaften, 43)
- Hellwig, Karin: »Schwierigkeiten« an der Bibliothek Warburg 1920 bis 1922: Fritz Saxls Habilitationsverfahren an der Universität Hamburg, in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* 82 (2009), S. 197-232
- Hering, Ewald: Über das Gedächtnis als eine allgemeine Funktion der organisierten Materie, Leipzig 1905
- Hieronymus: *Commentaria in Epistolam ad Galatas*, in: Migne, Jacques-Paul (Hg.): *Patrologia Latina*, Bd. 26, S. 307-438
- Horaz: Oden, in: Färber, Hans (Hg.): *Sämtliche Werke. Lateinisch und deutsch*, München 1982 (Sammlung Tusculum), S. 6-218
- Kettner, Gustav: *Lessings Dramen im Lichte ihrer und unserer Zeit*, Berlin 1904
- Lachmann, Karl (Hg.): *Sämtliche Schriften Gotthold Ephraim Lessings* (13 Bände), Leipzig 1853. Erweitert auf 21 Bände von Franz Muncker, Leipzig 1886
- Leibniz, Dialogus, in: Gerhardt, Carl Immanuel (Hg.): *Die philosophischen Schriften von Gottfried Wilhelm Leibniz*, zweite Abteilung, Bd. VII, Berlin 1890, S. 190-193
- Magnoler, Vittoria: *Commento alla corrispondenza Bing-Garin (1949-1963)*, in: *La Rivista di Engramma* 177 (2020), S. 62-86

- Marazia, Chantal; Stimili, Davide (Hgg.): Ludwig Binswanger – Aby Warburg. Die unendliche Heilung. Aby Warburgs Krankengeschichte, Zürich 2007
- McEwan, Dorothea; Fritz Saxl – Eine Biografie. Aby Warburgs Bibliothekar und erster Direktor des Londoner Warburg Institutes, Wien 2012
- Meyer, Thomas; Treml, Martin: Biographie als Reparation. Geschichte eines ungeschriebenen Buches über Aby Warburg: Gertrud Bings Korrespondenz mit dem Hamburger Senat, in: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 282, 8. Dezember 2003
- Gertrud Bing. Ein intellektuelles Porträt, in: *Trajekte* (2005), S. 17-22
- Michels, Karen: Glück im Unglück? – Kunsthistorikerinnen im Exil, in: Hudson-Wiedenmann, Ursula; Schmeichel-Falkenberg, Beate (Hgg.): *Grenzen überschreiten: Frauen, Kunst und Exil*, Würzburg 2005, S. 123-130
- Aby Warburg. Im Bannkreis der Ideen, München 2007
- Aby Warburg. Mit Bing in Rom, Neapel, Capri und Italien. Auf den Spuren einer ungewöhnlichen Reise, Hamburg 2010
- Michels, Karen; Schoell-Glass, Charlotte (Hgg.): *Tagebuch der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg*, Berlin 2001 (Aby Warburg Gesammelte Schriften)
- Neumeyer, Alfred: *Der Blick aus dem Bilde*, Berlin 1964
- Nisbet, Hugh Barr: *Lessing. Eine Biographie*, München 2008
- Oehlke, Waldemar: *Lessing und seine Zeit*, München 1919
- Petsch, Robert: *Lessings Dramen*, in: *Neue Jahrbücher für das Klassische Altertum, Geschichte und Deutsche Literatur* 9 (1906), S. 206-228
- *Allgemeine Literaturwissenschaft. Ein Programm*, in: *Hamburger Universitätszeitung* 10 (1928), S. 615-622
- *Lessing*, Augsburg 1922
- *Lessings Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai über das Trauerspiel. Nebst verwandten Schriften Nicolais und Mendelssohns*, hg. und erläutert von Robert Petsch (Leipzig 1910; *Philosophische Bibliothek*, 121), Darmstadt 1967
- *Deutsche Literaturwissenschaft. Aufsätze zur Begründung der Methode*, Berlin 1940 (*Germanische Studien*, 222)
- Pindar: *Olympische Oden*, in: Bremer, Dieter (Hg.): *Siegeslieder. Griechisch-deutsch*, Düsseldorf und Zürich 2003 (Sammlung Tusculum), S. 6-105
- Prete, Elisa Del: *Prefazione*, in: Gertrud Bing, *Il Warburg Institute e gli studi umanistici*, in: *La Rivista di Engramma* 177 (2020), S. 25-41
- Richter, Myriam; Nottscheid, Mirko (Hgg.): *100 Jahre Germanistik in Hamburg. Traditionen und Perspektiven*, Hamburg 2011 (*Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte*, 19)
- Schäfer, Hans-Michael: *Die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg. Geschichte und Persönlichkeiten der Bibliothek Warburg mit Berücksichtigung der Bibliothekslandschaft und der Stadtsituation der Freien und Hansestadt Hamburg zu Beginn des 20. Jahrhunderts*, Berlin 2002
- Schmidt, Erich: *Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften*, 2 Bde., Berlin 1909
- Stockhausen von, Tilmann: *Die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg. Architektur, Einrichtung und Organisation*, Hamburg 1992
- Tack, Laura: *The Fortune of Gertrud Bing (1892-1964). A Fragmented Memoir of a Phantomlike Muse*, Leuven/Paris/Bristol 2020 (*Studies in Iconology*, 16)
- von der Vogelweide, Walther: *Die Gedichte Walthers von der Vogelweide*, zweite Ausgabe, hg. von Karl Lachmann, Berlin 1843
- *Werke. Gesamtausgabe*, Bd. 2, *Liedlyrik*, hg. von Günther Schweikle, Stuttgart 1998
- Walzel, Oskar: *Gehalt und Gestalt im Kunstwerk*, Berlin 1923

- Warburg, Aby: *Gesammelte Schriften I und II*, hg. von Bing, Gertrud; Rougemont, Fritz, Leipzig/Berlin 1932
- *Werke in einem Band*, hg. von Treml, Martin; Weigel, Sigrid; Ladwig, Perdita, Berlin 2010
 - *Syderalis Abyssus: Giordano Bruno (1929)*, in: ders., *Astrologica. Saggi e appunti (1908-1929)*, hg. von Ghelardi, Maurizio, Turin 2019, S. 404-433
 - *Briefe*, hg. von Diers, Michael; Haug, Steffen; Helbig, Thomas, in: ders., *Gesammelte Schriften Bd. V.1 und V.2*, Berlin/Boston 2021
- Warburton, William: *A Critical and Philosophical Commentary on Mr. Pope's Essay on Man: in which is contained a Vindication of the said Essay from the Misrepresentations of Mr. de Resnel, the French Translator; and of Mr. de Crousaz, the Commentator: In Four Letters*, in: Hurd, Richard (Hg.): *The Works of the Right Reverend William Warburton, D. D., Lord Bishop of Gloucester. A New Edition in Twelve Volumes, Bd. 11*, London 1811, S. 15-146
- Wendland, Ulrike: *Biographisches Handbuch deutschsprachiger Kunsthistoriker im Exil. Leben und Werk der unter dem Nationalsozialismus verfolgten und vertriebenen Wissenschaftler*, 2 Bde., München 1999
- Wind, Edgar: *Unfinished Business. Aby Warburg and his Work*, in: *The Times Literary Supplement*, 25. Juni 1971, S. 735 f. (Rezension über Ernst Gombrich, *Aby Warburg. An Intellectual Biography*, London 1970). Neuabgedruckt in: *La Rivista di Engramma* 171 (2020), übersetzt von Centanni, Monica; Fressola, Anna, S. 63-95
- Wuttke, Dieter: *Die Emigration der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg und die Anfänge des Universitätsfaches Kunstgeschichte in Großbritannien*, in: *Artibus et Historiae* 5 (1984), S. 133-146
- Wuttke, Dieter (Hg.): *Kosmopolis der Wissenschaft. E. R. Curtius und das Warburg Institute. Briefe 1928 bis 1953 und andere Dokumente, Baden-Baden 1989 (Saecula spiritalia, 20)*

Bildnachweis

Trotz sorgfältiger Nachforschungen konnten nicht für alle Abbildungen die Rechteinhaber ermittelt werden. Sollte jemand in urheberrechtlicher Beziehung Rechte geltend machen, so möge er sich an die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung wenden.

S. 111, 112

gemeinfrei

S. 14, 107-110

Foto: Thomas Roider

S. 96, 100-106

Staatsarchiv Hamburg

S. 49

Kunstpalaſt - Ronald B. Kitaj
– ARTOTHEK

Umschlagfoto, S. 17, 28, 32, 34, 36, 37,
41, 43, 50, 53, 64, 90-95, 97-99

Warburg Institute London

Personenregister

Verzeichnet sind die Namen von natürlichen Personen, die im Text und in den Bildunterschriften genannt werden. Die Vorworte, die Danksagung sowie die Anmerkungen und Anhänge bleiben unberücksichtigt. Ein * verweist darauf, dass auf der angegebenen Seite (auch) ein Bild der jeweiligen Person beziehungsweise das Werk des Künstlers oder Fotografen erscheint. Verweise auf die Dissertation von Gertrud Bing, die Dissertationsgutachten und Berichte zur mündlichen Prüfung werden fett hervorgehoben.

- Alber, Franz 36*
- Anthony Ashley Cooper, 3. Earl of Shaftesbury 148
- Aristoteles 75, 154, 157, 203
- Batteux, Charles 147, 148, 156
- Baumgarten, Alexander Gottlieb 147
- Berkeley, George 142
- Bertram von Minden (auch bekannt als Meister Bertram) 52
- Biermann-Ratjen, Hans-Harder 52, 96
- Bing, Emma (geb. Jonas) 12
- Bing, Moritz 12
- Binswanger, Ludwig 17, 26
- Boccaccio, Giovanni 76
- Boccati, Giovanni 30
- Bohr, Niels 42
- Boll, Franz 19, 26
- Borinski, Karl 33
- Braden, Marietta (geb. Warburg) 7
- Brauer, Heinrich 31
- Breidecker, Volker 58
- Bruno, Giordano 74-76
- Campe, Joachim Heinrich 172
- Cantimori, Delio 40, 54, 55
- Carracci, Annibale 31
- Cassirer, Ernst 12, 13, 15-17, 20, 22-24, 26, 27, 30, 31, 33, 35, 40-42, 47, 48, 54, 62-64*, 66, 68-70, 73-76, 102, 113, 118, 120, 122, 310, 317, 322, 325
- Cassirer, Toni (geb. Bondy) 20, 33, 48
- Centanni, Monica 54-56, 58-60
- Clarke, Samuel 135
- Constable, William George 40
- Courtauld, Samuel 41
- Curtius, Ernst Robert 15, 31, 33
- Danzel, Theodor Wilhelm 69
- Descartes, René 66, 133, 135, 138, 145, 151, 152, 191
- Despoix, Philippe 1, 58
- Diderot, Denis 159
- Dubos, Jean-Baptiste 147
- Dürer, Albrecht 75, 76

- Eckardt, [Frl.] von 42
Einstein, Albert 39
Eschenburg, Johann Joachim 224
- Fechner, Gustav Theodor 324
Fein, Otto 41
Fiorenzo di Lorenzo 30
Finck, Max 51
Finlay-Freundlich, Erwin 39
Fischer, Kuno 69
Forster, Kurt W. 46
Francesco di Giorgio 30
Francke, Christoph Bernhard 111*
Frankfort, Henri 13, 47, 49
- Galilei, Galileo 136
Garin, Eugenio 48
Geiger, Moritz 66, 317
Gibson, Charles Stanley 40
Gillmor, Vaun 59, 60
Goethe, Johann Wolfgang von 63,
67, 188, 203, 223
Goldschmidt, Adolph 23
Gombrich, Ernst 38, 39, 43, 50,
54-60
Gordon, Donald James 46
Graff, Anton 112*
Guhrauer, Gottschalk Eduard 69
- Hamann, Johann Georg 169
Heidegger, Martin 63
Heise, Carl Georg 56, 57, 60, 61
Heppe, Hans von 51, 52
Herder, Johann Gottfried 169, 181
Hölderlin, Friedrich 63
Hume, David 168, 177
Hutcheson, Francis 148
- Jacobi, Friedrich Heinrich 74, 164,
169, 181, 182, 185, 322
Janentzky, Christian 67
Jerusalem, Karl Wilhelm 193, 198
Junker, Heinrich 23
- Kant, Immanuel 66, 191, 220
Kepler, Johannes 25, 26, 76
Kettner, Gustav 67, 68
Kitaj, Ronald Brooks 48, 49*
Kleist, Heinrich von 63
Kopernikus, Nikolaus 136
Kracauer, Siegfried 58
Krause, Eckart 12
- Lachmann, Karl 68
Lachmann, [Frau] 42
Langmaack, Gerhard 25
Lavater, Johann Caspar 154, 169
Leibniz, Gottfried Wilhelm 62,
65-67, 69, 71-73, 111*, 119, 120, 122,
131-136, 138, 140-142, 144, 147,
151-153, 164-166, 172, 177, 179-182,
187-189, 192, 195, 197-199, 310, 314,
320-322, 325
Lessing, Gotthold Ephraim 62, 63,
65, 67-76, 112*, 113, 117-120, 123,
131, 132, 147, 148, 150, 151, 153-
158, 164, 165, 168-173, 175-194,
196-200, 203-205, 207-211, 215-217,
220, 222, 224, 225, 310, 312, 314-
317, 320-323
Lessing, Karl Gotthelf 224
Lipps, Theodor 66, 324
Lord Lee of Fareham (Arthur Hamilton
Lee, 1. Viscount Lee of Fareham) 41
Luther, Martin 19, 26, 39, 49

- Manet, Édouard 75
 Masaccio (Tommaso di ser Giovanni di Mone di Andreuccio) 18
 McEwan, Dorothea 47
 Meier, Hans 41, 44
 Melanchthon, Philipp 49
 Mendelssohn, Moses 72, 74, 208, 315, 322
 Meyer, Thomas 35
 Michelangelo (Michelangelo Buonarroti) 75, 76
 More, Henry (bei Bing als Henry Morus) 135
- Neumeyer, Alfred 56
 Newton, Isaac 135, 136
 Nicolai, Friedrich 72, 206, 208
 Nicolaysen, Rainer 12
 Nisbet, Hugh Barr 69
- Oehlke, Waldemar 69, 71, 72
- Panofsky, Erwin 13, 24, 41, 47, 58, 62, 110
 Pauli, Gustav 23
 Perugino, Pietro 30
 Petsch, Robert 12, 13, 62, 63, 65-70, 103, 113, 119, 310, 317, 320, 325
 Pfänder, Alexander 66
 Platon 40
 Prag, Frede 57, 58
- Riegl, Alois 31
 Ripa, Cesare 33
 Ritter, Hellmut 23
 Rousseau, Jean-Jacques 169
- Saxl, Elise (geb. Bienenfeld) 35
 Saxl, Fritz 13, 15-17*, 18-25, 27, 28, 33, 35, 36, 38-44, 46-48, 55, 56, 58, 62, 77, 93*
 Saxl, Hedwig 35
 Saxl, Peter 35
 Scheler, Max 324
 Scherer, Wilhelm 69
 Schiller, Johann Friedrich von 63, 66, 154, 220
 Schlegel, Johann Adolf 148, 156
 Schmidt, Erich 67, 69-74, 170, 173, 182, 321
 Schumacher, Fritz 25
 Shakespeare, William 154, 157, 159, 203
 Solnitz, Walter 41, 54
 Stern, William (Wilhelm) 12, 113, 324
 Stockhausen, Tilmann von 39
- Tack, Laura 70
 Treml, Martin 35, 51, 58
- Vega, Lope de 159
 Volmer, [Herr] 29
 Voltaire (François-Marie Arouet) 163
- Walzel, Oskar 68
 Warburg, Aby 12, 13, 15-31, 33, 34*, 35, 36*, 37*, 38-41, 45-49*, 50-53*, 54-60, 62, 68-70, 74-77, 90*, 91*, 92*, 118
 Warburg, Eric 56, 57
 Warburg, Mary (geb. Hertz) 18, 52, 53*
 Warburg, Max 13, 17, 18, 20, 26, 29, 58

Wechßler, Eduard 23
Wedell, Siegfried 23
Witasek, Stephan 324
Wind, Edgar 13, 39, 41, 47, 56
Wundt, Wilhelm 66, 324

Dieses Werk ist im Open Access unter der Creative-Commons-Lizenz
CC BY-NC-ND 4.0 lizenziert.



Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z. B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Dorothee Gelhard, Thomas Roider 2024
Publikation: Wallstein Verlag GmbH, Göttingen 2024
Geiststr. 11, 37073 Göttingen
www.wallstein-verlag.de
info@wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond und der Thesis
Projektleitung: Dr. Johannes Gerhardt, Hamburg
Bildrecherche: Singkha Grabowsky, Hamburg
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
Umschlagfoto: Gertrud Bing, August 1933, WIA, The Warburg Institute
Lithografie: Wallstein Verlag, Göttingen

ISBN (Print) 978-3-8353-5310-7
ISBN (Open Access) 978-3-8353-8133-9
DOI <https://doi.org/10.46500/83535310>